Terpander stillt einen Aufruhr
zu Lacedämon.

Geſchichte

der

Muſik,

für

Freunde und Verehrer dieſer Kunſt.

Nach

dem Franzöſiſchen der Frau von Bawr,

frei bearbeitet

von

August Lewald.

Nürnberg,
bei Heinrich Haubenſtricker.
1826.

KOEN. FRIED.
UNIVERS.
ZU HALLE.

Vorrede.

Aus der bändereichen Encyclopédie des Dames, wählte ich die Geschichte der Musik von Frau von Bawr, um sie als Probe in einer Uebersetzung dem deutschen Publikum zu übergeben. Es ist allerdings über diese Kunst gründlicher geschrieben worden, allein eben das Gründliche und streng Wissenschaftliche ist den Dilettanten, deren die Musik mehr als jede andre Kunst zählt, zu gelehrt und für Damen besonders zu lang. Anzunehmen ist jedoch, daß jeder gern etwas Näheres über das Entstehen und Fortschreiten der Musik wird wissen wollen.

Der Ueberſetzer hat geſucht einiges Mangelhafte in dem franzöſiſchen Werke, hinſichtlich deutſcher Künſtler und deutſcher Kunſt, zu ergänzen und zu verbeſſern. Sollte dieſer Verſuch beifällig aufgenommen werden, ſo ſoll in Kurzem eine ähnliche Bearbeitung des Verſuchs über den Tanz folgen.

Nürnberg im Auguſt 1825.

Lewald.

Inhalt.

		Seite
	Einleitung . . .	VII—XVI.
I.	Aegyptier und Hebräer . . .	1
II.	Griechen	8
III.	Römer	15
IV.	Die ersten Christen . . .	18
V.	Guido von Arezzo und Franco von Cöln	24
VI.	Troubadours und Minnesänger . .	31
VII.	Entwickelung des neuen Systems .	40
VIII.	Palestrina	49
IX.	Kirchenmusik in Italien . . .	56
X.	Kirchenmusik in Deutschland . .	75
XI.	Kirchenmusik in Frankreich . .	82
XII.	Kammermusik in Italien . .	84
XIII.	Kammermusik in Frankreich und Deutschland	90
XIV.	Instrumentalmusik in Italien . .	95

Seite

XV. Instrumentalmusik in Deutschland . 104
XVI. Instrumentalmusik in Frankreich . 119
XVII. Dramatische Musik in Italien . 122
XVIII. Dramatische Musik in Deutschland . 129
XIX. Dramatische Musik in Frankreich . 147
XX. Von der komischen Oper . . 163
XXI. Von dem gegenwärtigen Zustand der Musik 171

Einleitung.

Die Musik ist von allen Künsten diejenige, welche der Mensch zuerst ausgeübt zu haben scheint; denn das graueste Alterthum selbst verbirgt uns noch ihren Ursprung und zeigt sie uns bereits bestimmten Gesetzen und Regeln unterworfen. Es ist einleuchtend, daß die Musik als Nachahmerin der Sprache, mit dieser zu gleicher Zeit entstanden ist. Wo der Mensch spricht, da singt er auch; bei den wildesten Völkern, denen noch die Kunst eine Hütte zu bauen, fremd war, hörten unsere Reisenden Tradizionen singen, womit sie ihre Tänze begleiteten; bei denen aber, die bereits einen Keim der Zivilisazion in sich trügen, fand man sogar musikalische Instrumente.

Man nimmt an, daß das Wort Musik, von Muse abstamme, weil man den Musen ihre Erfindung beimißt. Die alten Philosophen sprechen von dieser Kunst vorzugsweise. Aristoteles erklärt sie als etwas Großes, Edles und Göttliches, und nicht nur haben die frühesten Völker ihre Erfindung den Göttern, sondern auch ihren Wirkungen die wunderbarsten Kräfte zugeschrieben. Nicht nur soll Amphion, beim Klange seiner Leier, die Mauern von Theben erbaut haben, sondern nach Plutarch, hatte Terpander einen heftigen Aufruhr bei den Lazedämoniern, blos mit Hilfe der Harmonie, gestillt. Viele andre Philosophen unterließen nicht, eine Menge eben so unglaublicher Wunder zu überliefern; Alles dieß indeß beweißt zur Genüge, wie sehr die Musik die Bewunderung und den Enthusiasmus bei den Alten erregte.

In unserm Zeitalter, wo diese Kunst noch durch die Harmonie bereichert wurde, wo wir uns für geschickter und gelehrter darin als die Griechen halten, obgleich sie doch in allen andern Künsten es uns zuvor thaten, woher kommt es da wohl, daß die Musik auf uns nicht mehr diese Wirkung macht? Könnte man nicht auf

den Gedanken kommen, daß ſich die Kunſt von ihrem wahren Zwecke entfernt haben möge, welcher darin beſteht, den natürlichen Ausdruck der Sprache in Empfindungen und Leidenſchaften nachzuahmen, und daß ſie eben dadurch ihre mächtigſten Mittel, die Seele zu bewegen, verloren hat. Es gibt Viele, welche fortwährend behaupten, daß die Muſik nichts nachahme, nichts male, in dieſem ſchwachen Verſuche ſoll jedoch der Beweis des Gegentheils geführt werden.

Nicht in dieſer oder jener Sprache, die der Veränderung und dem Eigenſinne unterworfen iſt, ſoll der Muſiker ſeine Mittel zur Nachahmung ſchöpfen, ſondern in der allgemeinen Sprache, worin der Säugling auf dem Schooße der Mutter ſich verſtändlich macht, ehe er ein Wort gelernt hat. Rouſſeau ſagt von dieſer Sprache, ſie ſey accentuirt, volltönend, verſtändlich, obgleich nicht articulirt. Alle natürlichen Accente unſerer Empfindungen haben einen Charakter, der zu gleicher Zeit ſo beſtimmt und ſo allgemein iſt, daß ſie weder unverſtändlich noch zweideutig werden können. Unter allen Zonen, in allen Sprachen, werden Abſcheu, Zorn und Freude anders, wie Zärt-

lichkeit und Bitte, ausgedrückt. Nie erhebt sich, in gemäßigten Affekten, die Stimme über die Mitteltöne hinaus, und läßt weder starke noch schnell aufeinander folgende Töne hören, In den lebhaften Bewegungen wird sie höher, die Töne folgen schnell, und der lärmendere Ausdruck drückt die Bewegung und den Tumult der Sinne aus. Da überdieß die musikalische Nachahmung hauptsächlich nur den Ausdruck großer Leidenschaften zum Gegenstande hat, der sich stets aus gehaltenen und geregelten Tönen bildet, so besteht die Kunst des Musikers darin, solche Töne zu wählen, welche am nächsten die Leidenschaft bezeichnen, die er auszudrücken wünscht. Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, daß man hierunter nicht die sklavische Betonung jedes Wortes versteht, denn dieses ist an und für sich nicht möglich, und wäre auch kindisch und abgeschmackt. Die Künste imitiren zwar, doch kopiren sie nicht. Den Hauptaccent, den charakteristischen Laut, den der Schmerz entreißt, den die Lust gebiert, die Folge der wohlvernehmlichen Uebergänge, aus denen sich die Sprache des leidenschaftlichen Wesens zusammensezt, diese muß der Komponist aufgefaßt haben, von ihnen muß er durch-

drungen seyn, um sie uns veredelt wieder zu geben. Ohne diese Nachahmung wird uns seine Musik kalt lassen, und wenn sie noch so gelehrt gesezt wäre.

Ich wollte daß diejenigen, welche der Musik das Malen absprechen, einmal einen Tanz statt des Abschieds der Alceste hören sollten. Wen haben die Gesänge der wilden Einwohner von Tauris nicht ergriffen, wenn sie Orestes und Pylades in Fesseln auf die Bühne schleppen? Melodie, Rythmus, Harmonie, Alles trägt dazu bei, Entsetzen zu erregen, und das Genie des Meisters scheint hier die Laute der Kanibalen aufgefunden zu haben. Gedenkt man nun wieder jener leichten, gefälligen, witzigen Gesänge in den Werken anderer Meister, muß man dann nicht der Musik eine überraschende Nachahmungskraft zugestehen?

Das stärkste Argument, das die Verächter der Kunst vorbringen, ist, daß sie auf keinen festen Grund ruhe, und so schnellen und häufigen Veränderungen unterworfen sey. Doch hiebei muß man berücksichtigen, daß es einen Theil der Musik gibt, der allerdings der Mode und dem Eigensinne der Zeiten und der Völker unterworfen ist; was Verzierung in der Aus-

führung iſt, die größere oder mindere Begleitung u. ſ. w. Alles dieß kann verändert werden, und verändert ſich auch oft; allein der Grund bleibt ſtets derſelbe. Als Nachahmerin der Naturſprache kann ſie eben ſo wenig wie die Natur ſich verändern. „Es gibt drei muſikaliſche Prinzipe," ſagt Plutarch, „Schmerz, Freude und Enthuſiasmus, von denen ein jedes die Stimme ein wenig beugt und aus ihrem gewöhnlichen Geleiſe rückt." Das ganze Geheimniß des Komponiſten liegt in dieſen ſo naiven Worten. Jede Muſik, die nicht in dieſem Geiſte verfaßt iſt, kann weder gefallen noch von Dauer ſeyn. Kein Reichthum der Harmonie kann jemals die ausdrucksvolle Melodie erſetzen, denn dieſe iſt die Muſik als Kunſt betrachtet; das Uebrige iſt eine Maſſe von Tönen, für die man erſt einen Namen ſuchen muß. Wie viele Werke, die ſeit 25 Jahren komponirt wurden, ſind aus dieſem Grunde, obgleich lobenswerth in Hinſicht des Satzes, der Vergeſſenheit übergeben. Das Stabat von Pergoleſe wird immer noch geſungen; dieſe Töne des Schmerzes rühren unſre Seele, wie ſie die Seele unſerer Väter gerührt haben, und werden unſere Enkel ebenfalls noch rühren.

Iſt die Muſik mit der Dichtkunſt verbunden und drückt ſie Empfindungen und Leidenſchaften aus, ſo übt ſie ihre ganze Macht. Doch auch getrennt von der Sprache, behält ſie ihren nachahmenden Charakter, der dann zwar nicht ſo beſtimmt, aber deſto überraſchender erſcheint; ſie malt dann nach der ihr eigenen Weiſe. Ohne Geſtalt und Farbe wendet ſie ſich geradezu an die Seele, und dieſerhalb nannten ſie die Griechen die göttliche Kunſt. In der Verbindung unſerer Gedanken, in der Verkettung unſerer Erinnerungen findet ſie ihre ſtärkſten Mittel. Die Muſik ſtellt nicht unmittelbar die Sache dar, ſondern ſie erweckt in unſerer Seele dieſelbe Empfindung, die man hat, wenn man die Sache ſieht. Selbſt das Bild der Ruhe kann ſie uns vorzaubern, da ſie doch nur durch die Bewegung wirkt. Schlummer, Ruhe der Nacht, Einſamkeit, ſelbſt Stille, ſind Gemälde ihrer Gallerie. Nicht nur kann uns der Muſiker das ſtürmiſche Meer zeigen, die Flamme der Feuersbrunſt, das Rieſeln der Bäche, das Fallen des Regens und den Sturz der Waldſtröme, ſondern er kann uns die Schreckniſſe der Wüſte malen und die Finſterniß des Kerkers, er kann den Sturm beſchwichtigen und

die Luft heiter machen, er läßt aus dem Orchester eine liebliche Frische über die Gebüsche ausströmen. So spricht Rousseau, und wo solch eine Feder die Sache vertheidigt, darf man sich begnügen, nur Thatsachen noch anzuführen.

Kann man, zum Beispiel, die Jagd-Ouverture von Méhul anhören, ohne bei Tagesanbruch die Jäger sich versammeln und aufbrechen zu sehen? Die Pferde galoppiren in der Ebene, das verfolgte Wild entflieht keuchend und fällt; ähnliche Beispiele liefern die Vorbereitung zur Erscheinung des Geistes im Don Juan und der Genien in der Zauberflöte; der Priestermarsch in der Alceste u. s. w.

Aber, hört man fragen, wird der Mensch, der nie Musik gehört hat, für diese Art der Nachahmung empfänglich seyn? Hierauf muß man antworten, daß von allen Künsten die Musik am Meisten die Gewohnheit in Anspruch nimmt. Um sie ganz zu genießen, muß man sie oft gehört haben. Ein Wilder würde in jedem Bilde leicht den Gegenstand erkennen, den es vorstellen soll. Ihm würde eine Psyche und ein altes dickes Bauernweib immer dasselbe seyn. Allein wenn er zum ersten Male Musik hört, so würde der nachahmende Theil der Kunst für

ihn ohne Wirkung bleiben, und das rührendste Musikstück würde ihm nur höchstens wie ein angenehmer Lärm vorkommen. Dieß ist eine natürliche Folge von dem, was Rousseau sagt: „Da die nachahmenden Mittel der Musik darin bestehen, gewisse Bewegungen unsrer Seele oder unseres Geistes zu erregen, indem sie unsre Erinnerung erwecken, so muß unsre Intelligenz auf gewisse Weise auch eine musikalische Erziehung genossen haben, damit wir empfänglich für ihre Wirkungen werden.“

Allein selbst für jene, welche nicht im Stande sind den Reiz der Musik in seinem ganzen Umfange zu kosten, bleibt dennoch ein Theil derselben, der ihnen Genuß gewähren kann, und seine Macht auf alle Menschen ausübt. Niemand ist nämlich unempfänglich für die Gewalt der Töne und des Rythmus, oder vielmehr der Melodie und des Taktes. Die unbedeutendste Melodie wirkt angenehm auf uns ein, viel mehr als ein unbedeutendes Bild. Quintilian berichtet, es sey auf jedem Schiffe mit drei Ruderbänken ein Flötenbläser gewesen, weil, wie er sagte, die Musik eine Naturgabe sey, jede Mühe und Arbeit zu erleichtern. Und in der That, nichts kann wirksamer gegen Ermattung seyn. Der abgemessene Takt der Musik kommt

den Bewegungen des Körpers zu Hilfe, weßhalb auch die meisten Handwerker bei der Arbeit singen. In Persien werden Häuser eingerissen, das Erdreich geebnet und andere schwere Arbeiten verrichtet, bei dem Schall der Instrumente. Daher das gleichmäßige Schreien bei dem Einrammen von Pfählen u. s. w.

Der Marschall von Sachsen hat bewiesen, daß das Trommeln keinesweges ein leerer, unbedeutender Lärm sey, sondern daß es den Schritt des Soldaten beflügle oder hemme. Mithin übt der Rythmus allein schon eine mächtige Wirkung auf die Sinne aus, wie nun erst, wenn er zu der Melodie und Harmonie sich gesellt?

Warum jedoch wird eine Kunst, deren geringste Wirkung darin besteht, uns Thränen zu entlocken, oder unsre Seele mit süßer Freude zu füllen, oftmals als die lezte der Künste genannt? Mit dieser Frage wollen wir diese Einleitung schließen. Weit entfernt irgend eine der köstlichen Geschenke, die das Menschenleben zieren, herabsetzen zu wollen, bemerken wir blos, daß die Musen Schwestern sind, und daß wir weder derjenigen, welche Raphael's Pinsel führte, noch der, welche Pergolese begeisterte, ein Vorrecht eingeräumt zu sehen wünschen.

I.

Aegyptier und Hebräer.

Da Aegypten das erſte Land der Erde iſt, woſelbſt die Geſchichte uns beſtimmte Gebräuche, Geſetzſammlungen und eine organiſirte Regierungsform zeigt, ſo iſt es natürlich, daß man in dieſem Lande auch die erſten Spuren der Künſte ſuchen muß. Zwar finden wir Nichts, das uns einen Begriff von dem muſikaliſchen Syſteme der Aegyptier geben könnte, wohl aber eine Menge von Beweiſen, daß dieſes Volk, vom grauen Alterthume her, Muſik trieb. Plato, der eine Reiſe in Aegypten machte, um Kenntniß von den Wiſſenſchaften und Künſten dieſes Volkes zu erlangen, ſagte, daß die Muſik, welche er in den ägyptiſchen Tempeln hörte, ſeit undenklichen Zeiten ſtets dieſelbe geblieben war, daß das Volk glaubte,

ſie ſtamme von Iſis ſelbſt her, und daß durch ein Geſetz verboten war, irgend etwas daran zu ändern, da man dieſe Muſik allein für fähig hielt, die Verderbtheit der Menſchen zu bekehren. Durch Herodot wiſſen wir ferner, daß die Muſik eine große Rolle bei allen ägyptiſchen Feſten ſpielte, wie er ſich ſelbſt, während ſeiner Reiſe in dieſes Land, überzeugte.

Die Theorie der ägyptiſchen Muſik beſtand, nach Plato (im 2. Buch der Geſetze), in einer Sammlung von Bemerkungen über den natürlichen Ausdruck der Sprache.

Was die Inſtrumente der Aegyptier betrifft, ſo behaupten die Griechen, daß alle ihrigen von ägyptiſcher Erfindung waren, nämlich: die dreieckige Lyra, die einfache Flöte, die Zymbel und das Syſtrum, welches bei Opfern gebräuchlich war.

Da die Künſte ſtets, ſchweſterlich nebeneinander blühend, gefunden werden, und ſich wechſelſeitig zum Mittel dienen, ihr Gedächtniß für ſpätere Zeitalter aufzubewahren; ſo haben die älteſten Denkmäler des menſchlichen Erfindungsgeiſtes auch auf unſere Zeit die Form eines Inſtruments gebracht, deſſen Saiten 400 Jahre vor dem trojaniſchen Krieg zu Heliopolis er-

klangen. Es befindet sich nämlich auf dem einen, der durch August nach Rom gebrachten Obelisken, unter vielen Hieroglyphen, ein Instrument mit zwei Saiten und einem Halse, welches dem calascione, der noch jetzt in Neapel vorkommt, sehr ähnlich sieht. Da es einen Hals hatte, so ist es auf jeden Fall eines der vollständigsten Instrumente des Alterthums gewesen, denn der P. Montfaucon hat Abbildungen von 5000 Lyren, Harfen und Zitharen untersucht und keine einzige gefunden, wo man vermittelst der Finger eine Saite hätte verkürzen können. Dies scheint zu beweisen, daß die Musik der Aegyptier vollkommener als die der Griechen war.

Das Geschäft Musik zu treiben, war erblich bei den Aegyptiern, wie jede andre Handthierung, und die Hebräer hatten eben diese Gewohnheit von ihnen angenommen, wie wir aus ihren heiligen Büchern ersehen. Alle Priester nämlich, welche zu gleicher Zeit auch Musik treiben mußten, waren aus dem Stamme Levi. Moses, durch die Königstochter erzogen, wurde in den Künsten und Wissenschaften unterrichtet, und zwar nach Clemens von Alexandrien vor allen in der Musik und Heilkunde.

Die Gesetze, die Prophezeihungen wurden abgesungen und aus mehrern Stellen der heil. Schrift ergibt es sich, daß die Propheten nicht nur Dichter waren, sondern auch ihre Verse sangen, indem sie sich mit einem Instrumente begleiteten. Das lateinische Wort vates bedeutet Dichter, Prophet und Musiker.

So war kein Fest bei den Hebräern ohne Musik. Man sang und tanzte vor der Bundeslade. Indeß findet man im alten Testamente öfter Schlaginstrumente erwähnt, wie Zymbeln und Trommeln, als andre. Unter Samuel scheint die hebräische Musik ihren höchsten Glanzpunkt erreicht zu haben. Da jedoch die Juden sich nie der Zeichen bedienten, um ihre Musik aufzuschreiben, und sie im Alterthum, wie auch noch jetzt, blos durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt wurde, so hat man keine bestimmten Muster mehr von jenen Musikstücken, welche durch Salomos und Davids Kapelle ausgeführt wurden. Bei den deutschen Juden jedoch werden noch gewisse Weisen in den Synagogen abgesungen, die von hohem Alter seyn sollen.

II.

Griechen.

Hier finden wir die Geschichte dergestalt mit der Fabel verwebt, besonders was den Ursprung der griechischen Musik betrifft, daß man vergebens nach Wahrheit in den Schriften der Alten forscht. Einige schreiben die Erfindung unsrer Kunst dem Mercur zu, andre wollen, daß Cadmus sie den Griechen schenkte, noch andre nennen Apollo, Amphion u. s. w. als ihre Erfinder. Diese Annahmen näher zu erörtern und ihre Wahrheit auszumitteln, ist indeß keineswegs wichtig. Viel wichtiger scheint es uns den eigentlichen Karakter der Erfindung, als den Erfinder zu kennen, und wir müssen daher um so mehr den Verlust der wirklichen Kompositionen beklagen, welche nicht bis auf unsre Zeiten kamen, indem die Werke der Alten über die Musik nicht im Stande sind, diese Lücke auszufüllen, da sie uns nur eine unbestimmte Idee von ihrer Kunst geben. Diese Werke jedoch bestätigen, daß die Griechen die Harmonie nicht kannten, in dem Sinne nämlich, wie wir dies Wort heut zu Tage verste-

hen, und demnach auch von dem Kontrapunkte nichts wußten. Sie bedienten ſich zwar des Ausdrucks: Harmonie, aber lediglich um jenen Theil der Kunſt damit zu bezeichnen, welcher ſich mit der ſchicklichen Reihefolge der Töne beſchäftigt, den wir Melodie zu nennen pflegen. Uebrigens findet man in keiner ihrer Abhandlungen jemals Akkorde erwähnt, und es iſt einleuchtend, daß die Alten ſtets im Uniſono oder in der Oktave ſangen.

Ihr Syſtem, welches ganz von dem Unſrigen verſchieden war, beſtand anfänglich nur aus vier Tönen, und war, wie man nach ihren Inſtrumenten zu unterſcheiden im Stande iſt, höchſt unvollkommen. Da die Griechen der Muſik den größten Einfluß auf die Sitten zugeſtanden, ſo wieſen ſie alle Neuerungen kräftig zurück. Die Lazedämonier gaben in dieſem Punkte ebenfalls ein Beiſpiel äußerſter Strenge. Man hatte Terpander verbannt, weil er der Lyra noch eine Saite hinzugefügt hatte, und folgendes Dekret wurde von dem Spartaniſchen Senat gegen den Timotheus erlaſſen: „Da der Mileſier Timotheus in unſre Stadt kam, um unſre alte Muſik zu entweihen, und indem er die ſiebenſaitige Lyra verwarf, durch

eine größere Abwechslung der Töne die Ohren unsrer Jugend verwöhnte, und der Musik, statt der Einfachheit und Erhabenheit, die sie bis jetzt auszeichnete, einen zu künstlichen und weichlichen Karakter gab, so haben der König und die Ephoren beschlossen, dem Timotheus die Pflicht aufzuerlegen, von seinen neun Saiten die zwei überflüssigen wieder wegzunehmen und ihn aus der Stadt zu verbannen, zur Warnung für Jeden, der in Sparta einen unanständigen Gebrauch einzuführen im Sinne hätte."

Dennoch nahm ganz Griechenland dieses System an, welches zwei Oktaven begriff, und von den Alten selbst das vollkommene System genannt wurde. Die sechzehn Töne, woraus es bestand, waren in Tetrachorden abgetheilt, das heißt in Quarten. Da man aber diese Quarten auf verschiedene Arten in kleinere Intervallen theilte, so entstanden daraus die Ton- oder Klanggeschlechter, nämlich: I) das enharmonische, bei welchem die Quarte so getheilt war, daß die zwei ersten Intervallen kleiner als unsre halben Töne waren; II) das chromatische, in welchem die Quarte so eingetheilt wurde, daß die zweite Saite gegen die erste, und die dritte gegen die zweite Intervallen

bildeten, die etwas kleiner waren, als ein halber Ton, die vierte gegen die dritte aber ein Intervall, das ungefähr mit unserer kleinen Terz übereinkommt; III) das diatonische, in welchem nur ganze und halbe Stufen vorkommen.

Nach Alypius, der im Jahre 360 nach Christi Geburt lebte, und dessen Manuscript, das einzige, das uns Aufschluß über die musikalische Schreibweise der Alten gibt, in der Bibliothek von Bologna aufbewahrt wird, wissen wir, daß es nur 5 Ton-Arten gab, in denen sie zu komponiren pflegten, nämlich: dorisch, jonisch, phrygisch, aeolisch und lydisch. Diese 5 Arten wurden, je nachdem sie sich in die Höhe oder Tiefe erstreckten, wiederum in unterphrygisch, jonisch u. s. w., oder in oberphrygisch, jonisch u. s. w. abgetheilt. Wir wissen von diesen verschiedenen Weisen, daß jede einen bestimmten Karakter hatte. So war die dorische gemäßigt feierlich und eignete sich für den Krieg; die phrygische, noch ernster für den Tempel; die äolische, schmeichelnd und liebkosend, war zum Empfang der Gäste bestimmt und um Pferde abzurichten; die überdorische, zärtlich und schmachtend, eignete sich für Liebeslieder.

Man ging im Gesange von der einen Weise zur andern über, je nachdem es der Karakter der Dichtung erforderte. Es wäre für den Zweck dieses Werkchens zu weitläuftig, diesen Gegenstand ausführlicher und gelehrter hier zu erörtern.

Wenn man die große Verschiedenheit der Töne, welche diese Arten und Gattungen der Musik der Alten zuließen, berücksichtigt, so verwundert man sich nicht, wenn Plato behauptet, er habe drei Jahre zugebracht, um die Elemente der Kunst zu erlernen. Schon das Lesen der Noten war außerordentlich schwierig, da sie nach Alypius sich an 1620 musikalischer Karaktere bedienten. Da sie keine eigenthümlichen Notenzeichen hatten, so wählten die Griechen ihre Buchstaben hiezu, welche bald so, bald so gestellt, bald verlängert, bald verkürzt wurden, um Alles gehörig ausdrücken zu können. So ward das pi zur Bezeichnung von fünf Noten auf folgende Weise benützt: π, ⅄, ⊢, τ, ⅃.

Nach dem Wenigen, was uns von alter Musik zugekommen ist, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, welchen Effect diese Kunst wohl auf uns hervorzubringen im Stande ge-

weſen wäre; da wir die Art des Vortrags, ja nicht einmal die wahre Ausſprache der griechiſchen Wörter kennen. Auf jeden Fall iſt anzunehmen, daß jenes Volk, das uns die höchſten Muſter der Poeſie und Skulptur überliefert hat, nicht in der Muſik, die ihnen die wichtigſte aller Künſte war, zurückgeblieben ſeyn werde. Das einfach Schöne war ihnen das Erhabenſte in den andern Künſten, in der Muſik wird es ihnen das Kräftige, Edle und die Wahrheit des Ausdrucks geweſen ſeyn. Alles, was darüber war, ſchien ihnen vom Uebel zu ſeyn. Die Melodie trug den Vers. Es gab nur zweierlei Noten, lange und kurze, für lange und kurze Versfüße. Die Note war die Sklavin des Wortes, und Muſik und Poeſie ſo eng verwebt und in einander geſchlungen, daß man nicht mehr entſcheiden konnte, welcher von beiden eigentlich die Benennung: Melodie, zukomme. Man muß hiebei nicht vergeſſen, daß ſelbſt die Inſtrumente dem Dichter untergeordnet waren, da ſie den Geſang nur ſtets im Uniſono oder in der Octave begleiteten.

Die Griechen hatten drei Arten von Inſtrumenten, deren Formen wir aus alten Denkmälern kennen lernen. Ihre Saiteninſtrumente

waren: Lyra, Harfe, Zithare, Pſalterion u. ſ. w. Man ſpielte ſie mit dem bloßen Finger, oder mit dem Plectrum, das von Elfenbein geweſen ſeyn ſoll. Von den Blaſeinſtrumenten kennt man Flöte, Syrinx, Horn, und Trompete. Ihre Schlag-Inſtrumente waren endlich Zymbel, Trommel, Glocke u. ſ. w.

Am beliebteſten waren Flöte und Lyra. Letztere mußte jeder Dichter ſpielen können, um ſich bei dem Abſingen ſeiner Verſe zu begleiten. Die berühmten Flötenbläſer wurden ſehr geſchätzt und erlangten ungeheure Reichthümer. Plutarch berichtet von dem Vermögen des berühmten Flötiſten Theodurus, und Luzian erwähnt, daß ein gewiſſer Ismenias von Theben, zu Korinth eine Flöte um 3 Talente kaufte, welches ungefähr 6500 Gulden macht. Auch Frauen zeichneten ſich auf dieſem Inſtrumente aus. Die berühmteſte war Lamia, deren Schönheit, Geiſt und Talent ſie zum Wunder der Welt erhob. In der königlichen Bibliothek zu Paris iſt ihr Kopf, in einem Amethyſten geſchnitten, zu ſehen. Sie trägt dort den Schleier und die Binden, gleich wie es bei den Flötenſpielern üblich war. Lamia war von Athen gebürtig, aber der Wunſch, ſich in ihrer Kunſt

zu vervollkommnen, hatte sie bewogen, den Hof von Alexandrien zu ihrem Aufenthalte zu wählen; dort wurde sie Sklavin des Demetrius, da er den Ptolemäus Soter überwunden hatte. Demetrius, sehr schön und jünger als Lamia, verliebte sich in sie, und bewilligte auf ihre Bitten den Athenienſern große Vortheile, welche ihrer Gönnerin einen Tempel errichteten und sie darin als Venus Lamia verehrten.

Unter den bestehenden öffentlichen Spielen in Griechenland gab es mehrere, deren besonderer Gegenstand Dichtkunst und Musik war. Man nannte sie pythische Spiele, weil sie zu Ehren Apollos, und zum Gedächtnisse seiner Besiegung der Schlange Python, gefeiert wurden. Lange begleitete hier die Lyra die Worte der Dichter, bis endlich die Musik allein es wagte in die Schranken zu treten und die Amphictyonen einen Preis auf Musik, als selbstständige Kunst, setzten.

Die Dramen der Alten wurden gesungen. Deklamazion heißt bei ihnen Melodie. Musik und Tanz waren Hauptbestandtheile der Tragödie. Der Dialog war eine Art von Rezitativ, der Chor hingegen wurde von allen In-

ſtrumenten fortwährend begleitet, und führte den pantomimiſchen Tanz aus, den Aeſchylus erfunden hatte. Man darf annehmen, daß die dramatiſche Muſik die einfachſte war, und daß im Trauerſpiele nie die chromatiſche Weiſe benutzt wurde. Hauptſächlich war die Muſik da, um den Ausdruck zu verſtärken, und ihr größter Reiz beſtand wahrſcheinlich in dem harmoniſchen Laute der griechiſchen Verſe.

Die Schauſpielkunſt ward bei den Griechen ſehr geachtet, und ihre Dichter, die Redner, Staatsmänner oder Feldherren waren, ſpielten in den von ihnen verfaßten Stücken. Sophokles, der Erſte, der nicht auf der Bühne erſchien, mußte ſich mit ſeiner ſchwachen Stimme entſchuldigen.

Nicht blos beim Dienſte der Götter, in den öffentlichen Spielen und auf dem Theater, entzückte die herrlichſte der Künſte die Griechen, ſondern auch in Liedern, deren ſie für jede Gelegenheit, für jeden Vorfall des Lebens beſaßen. Da man weiß, daß ſie ſelbſt ihre Geſchichte und ihre Geſetze ſangen, wie denn auch das griechiſche Wort für Geſetz und Lied gleichlautend iſt, ſo kann man annehmen, die Griechen hätten mehr geſungen als geſprochen.

Bei Gastmahlen sangen in den ältesten Zeiten die Gäste im Chor das Lob der Götter; später sang ein Gast nach dem andern, indem er ein Myrthenreis in der Hand hielt. Da man später in der Musik weiter gekommen war, und die Lyra bei den Festen ertönte, sangen nur eigentliche Sänger von Profession. Diese Gattung von Gesängen nannte man Skolien. Nicht blos Wein und Liebe, sondern auch die Geschichte, der Krieg und die Moral, lieferten die Gegenstände dazu. Jede Handthierung hatte ferner bei den Griechen ihre eigenthümlichen Gesänge. Hirten=, Schnitter=, Müller=, Weber=, Ammen=Lieder wurden gesungen. Vor allem waren die Gesänge bei dem Heere eingeführt. Selbst die strengen, ungastfreundlichen Lacedämonier zogen fremde berühmte Musiker in ihr Land, um den Muth ihrer Soldaten zu beleben. Sie beriefen den Tyrtäus, der durch seine Kriegslieder berühmt war, im zweiten messenischen Krieg, und der durch ihn verursachten Begeisterung wurde der erfochtene Sieg zugeschrieben. Theben und Lazedämon führten die Flöte, Kreta die Lyra auf der Fahne.

III.

Römer.

Die Eroberung der Welt beschäftigte die Römer zu sehr, um in den Künsten mehr als schwache Nachahmer der Griechen seyn zu können. Der Geschmack an der Musik war ihnen jedoch mit allen Völkern gemein. Nach Dionis von Halicarnaß waren die Arkadier die ersten, welche griechische Buchstaben und musikalische Instrumente nach Italien brachten. Die Vocalmusik entlehnten die Römer von ihren Nachbarn, den Etruskern, diese scheint jedoch von der griechischen abzuweichen. Bei dem ersten römischen Triumphzuge, den Romulus hielt, folgten die Soldaten dem Siegeswagen in Schlachtordnung, indem sie zur Ehre der Götter Volkshymnen ertönen ließen, und ihren Heerführer zu verherrlichen aus dem Stegreife Verse absangen. Numa, der im Jahre 715 vor Christi Geburt die Regierung antrat, setzt in dem 6ten Artikel seiner religieusen Verordnungen, die Salii (Priester des Mars) ein, welches Jünglinge waren, die, dem Kriegsgotte zu Ehren, tanzen und singen mußten. Im

März, wenn das Marsfest gefeiert wurde, durchzogen sie tanzend und singend die Strassen, das Kapitol und das Forum.

Auch bei den Römern war, in den Tagen ihres höchsten Glanzes, die Musik von dem Drama unzertrennlich. Nachdem unter den Konsuln C. Sulpicius Peticus und C. Licinius Solo, die Pest in Rom gewüthet hatte, setzte man, um den Zorn der Himmlischen zu besänftigen, neue Spiele ein. Dies waren die Scenischen, eine Art theatralischer Vorstellungen, worin hetrurische Künstler zur Flöte pantomimische Tänze, nach der Art ihres Landes, ausführten. Die jungen Römer ahmten diese Tänzer nach, und mischten Scherze und grobe Verse in die Spiele. Hieraus wurden nach und nach die römischen Schauspieler, Histrionen genannt, von dem hetrurischen Worte: hister, welches öffentlich spielen bedeutet.

Die ersten Versuche in der Kunst verdankten mithin die Römer den Hetruskern, bis zur Unterjochung von Sicilien, 200 Jahre v. Ch. Geb. Kein griechischer Staat hatte eine solche Menge berühmter Männer, als Sicilien, hervorgebracht, und Rom wußte mit gewohnter Geschicklichkeit den Schatz von Kenntnissen dieses

ſes alten Volkes ſich anzueignen. Nach der Eroberung von Griechenland wurden auch alle griechiſchen Sitten nach Rom verpflanzt. Die römiſche Jugend begab ſich auf die Schule von Athen, und ſelbſt zur Zeit, wo Cicero lebte, übten die Griechen noch eine Art von geiſtiger Oberherrſchaft über die Römer aus. Demzufolge iſt mit Gewißheit anzunehmen, daß die römiſche Muſik eigentlich nichts anders, als griechiſche Muſik war. Bei dem Drama war es derſelbe Fall, da das römiſche Theater ganz dem griechiſchen nachgebildet wurde, und mehrere Stücke der römiſchen Dichter nur Ueberſetzungen waren. Man kann jedoch annehmen, daß die Muſik nie bei den Römern jene Vollendung erhielt, welche ihr bei den Griechen zu Theil geworden war. Hauptſächlich lag der Grund darin, daß ſie die Ausübung derſelben nur Sclaven überließen, während daß in Griechenland die ſchönen, die freien Künſte, auch nur von freien Menſchen getrieben wurden.

IV.

Die ersten Christen.

Die griechische Musik hatte, wie jedes Ding, ihre Kindheit, ihre Reife und ihren Verfall. Die Klagen der alten Schriftsteller bezeichnen uns, als die Epoche ihrer Entartung, jene Zeit, wo die Vokalmusik der Instrumentalmusik untergeordnet wurde. Die Lyra- und Flötenspieler, welche bei den öffentlichen Spielen sich nicht mehr die Dichtkunst begleitend, sondern frei hören lassen durften, brachten ihre Kunst zu einer solchen Vollendung, daß sie als selbstständig betrachtet werden konnte. Diese wichtige Neuerung ging von den Spielen auf das Theater über; der Chor, der immer die Melodie der Instrumente beherrscht hatte, ward nun diesen unterworfen; Prosodie und Takt wurden Sklaven der Fingergeläufigkeit; der Rythmus verschwand und mit ihm die Energie der Kunst. Die Dichter mußten ihre Verse nach den neuerfundenen Takten der Musiker einrichten, und durch die Willkühr, die darin herrschte, wurden die Verse unregelmäßig. Die enharmonische Weise war seit langer Zeit

vergessen, man hörte eine nichtsbedeutende, kraftlose Musik, wo Alles sich auf die Ausführung von Schwierigkeiten beschränkte. Dies bezeugen uns Plato, Aristoteles und andre, welche alle den Verfall der Kunst beklagen. Es ist zwar möglich, daß diese Philosophen hierin, gleich wie die neuern Musikfreunde, zu weit gingen, und das Uebel größer schildern, als es wirklich war. Vorzüglich ist uns in der Musik die Erinnerung lieb und werth, und man schreibt oft dem Verfall der Kunst zu, was nur der Schwäche, welche das Alter dem Empfindungsvermögen mittheilt, zuzuschreiben ist.

Die Musik verschwindet mit den andern Künsten in den aufeinander folgenden Revoluzionen, welche den Griechen ihre Unabhängigkeit raubten, und endlich das Vaterland des Demosthenes und Sophocles dem ottomanischen Joche unterwarfen. Es wäre uns keine Spur der alten griechischen Musik übrig geblieben, wenn nicht von den ältesten Zeiten die Künste dem Dienste der Religion geweiht worden wären. Die Tempel retteten immer einige Trümmer menschlicher Kenntnisse und Erfindungen. Da die ersten Christen die Musik zu ihren

Hymnen und Pſalmen anwendeten, ſo finden wir in dem alten Kirchengeſange ein zwar entſtelltes, aber dennoch ſehr werthes Ueberbleibſel der griechiſchen Muſik.

Da das Chriſtenthum ſich vorzüglich bei ſeinem Entſtehen im Morgenlande verbreitete, woſelbſt die erſten Kaiſer den neuen Glauben annahmen, und wo Alles durch den Rath und unter der Leitung der Kirchenväter geordnet wurde, ſo haben die Chriſten des Occidents auch alle Gebräuche und Sitten morgenländiſchen Urſprungs erhalten. Bevor die erſten Chriſten Kirchen hatten, ſangen ſie in ihren geheimen Verſammlungen das Lob Gottes, nach Art der Griechen und Hebräer. Nach der Abend-Mahlzeit fingen ihre heiligen Geſänge an. Sie ſtanden auf und es bildeten ſich zwei Chöre, der Eine von Männern, der Andre von Weibern, welche bald mit einander ſangen, bald Wechſelgeſänge anſtimmten.

Unter Konſtantin, der das Chriſtenthum annahm, wurden im Jahre 313 mehrere prächtige Kirchen gebaut, und die Chriſten mußten, um die Heiden, welche noch immer zu ihren falſchen Göttern zurückkehren wollten, zu bekämpfen, ihren Zeremonien den feierlichſten

Pomp verleihen. Der heil. Auguſtin ſchildert den tiefen Eindruck, den die Abſingung der Pſalmen zu Mailand auf ihn gemacht hat, da er nach ſeiner Bekehrung zum Erſtenmale in die Kirche ging. „Die Stimmen floſſen in mein Ohr, ſagt er, die Wahrheit mir in das Herz und die Zähren einer ſanften Frömmigkeit aus meinen Augen.“ Die Muſik, von welcher hier der heil. Auguſtin ſpricht, war nichts anders, als der ambroſianiſche Geſang, ſo genannt von dem heil. Ambroſius, der, unter Theodoſius, Erzbiſchof von Mailand war. Er iſt für den Erfinder des Kirchengeſanges angenommen worden, da er der Erſte geweſen ſeyn ſoll, der dem religiöſen Geſange Form und Regeln gab, um ihm ſeines Gegenſtandes würdig zu machen, und ihn vor der Barbarei, die zu ſeiner Zeit in den Kirchen zu herrſchen anfing, zu bewahren. Doch ſind uns nur wenige Spuren von dem ambroſianiſchen Geſange übrig geblieben, und ſelbſt bei dieſen iſt es in Zweifel gezogen worden, ob ſie von dem heil. Ambroſius herrühren. Das berühmte Te Deum laudamus, das den h. Ambroſius und den h. Auguſtin zu Verfaſſern haben ſoll, liefert uns jedoch den Beweis der hohen Vortrefflichkeit

dieſes Geſanges. Der heil. Ambroſius ſoll aus Antiochien in Syrien, woſelbſt er früher lebte, die Melodien nach Mailand gebracht haben, daher man annehmen kann, daß ſie giechiſchen Urſprungs und nach dem Syſtem der Tetrachorden komponirt waren.

In dieſem Zuſtande blieb die Muſik bis ins Jahr 590, wo ihr der Papſt Gregor der Heilige mehr Vollendung ertheilte. Obgleich er nur ſammelte, und aus den beßten Stücken des Alterthums ſein Ritual zuſammenſetzte, ſo erhielt dieſe Muſik doch die Benennung: gregorianiſcher oder römiſcher Geſang, und beſteht noch heut zu Tage ganz ſo, wie ſie der heil. Gregor einſetzte, in allen katholiſchen Kirchen.

Statt der vielen griechiſchen Buchſtaben, deren ſich die Alten als Noten bedienten, wurden nunmehr 15 Buchſtaben des lateiniſchen Alphabets geſetzt, welches die Sache ſehr vereinfachte. Dieſe 15 wurden dann wieder von dem heil. Gregor ſelbſt auf 7 reduzirt und kurze Zeit darauf die erſten muſikaliſchen Karaktere erfunden und für den gregorianiſchen Geſang angewendet. Das Bedeutendſte, das wir dem heil. Gregor zu danken haben, war die Errichtung einer Geſangſchule, um ſeine

Grundsätze, Lehren und Formen für die Nachwelt zu erhalten.

Diese Gesangschule erreichte das ehrwürdige Alter von mehr als 300 Jahren, und hatte während dieser Zeit allen christlichen Kirchen Sänger geliefert. Sie bewahrte unter andern das Bett des heil. Gregors, sein Ritual und die Peitsche auf, womit er die jungen Geistlichen und Chorknaben züchtigte, wenn sie nicht rein intonirten. Durch diese, für die Musik höchst wichtige Stiftung, wurden einige Spuren der antiken Melodie, in mitten der Invasion der barbarischen Völkerschaften, erhalten.

Den römischen Gesang brachte der heil. Augustin nach England, als ihn der h. Gregor hinsandte, um dort das Christenthum zu predigen. Später brachte ihn der h. Bonifaz von Mainz nach Deutschland und Karl der Große führte ihn in Frankreich ein. Ungefähr um eben diese Zeit sah man die ersten Orgeln im Occident. Der Kaiser Konstantin Kopronymus sandte die erste an Pipin, den Vater von Karl dem Großen. Bald darauf verbreitete sich ihr Gebrauch durch Deutschland, Frankreich und Italien. — Nun blieb die Musik auf ihrem Standpunkte stehen, und noch lange

nach dem Tode Karls des Großen waren keine Fortschritte in dieser Kunst sichtbar. Vielfache Versuche, die nach und nach in Italien unternommen wurden, bildeten kein eigentliches System, und brachten bis zum Anfange des 11ten Jahrhunderts nur Verwirrungen hervor, bis die Erfindung der Scala die erste Grundlage darbot, worauf das neuere System erbaut werden konnte.

V.

Guido von Arezzo und Franco von Cöln.

Unglücklicherweise hatte die griechische Musik bereits alle ihre Kraft verloren, als die ersten Christen sich ihrer zu bedienen anfingen. Sie nahmen ihr noch den letzten Schwung, da sie sie auf Prosa anwandten. Aus Furcht in ihren Gesängen den Melodien des heidnischen Theaters ähnlich zu werden, nahmen sie überdieß nur die einfachste Weise, nämlich die diatonische an, und diese wurde wieder mit der Zeit so verändert, daß, als Guido von

Arezzo die Scala erfand, ihm die nöthigen Nachweisungen fehlten, um das alte System wieder herstellen zu können. Aus diesem Grunde mußte Guido ein neues erfinden, welches alle Gelehrten für unvollkommner als das altgriechische halten.

Guido, mit dem Beinamen Aretino oder von Arezzo, einer kleinen Stadt in Toskana, wurde gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts geboren. Er war Mönch im Orden des heil. Benedict, im Herzogthum Ferrara. Schon in seiner Jugend beschäftigte er sich damit, auf eine neue Weise das Schreiben und Lesen der Musik zu lehren. Da die Grundregeln der Kunst zu jener Zeit sehr mangelhaft geworden waren, so nahm er sich vor, sie durch neue zu ersetzen. Statt der griechischen Tetrachorden und der Heptachorden des h. Gregors, erdachte er sich ein neues System von Hexachorden. Er fügte eine Saite unter der tiefen Octave hinzu, und bezeichnete diesen Ton mit dem Gamma der Griechen, weßhalb man seine Tonleiter noch Gamma in einigen Sprachen benennt. Die Noten nannte Guido, nach der Anfangssylbe jedes Halbverses, in der ersten Strophe des Lobgesanges an den h. Johannes:

Ut queant laxis
Re sonnare fibris
Mi ra gestorum
Fa muli tuorum
Sol ve polluti
La bii reatam.

Die ſiebente Note, die wir si nennen, benannte er nicht, ſie hieß lange b.

Mit Hilfe einer neuen Methode des Abſingens der Noten (Solmiſazion), deren Erfinder Guido gleichfalls war, wurde ſein Syſtem allgemein bekannt. Das Wichtige dieſer Erfindung erhellte ſchon daraus, daß die Schüler, welche bis dahin 10 Jahre brauchten, um Muſik leſen zu lernen, nunmehr in einigen Tagen dieß erlangten und in einem Jahre geſchickte Sänger wurden. Der Papſt Johann XIX. (nach andern Johann XX.) wollte ſich von dieſem Wunder überzeugen, und ließ im Jahre 1022 Guido zu ſich einladen. Der berühmte Mönch überreichte ihm ſein Geſangbuch, welches nach der neuen Methode geſchrieben war, und der Papſt, nachdem er die Geſangsregel geleſen hatte, machte ſelbſt den Verſuch und überzeugte ſich von der Wichtigkeit dieſes Verfahrens.

Guido erleichterte nicht blos das Leſen, ſondern er vereinfachte auch um Vieles die Schreibmethode. Seit dem h. Gregor waren viele Verſuche hiezu gemacht worden. Man ſtellte die 7 Buchſtaben auf parallellaufende Linien, und zwar ſo, daß ſie die Höhe oder Tiefe der Stimme verſinnlichten. Guido begnügte ſich den Buchſtaben an den Anfang der Linie zu ſetzen, und ſo oft er wiederkehrte, machte er einen Punkt auf die Linie. Auch ſetzte er Punkte in die Zwiſchenräume der Linien; indem er ſich dieſer Intervallen bediente, um die Stufenleiter zu bezeichnen, ſo vereinfachte er das Notenſyſtem, welches dadurch leichter zu begreifen wurde.

Man hat mit Recht behauptet, daß Guido nicht allein alles dieß erfunden hat, ſondern daß er nur ein Lehrgebäude aus allen, ſelbſt von Andern, gemachten Entdeckungen zuſammentrug. Er ſpricht in ſeinen Schriften von verſchiedenen Erfindungen, die vor ihm bekannt waren, deren er ſich bediente. Dennoch verdienen ſeine Beſtrebungen den Dank der Nachwelt in hohem Grade und ſein Name die Berühmtheit, die ihm zu Theil geworden iſt. Man macht ihm zwar den Vorwurf, er habe

das altgriechiſche Syſtem ganz umgeſtoßen, indeß wenn man annimmt, wie dieſes zu ſeiner Zeit ſchon ſo entartet und entſtellt war, daß es nicht mehr gerettet werden konnte, und wenn man bedenkt, daß Guido es vorziehen mußte, der Erfinder der neuen Methode zu ſeyn, ſtatt der Verbeſſerer des griechiſchen Syſtems zu heißen, ſo iſt er vor dieſer Anſchuldigung ſicher gerechtfertigt.

Da Guido der erſte war, der in ſeinen Schriften des Kontrapunkts erwähnte, ſo hielt man ihn lange Zeit auch für deſſen Erfinder; dieß iſt indeß falſch. Der Kontrapunkt ward viel früher gekannt, und war durch den Gebrauch, den Geſang mit der Orgel in allen Kirchen des Occidents zu begleiten, entſtanden. Zuerſt geſchah dieſe Begleitung im Uniſono; allein die Leichtigkeit, mit welcher dieß das gleichzeitige Hören mehrerer Töne zuließ, gab die Veranlaſſung wahrzunehmen, daß eine Vereinigung gewiſſer Töne dem Ohre angenehm ſey. Man nahm die kleine Terze an, jedoch blos bei den Endungen; dann ging man behutſam weiter und gerieth auf die Quarten, Quinten u. ſ. w. Dieſe Methode hieß organiſiren. Man wendete ſie dann auch auf die

Stimme an und ſo entſtanden die Kompoſizionen zu zwei und mehreren Parthien, welches man Kontrapunkt nannte, weil damals, wie ſchon geſagt, die Noten nur durch Punkte bezeichnet wurden, die, wenn der Geſang mehrſtimmig war, ſich vervielfältigten, ſo daß gegen jeden Punkt noch einer geſetzt wurde. Durch dieſe Erfindung kam die Harmonie bei den Neuen auf, ehe ſelbſt die einfachſten und wichtigſten Regeln der Melodie feſtgeſetzt waren; denn ohne Rythmus iſt keine wahrhafte Melodie möglich und die in Europa, ſeit der Ueberſchwemmung der Barbaren, eingeführten Sprachen waren allem Rythmus entgegen, der gänzlich mit den lateiniſchen und griechiſchen Verſen verſchwunden zu ſeyn ſchien. Daher hatte man verſucht, lange und kurze Tempos zu meſſen; allein die vorhandenen höchſt unbeſtimmten Regeln langten hiezu keineswegs aus. Guido's Punkte drückten keine Quantitäten aus, der Kirchengeſang (cantus firmus, canto firmo, plain-chant) ſchritt immer in gleichen Noten fort, und da die Verſe auch kein Maaß hatten, ſo war es nothwendig geworden, den Rythmus mit der Muſik zu verbinden.

Endlich erſchien, gegen die Mitte des 11ten

Jahrhunderts, Franco von Cöln, welcher die Arbeit seiner Vorgänger untersuchte, sie erweiterte, verbesserte und der mit vollem Rechte verdient der Erfinder des musikalischen Rythmus zu heißen. Er unterschied nur drei Grade des Zeitmaßes, nämlich: das lange, kurze und halbkurze. Erst gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts vervielfältigte man das Zeitmaß, gab ihm mehrere Unterabtheilungen, und den Noten die Gestalt, welche sie in diesem Augenblick haben. Der Gebrauch der Querstriche, um die Takte abzusondern, ist jedoch sehr neu und höchstens 200 Jahre alt; daher ist es sehr schwer, alte Musik richtig zu lesen, weil man den Takt nicht gleich treffen kann.

Die Erfindung der Tonleiter (Gamma, Scala), der Harmonie und des Rythmus, welche im 11ten Jahrhundert statt fand, mußten natürlich regelmäßigere und freiere Kompositionen, als die bisherigen, zur Folge haben. Die Kreuzzüge waren jedoch der weitern Ausbildung dieser, wie jeder andern, Kunst hinderlich, und von Guido von Arezzo bis zum Jahre 1400 blieb die Erfindung so ziemlich stehen, und beschränkte sich auf den ernsten Kirchengesang und auf die freundlichen Weisen der Troubadours.

VI.

Troubadours und Minnesänger.

Wie groß auch der Einfluß seyn mag, den die Sprache auf die Musik ausübt, so glaube ich dennoch nicht, diesen Abschnitt mit einer Untersuchung über die Bildung unserer modernen Sprachen anfangen zu müssen. Es ist genug zu wissen, daß gegen das 8te Jahrhundert eine vulgäre Sprache selbst in Rom das Lateinische zu verdrängen begann, und daß gleichzeitig damit auch der Reim entstand. Die ersten gereimten Hymnen wurden Prosen genannt, weil Quantität und Maaß der Sylben, wie sie bei den Alten eingeführt waren, hier wegfielen, und man daher diese unrythmische Verse nicht mit dem Namen Poesie beehren wollte. Das Stabat mater ist eine solche Prosa.

Die Italiener sollen diese Dichtungsart den Provençalen nachgeahmt haben. Die Provence nämlich war die Wiege jener Sänger, welche Troubadours genannt wurden. Sie durchzogen Frankreich und hielten sich an den Höfen der

Könige und Großen auf. Ohne andere Empfehlung, als die ihres Talentes, ohne Vermögen, als ihre Harfe, waren sie überall willkommen, und verweilten, nach ihrem Belieben, in Hütten und Palläſten. Ihre Lieder, womit sie die Gaſtfreundſchaft vergalten, waren kleine gereimte Dichtungen in der Sprache des Romanzo oder der provencaliſch-romaniſchen Sprache, welche jedoch in Languedoc, Dauphiné und Aquitanien gebräuchlicher war, als in der Provence, obgleich sie obigen Namen führte. Der Gegenſtand der Lieder der Troubadours war Liebe und Krieg. Dichtung ſowohl als Muſik war ihr Werk, und man findet bereits in dieſen ganz unregelmäßigen Kompoſizionen, die oft ſogar des Geſchmacks entbehren, den Keim der künftigen Poeſie Frankreichs und Italiens.

Nicht nur beſchränkten ſich die Troubadours, die Edelfrauen durch ihre Lieder der Liebe zu ergötzen, ſondern ſie folgten kühn dem Ritter in den Streit, wo ſie Schlachtgeſänge anſtimmten. Gleich den alten Deutſchen hatten auch die Franken die Gewohnheit, Kriegslieder im Chore zu ſingen, wenn ſie auf den Feind losgingen. Karl der Große liebte dieſe Lieder, ſammelte ſie und wußte ſie ſogar alle auswendig.

dig. Eines der berühmteſten davon war das Rolandslied, welches noch in der unglücklichen Schlacht bei Poitiers, unter dem König Johann, von den Franzoſen geſungen wurde.

Einer der erhabenſten Beſchützer der Troubadours war Wilhelm IX., Graf von Poitiers, der ſelbſt Dichtkunſt und Muſik trieb. Er ward im Jahre 1071 geboren, und ihm verdanken wir das älteſte Gedicht in romanziſcher Sprache, das auf unſre Zeit gekommen iſt, obgleich dieſer Dialekt lange vor ihm geſungen und geſprochen wurde. — Damals waren die Troubadours in Frankreich ſo hoch geehrt, daß ſie ſich in's Unzählige vermehrten. Diejenigen, welche nicht ſelbſt zu ſingen verſtanden, oder keine Stimme dazu hatten, ließen ſich von eigenen Leuten ſingend oder ſpielend begleiten, und dieſe hießen Meneſtrels, Jongleurs u. ſ. w.

Die üblichſten Inſtrumente zu jener Zeit waren: die Harfe und die Violine. Erſtere war viel kleiner, als ſie es jetzt iſt, und galt für die edelſte Begleiterin des Geſanges, demungeachtet war die Violine in großer Gunſt bei den Meneſtrels. Sie ward, gleich der unſrigen, mit dem Bogen geſtrichen, wie

man dieß noch aus alten Bildsäulen ersehen kann.

Der Name Menestrel oder Menestrier, war im 8ten Jahrhundert der Titel, den der Kapellmeister des Königs Pipin, des Vaters von Karl dem Großen, führte. Hierauf wurde er dem Leiter des Chors zugetheilt, bis er jenen irrenden Künstlern beigelegt wurde, deren einziges Unterhaltsmittel die Musik war. Man theilte sie in 4 Klassen. Erstens: Troubadours, welche ihre eigne Verse sangen; zweitens: Sänger, welche Dichtungen absangen, deren Verfasser nicht selbst im Stande waren, dieß zu thun; drittens: Erzähler oder Romanciers, welche in einer Art von Gesang ihre Geschichten erzählten; und viertens: Jongleurs, welche auf Instrumenten spielten.

Die ungeheure Menge dieser musikalischen Dichter, welche im Mittelalter ihr Wesen trieben, beweist, daß die Ausbildung einer Kunst nicht von der Anzahl derjenigen abhängt, welche sich mit ihr abgeben. Es ist merkwürdig, daß von allen diesen Komponisten man nicht einen angeben kann, der als Muster und Beispiel auf seine Nachfolger eingewirkt habe, und daß, mit Ausnahme Wilhelms von Poitiers und des

berühmten Blondel, des Freundes von Richard Löwenherz, kein einziger einen bedeutenden Namen zurückließ.

Unter der Regierung Philipp Augusts arteten die Sitten der Menestrels und Jongleurs dergestalt aus, daß sie aus Frankreich verbannt wurden. Selbst die Troubadours, die man allgemein für die Urheber feiner Sitte und Galanterie hält, wurden ausschweifend, und sahen sich ebenfalls aus Frankreich verwiesen. Dieses Anathema brachte ihrer Kunst einen tödtlichen Schlag bei.

Die Nachfolger Philipp Augusts beriefen die Menestrels wieder zurück, aber oft wurden sie wieder unterdrückt. Im Jahre 1330 hatte Paris eine eigene Gesellschaft von Menestrels, die den Namen Ménestraudie führte. Ihr Vorsteher hieß: König der Menestrels, sie bewohnten eine eigene Straße und stifteten eine Kirche, deren Patrone sie waren. Die Troubadours verschwanden hauptsächlich durch die Veränderung der Sprache. Die südlichen Provinzen des Königreichs wurden nach und nach der Krone einverleibt, es bildete sich eine allgemeine Sprache, die jetzige französische, und man dichtete in dieser. Mit der romanzi-

ſchen Sprache hörten auch die romanziſchen Dichter auf.

Die älteſten Lieder im Franzöſiſchen, die ſich bis auf uns erhalten haben, ſind von dem unglücklichen Renaud, Kaſtellan von Coucy, der im Jahre 1200 lebte, und durch ſeine Liebe zur Gabrielle de Vergy, der Gemalin Auberts de Faïel, und ſein trauriges Ende berühmt wurde. Dieſe Muſik iſt auf vier Linien geſchrieben, in viereckig gebildeten Noten, im ges Schlüſſel, und findet ſich in den: mémoires historiques sur Raoul de Coucy, 12. Paris 1781 geſammelt. Der Takt war damals gänzlich dem Willen und der Geſchicklichkeit des Sängers anheimgeſtellt.

Von allen Geſängen des 13ten Jahrhunderts, deren wir eine große Menge beſitzen, zeichnen ſich vorzüglich die des Königs Thibaut von Navarra aus. Dieſer Fürſt hegte eine heftige Neigung für Blanche, die Mutter des h. Ludwig, und legte ſich, theils um ihr zu gefallen, theils um ſich dieſe unglückliche Liebe aus dem Sinne zu ſchlagen, auf die Muſik. Er hat, nach dem Zeugniſſe mehrerer alten Schriftſteller, die lieblichſten und melodiöſeſten

Gesänge gemacht, welche bis dahin gehört worden waren.

Es ist gewiß, daß mehrere Lieder dieses Königs, wenn man sich die Mühe geben wollte sie in Takten abzutheilen, für Kompositzionen unserer Zeit gelten könnten. Die Melodie, deren Erfindung ihm zugeschrieben wird, zeigt keine Spur mehr von dem Ungeschmack der ersten Versuche dieser Art. Sie ist so geregelt und anmuthig, daß man in Versuchung käme, zu behaupten, dieser Theil der Komposizion sey seit dem 13ten Jahrhundert nicht bedeutend vorgeschritten, und man verwundert sich darüber, daß die Königin Blanche für solche zarte Ergießungen nicht empfänglicher war.

Lange Zeit nach diesem dichterischen Könige beschränkte sich die ganze Vokalmusik in Frankreich auf Lieder, die man lais, virelais und Balladen nannte. Aus der Zeit der Troubadours besitzen wir überhaupt: Wettgesänge (tensons), Satiren (Sirventes), Kriegs- (Soulas), Liebes- (lais), Schäferlieder (pastourelles); Morgen- (aubades), Abendständchen (Serenades). Ferner die künstlichen retrouanges und redondes. Es scheint jedoch nicht, daß man

den Kontrapunkt auf dieſe verſchiedenen Arten angewendet habe.

Faſt um dieſelbe Zeit blüheten in Deutſchland die Minneſänger, auch ſchwäbiſche Dichter genannt, weil dieſe Mundart in ihren Liedern vorherrſcht, die zwar ſo Manches von ihren Nachbarn angenommen hatten, jedoch auch viel Eigenthümliches beſaßen. Wie die Troubadours, waren ſie Dichter, Komponiſten und Sänger, daher ſie auch von ihren Zeitgenoſſen: Fiedler und Spielleute genannt wurden. Das fröhliche, ritterliche Leben der Höfe gab ihren Werken einen Grad von Zierlichkeit, Pracht und Beredtheit, die wir noch jetzt an ihnen bewundern. Auf die Muſik dieſer, an Abwechslung des Versmaaßes und der Eintheilung ſo überreichen Dichtungen, können wir — da uns nichts davon bekannt iſt — nicht ſchlieſſen, doch dürfen wir annehmen, daß dieſe Sänger in Erfindung neuer Weiſen unerſchöpflich geweſen ſeyn müſſen. Ihre Dichtungen, blos als ſolche, gehören eigentlich nicht hieher, wir begnügen uns daher den älteſten Minneſänger, Heinrich von Veldeck, der 1180 lebte, ferner den trefflichen Walther von der Vogelweide, Reimar den Alten, Reimar von

Zweter, Ulrich von Lichtenstein, Hartmann von der Aue u. s. w. als die beliebtesten dieser Liederdichter hier anzuführen. Tieck hat ihr Andenken, durch die Herausgabe seiner Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, unter uns erneuert. Mit dem Anfange des 14ten Jahrhunderts verstummten diese Nachtigallen, und der Kunst bemächtigten sich die Bürger in den Städten, die gleich eine Zunft daraus machten, welche sie Meistersängerzunft nannten. Der Einzige Dichter unter den Meistersängern war Hanns Sachs.

An Allem, was uns von jener Zeit übrig blieb, bemerken wir weder einen zweistimmigen Gesang, noch einen begleitenden Baß. Mit Ausnahme einiger Kompositzionen des Wilhelm von Machan (st. 1370) für ein Triplum, einen Tenor, einen Kontratenor, und eine vierte Stimme ohne Namen, scheint die Harmonie ihre himmlischen Klänge nur in den Kirchen verbreitet zu haben; wie sie jedoch hier sich schnell zu entwickeln begann, werden wir sogleich erfahren.

VII.

Entwickelung des neuen Systems.

Erst im 15ten Jahrhundert bildete sich ein System der Harmonie, und die Erfindung des Kontrapunktes ward von einer Wichtigkeit, die man nun erst einzusehen begann. Johann von Muris, gebürtig aus der Normandie, ein Nachfolger und Verbesserer des Franco von Cöln, hatte um das Jahr 1345 besonders den theoretischen Theil der Kunst ausgebildet; wie denn noch jetzt mehrere seiner gegebenen Regeln befolgt werden. Nach ihm schrieben Johann Tinctor, Kapellmeister des Königs von Neapel, und besonders Franchino Gafforio, Kapellmeister an der Kathedralkirche zu Mailand und Professor an der, durch L. Sforza gestifteten, öffentlichen Musikschule, mehrere Traktate, worin sie auf eine bestimmte Weise das System der Maaße und die Grundsätze des Kontrapunkts feststellten. Das wichtigste Werk des Letztern, welches den Titel: Pratica musica, Mailand 1496, hat, ist eine der ersten Abhandlungen über diese Kunst, welche durch die Buchdruckerei bekannt gemacht wurde.

Durch dieſe Werke ward zwar ein regelmäſſiges Lehrgebäude begründet; allein die Theorie war der Praxis vorangeeilt, oder ſchritt ihr mindeſtens zur Seite. Der Kanon war erfunden worden, zu ihm geſellte ſich die Fuge; alle Schönheiten der Harmonie wurden empfunden, und eine Menge Eingeweihter ſchrieben mehrſtimmige Meſſen und Chöre mit eben ſo großer Korrektheit als Leichtigkeit.

Es iſt nicht mehr als billig die Erſten zu nennen, welche für mehr als 200 Meiſter, die von 1450 bis 1580 blüheten, die Bahn brachen. In England waren es Dunſtable und John Hambois, der erſte Doktor der Muſik; in Frankreich werden Du Fay und Binchois für die Patriarchen der Harmonie angeſehen, obgleich nichts von ihren Werken bis auf uns gelangte. Einen einzigen ſechsſtimmigen Kanon ausgenommen, der in Burney's General History of music, Tom. II. pag. 405 zu finden iſt.

Johannes Tinctor führt beſonders Dunſtable als den Schöpfer einer neuen Kunſt an, indeſſen ſind die ſchnellen Fortſchritte des Kontrapunkts wohl Mehrern zuzuſchreiben, die

jedoch, da die Buchdruckerkunst noch nicht im Schwunge war, für uns verloren gehen mußten.

Ohne über die Ausmittelung des eigentlichen Erfinders der mehrstimmigen Musik gelehrte Untersuchungen anstellen zu wollen, genügt es uns zu wissen, daß er gleichzeitige Nachahmer fand; wie auch die Schriftsteller, welche über Harmonie schrieben. Die flammändische Schule glänzt hier vor Allen mit ihrem Jakob Obrecht, der den berühmten Erasmus zum Schüler hatte, und um das Jahr 1467 geboren wurde, ferner mit Okeinheim und dessen Schüler Josquin Desprès. Lezterer war der größte Komponist seiner Zeit. Er war ein Niederländer von Geburt und Sänger in der päpstlichen Kapelle zu Rom, hierauf kam er an den Hof Ludwigs XII., wo er Kapellmeister wurde. Er wird von allen gleichzeitigen Schriftstellern, hinsichtlich der Originalität, des Ausdrucks und der gründlichen Kenntniß der Regeln sowohl, als auch aller Hilfsmittel der Kunst, zuerst genannt. Adami erwähnt dieses Komponisten in seiner Geschichte der päpstlichen Kapelle mit den Worten: „un uomo insigne per l'invenzione," und die Musiker sagten von ihm: Er macht aus

den Noten, was er will, die Andern machen daraus, was sie können.

Guichardin behauptet, daß die flammändische Schule für ganz Europa Sänger und Komponisten lieferte. Man findet den korrektesten Kontrapunkt, die gelehrtesten Fugen in dieser Schule, bis zur Zeit, wo Palästrina glänzte. Italien, Frankreich und Deutschland brachten damals wenig Musiker hervor. In dem leztern Lande bemerkte man jedoch H. Finck, H. Isaak und L. Senfel. In Spanien fanden sich, ausser mehrern geachteten Sängern, der gelehrte Morales, der die berühmte Motette: lamentabatur Jacob sezte, welche noch alle Jahre am ersten Fastensamstage in Rom gesungen wird; ferner Salinas, einer der gründlichsten Theoretiker des 16ten Jahrhunderts. England, das späterhin keinen bedeutenden Komponisten aufzuweisen hat, glänzte damals mit Thomas Saintwir, Robert Fairfax u. a. Die Franzosen zählten Anton Bromel, einen Schüler von Okeinheim, Peter Larue, Jean Mouton, Kapellmeister bei Franz I., Arcadet, Goudimel und mehrere Andere, zu ihren beßten Komponisten. Die Italiener standen gegen die Flammänder und Franzosen bedeutend zurück,

obgleich man bei ihnen den Kontrapunkt erfunden hatte, und ihn sowohl in Rom und Florenz, in lezterer Stadt sogar auf weltliche Musik, in Anwendung brachte. Jedoch muß man berücksichtigen, daß die Nachrichten und Verzeichnisse der päpstlichen Kapelle im Jahre 1527, bei der Einnahme von Rom durch Karl V., wahrscheinlich verloren gingen, und demnach die Namen der Komponisten vor dem 16ten Jahrhundert der Vergessenheit übergeben worden sind. Dem Bemühen des Ottavio Petruccio da Fossembrone verdanken wir den Druck und die Herausgabe der vierstimmigen Messen der französischen und flammändischen Meister in den Jahren 1503 und 1508, denen er vier- und fünfstimmige lateinische Motetten folgen ließ. Aus dieser vortrefflichen Sammlung hat Heinrich Loris oder Lorit, mit dem Beinamen Glareanus, weil er in Glarus in der Schweiz (1488) geboren wurde, einen Auszug veranstaltet, der Beispiele einer höchst vollendeten Harmonie enthält. Dieser Loris war ein Freund des Erasmus, der ihn in seinen Briefen als einen Mann von tiefem und vielumfassendem Wissen schildert. Der Kaiser Maximilian I. ließ ihn mit Lorbeer krönen. Sein Werk, über

die Muſik, worin auch obige Auszüge enthalten ſind, und das einen vollkommenen Begriff von dem Zuſtande der Muſik um das Jahr 1500 gibt, iſt ſehr ſelten geworden. Es iſt Dodechachord betitelt.

Gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts, als die Stimmen, durch die Ausbildung des Kontrapunkts, immer vermehrt wurden, erhielt die Tonleiter ſechs Abtheilungen, deren jede einer andern Stimme angeeignet wurde, welche man auf folgende Weiſe unterſchied: Baß oder die tiefſte Männerſtimme; Baryton, der Uebergang von der Tiefe zur Höhe in der Männerſtimme; Tenor, die natürlich höchſte Männerſtimme; Kontrealt, die tiefſte Weiberſtimme; Mezzo-Sopran, der Uebergang zur Höhe, und Sopran, als höchſte Stimme. Dieſe Benennungen finden noch heut zu Tage ſtatt.

Im 16ten Jahrhundert wurde das Tonſyſtem, welches noch von den Griechen herſtammte, verworfen und durch das Tonſyſtem der Neuern erſezt. Die kirchlichen Tonarten, in welchen noch Spuren der Tetrachorde zum Grunde lagen, hörte auf und man nahm zwei neue dafür an, nämlich die große oder dur Tonart, welcher der harte oder vollkom-

mene Dreiklang zum Grunde liegt, deren Leiter in dem Gesang enthalten ist:

c d e f g a h c

und die kleine oder moll Tonart, welche hinaufsteigend folgende Leiter hat:

a h c d e fis gis a

und hinabsteigend:

a g f e d c h a.

Da das neuere System aus 12 Saiten oder verschiedenen Lauten bestand, und ein jeder dieser Laute wiederum die Tonika oder das Fundament eines Tons werden konnte, so entstehen daraus 12 Töne; und da die dur und moll Tonart auf jeden Ton anwendbar sind, so gibt es hienach in der Musik 24 Tonleitern oder Tonarten im weitern Sinne, wobei man unveränderlich stehen geblieben ist.

Diese große Veränderung in dem Tonsystem brachte natürlich gleiche Veränderungen in der Melodie und Harmonie hervor. Bis gegen das Ende des 15 Jahrhunderts blieben alle Kompositzionen streng bei der diatonischen Tonleiter, ohne Modulazionen in der Tonart, und wenn man gleich in den ersten Messen, die gedruckt wurden, einige Dissonanzen findet, so

ſind dieſe doch nur in den Uebergängen enthalten.

Dieſe Reinheit ſicherte in der That der Harmonie eine große Feſtigkeit bereits im Entſtehen, aber ſie theilte der Melodie zu viel Einförmigkeit mit. Claudio Monteverdo, Meiſter der lombardiſchen Schule, ſchuf um das Jahr 1590 die Harmonie der Dominante, oder der herrſchenden Note. Er war der Erſte, der die Septime der Dominante und ſelbſt die None ohne Vorbereitung anzuwenden wagte. Er nahm zuerſt die kleine Quinte als Konſonanz, welche man bis dahin ſtets als Diſſonanz erachtet hatte.

Um dieſe Zeit kam L. Viadana aus Lodi auf den Einfall, dem Inſtrumentalbaſſe eine von dem Geſangbaſſe abweichende Melodie zu geben, welche bis dahin ganz gleichlautend war; ferner denſelben durch das ganze Muſikſtück ausſchließend herrſchen zu laſſen, ihn als Grund und Stütze der ganzen Kompoſizion zu betrachten und durch Ziffern die Akkorde zu bezeichnen, welche er enthalten ſollte.

Alle dieſe Neuerungen fanden bei den Meiſtern und Liebhabern der alten Methode lauten Widerſpruch, und wurden nur bei der weltli-

chen Musik angewendet. Die geistliche Musik hingegen behielt ihre alten Weisen; allein mit dem Ende des 17ten Jahrhunderts fing man an, die Kirchenweise als Formel zu betrachten, um die neuere Art danach zu regeln, und zu Folge dieses Grundsatzes wandte man die Tonalharmonie darauf an.

Der Gebrauch war es, welcher die neuen Methoden eingeführt hatte, und die Harmonie war zufällig und nach und nach entstanden. Eben so wie die großen Dichter die Sprache bildeten, neue Worte schufen und neue Wendungen gebrauchten, ehe Regeln darüber bestanden, so erbauten Palestrina's und seiner Zeitgenossen bewundernswerthe Kompositionen, das vollständige System der Harmonie. Die Theoretiker kamen erst nach diesen großen Meistern und sammelten Gesetze, welche der Genius bereits diktirt hatte. Zarlin, Atusi, Zacconi und viel später Berardi, Benoncini und Gaspari, faßten Regeln und Vorschriften nach den Kompositionen der lezten Jahre des 16ten Jahrhunderts ab, und seit jener Zeit ist der didactische Theil der Kunst fast unverändert geblieben. Zwar hat man später dahin gestrebt, neue Systeme der Harmonie zu erschaffen, wie Rameau,

Rameau, Tartini u. a. aber vergebens. Dieſe Neuerungen hatten für den erſten Augenblick Anhänger und Widerſacher, wurden dann geprüft und der Vergeſſenheit überantwortet.

VIII.

Paleſtrina.

Unter Italiens ſchönem Himmel ward die Melodie, welche mit Griechenland untergegangen war, wieder geboren. Welche Sprache iſt auch wohl dazu mehr geeignet, geſungen zu werden, als die — von welcher Metaſtaſio ſagt — ſie ſei ſelbſt ſchon Muſik. Dieſe Sprache, welche ſo glücklich war, früher als alle andere aus gebildet zu werden, die bereits ihren Dante hatte, während in andern Ländern noch der ungeregelte Geſang der Troubadours und Minneſänger erſcholl.

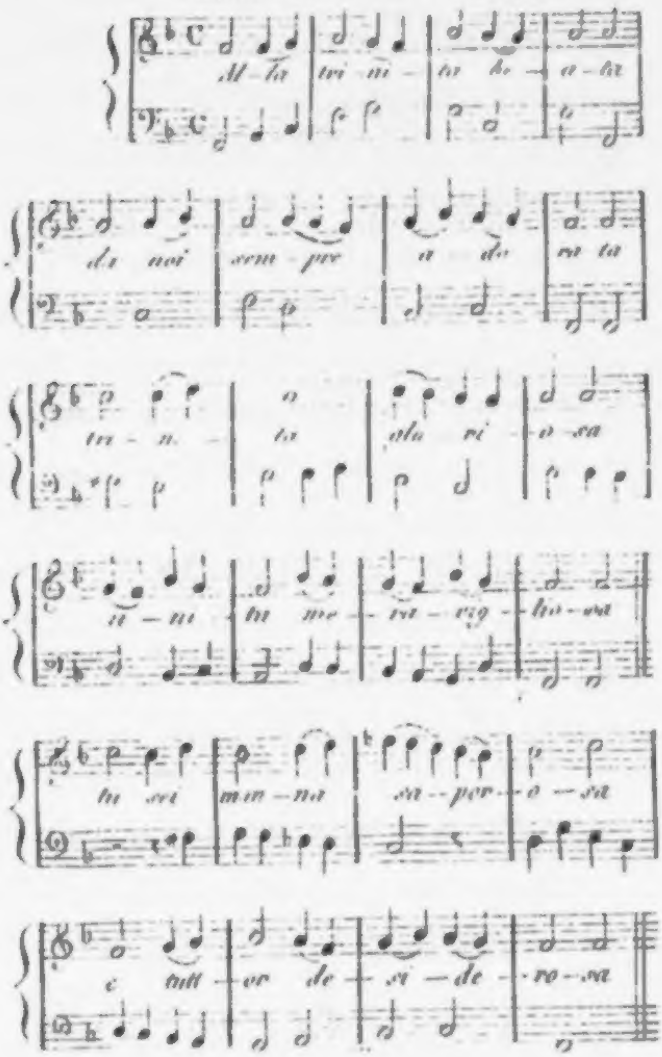
Der Pater Meneſtrier iſt der Meinung, daß die Hymnen und Kantiken von den Pilgern herrühren, die nach Paläſtina zogen und mehrere italieniſche Schriftſteller nennen den

h. Franz von Aſſiſi (geb. 1182) als einen von denen, die ſich damit beſchäftigten, geiſtliche Lieder unter dem Namen: Laudi, zu verfertigen. Dieſe Laudi enthalten das Lob Gottes, der heil. Jungfrau, der Heiligen und der Märtyrer. Sie ſind darin den Hymnen ähnlich, weichen aber in der Form ſehr von ihnen ab; da jene ganz griechiſchen oder römiſchen Urſprungs, dieſe aber rein italieniſcher Erfindung waren. Im Jahre 1310 bildete ſich in Florenz eine Geſellſchaft, welche den Zweck hatte, dieſe Laudi vollkommener zu machen, deren Mitglieder ſich Laudiſten nannten und noch im J. 1770 beſtanden. Man kann ſowohl hieraus, als auch aus der großen Menge von Sammlungen dieſer Liederart, die im Druck erſchienen, auf den Werth ſchlieſſen, welche der Ausbildung der genannten Gattung beigelegt wurde.

In der alten florentiniſchen Sammlung iſt vor jeder Kantike die Geſangsweiſe angemerkt. Dieſe Kompoſizionen ſind einfach, einſtimmig aufgeſchrieben und ohne Baß, jedoch ſo melodiſch, daß es nicht unangenehm ſeyn wird, hier ein Beiſpiel zu finden, wie man zu jener Zeit in Italien bereits ſang.

Außer den Laudi's kennen wir keine andere

LAUDI. A la S.te Trinité.



Art der Komposizion, die vor der Erfindung des Kontrapunktes in Italien herrschte. Man findet nur in dem Leben einiger Maler, daß sie die Musik getrieben hatten, ehe sie ihre Kunst ergriffen. So spielte Leonardo da Vinci verschiedene Instrumente und hatte sogar eine neue Lyra erfunden. Auch besaß Italien berühmte Sänger, deren Talent, besonders was den Ausdruck betrifft, von den alten Schriftstellern sehr hoch gerühmt wird. Allein um mit Gewißheit zu Werke schreiten zu können, muß man mit Palestrina anfangen.

Mit diesem großen Künstler eröffnet sich eine neue Aera in der Musik. Er hob diese Kunst zu einem Grade der Vollendung, von dem man vor ihm keine Ahnung hatte. Palästrina, Leo und Allegri bilden jenes Kleeblatt, von denen der begeisterte Tiek, in seinem Phantasus, sagt: „Ich hatte immer nach Musik, nach der höchsten, gedürstet und geglaubt, keinen Sinn für diese Kunst zu besitzen, als mit der Kenntniß des Palestrina, Leo, Allegri, und jener Alten, die man jezt von den Liebhabern selten oder nie nennen hört, mein Gehör und mein Geist erwachte.“

Giovanni Pierluigi da Palestrina,

ward in Paleſtrina, auf römiſchem Gebiete, dem alten Präneſte, im Jahre 1529, geboren. Er ſtudirte die Muſik, nach Einigen unter Claudio Mell, nach Andern unter Gudimel. Auf jeden Fall war ſein Lehrer einer der berühmteſten flammändiſchen Meiſter ſeiner Zeit. Sein ausgezeichneter Geiſt ſäumte nicht hervorzubrechen. Er bemerkte bald, daß der Kontrapunkt jede Anmuth, jeden Ausdruck aus den Kompoſizionen entfernt hatte. Er befolgte daher eine andre Methode, und ſuchte die reizendſten Melodien mit der tiefſten Gründlichkeit zu paaren. Durch ſeine erſten Kompoſizionen bekannt geworden, erfuhr er, daß der Papſt Marcellus II. manchen Uebelſtand in der Kirchenmuſik abſtellen wollte, und entſchloſſen war den alten Kirchengeſang wieder einzuführen. Paleſtrina beſuchte den Papſt und erhielt von ihm die Erlaubniß, ihn eine Meſſe von ſeiner Kompoſizion hören zu laſſen. Dieſe Meſſe, ſie iſt ſechsſtimmig und bekannt unter dem Namen: Meſſe des Papſtes Marcellus, war ſo ſchön und edel, daß der Papſt ſeinen Vorſaz aufgab, und den jungen Künſtler in ſeine Dienſte nahm. Nun währte es nicht lange, ſo ward Paleſtrina das Haupt der italieniſchen

Schule. Die reinste Harmonie, ein bald sanfter, bald majestätischer Ausdruck in der Modulazion des Chorals, waren die Vorzüge, die seine zahlreichen Werke vor allen Andern auszeichneten. Nach ihm wurde jeder eigenthümliche und großartige Styl: alla palestrina, genannt, und dieser trug den glänzendsten Sieg über die flammändische Schule davon.

In einem Alter von 33 Jahren wurde Palestrina, Kapellmeister bei Sta. Maria Maggiore und 9 Jahre darauf bei St. Peter. Er stand diesen Aemtern mit größter Auszeichnung vor, und nachdem er seine Kunst zu einem Grade der Vollendung erhoben hatte, der selbst nach ihm nicht übertroffen wurde, starb er den 2. Februar 1594, in einem Alter von 55 Jahren. Sein Begräbniß geschah mit dem größten Pompe. Eine ungeheure Volksmenge, und alle Musiker Roms, folgten seinem Sarge nach St. Peter, wo man am Fuße des Altars des h. Simon und Juda ihn beerdigte. Man führte eine seiner Messen auf, und sezte ihm folgende Grabschrift, die man noch heute sieht:

Joannes Petrus Aloysius
Palestrina,
Musicae princeps.

Wenn nicht Fruchtbarkeit im Erfinden alle große Meister ausgezeichnet hätte, so müßte man sich über die Menge von Meisterstücken, die dieser große Komponist hinterließ, verwundern, wenn man besonders an die Schwierigkeit der Gattung denkt, und an die bewundernswerthe Korrektheit in diesen unzähligen Kanons und Fugen, welche noch in unsern Tagen den geschicktesten Komponisten zum Muster dienen.

Hier lassen wir ein Verzeichniß der gedruckten Werke von Palästrina folgen, die noch stets in Rom und andern italienischen Staaten ausgeführt werden; eine vollständige Sammlung aller seiner Werke ist schwerlich anzutreffen, da sie größtentheils nur handschriftlich vorhanden waren, und immer seltner werden.

1) Messe des Papstes Marcellus (Rom 1555). 2) Zwölf Bücher 4, 5, 6, 7 und 8stimmiger Messen (Rom und Venedig 1554 — 1601). 3) Zwei Bücher zweistimmiger Motetten (Venedig 1571). 4) Vier Bücher Motetten (Venedig 1575 — 1586). 5) Zwei Bücher 5stimmiger Madrigale (Venedig 1581. Rom 1594). 6) Zwei Bücher 4stimmiger Madrigale (Venedig 1586 — 1605). 7) 4, 5 und 6stimmige Hym-

nen auf das ganze Jahr (Rom 1589). 8) Zwei Bücher 5stimmiger Offertorien (Venedig 1594). 9) Magnifikat (Rom 1591). 10) Ein Buch 4stimmiger Litaneien (Venedig 1600). 11) Ein Buch Messen (Rom 1610). 12) Ein anderes Buch Messen (Rom 1639).

Der Doktor Burney hat in seine Sammlung jener Musikstücke, die während der heil. Woche in Rom gesungen werden, ein 8stimmiges Stabat und eine Motette von unserm grossen Meister aufgenommen, und Reichardt theilt in seiner zu Berlin, 1805—1806, herausgegebenen musikalischen Zeitung ebenfalls eine kleine Komposizion von ihm mit. Zwei andere findet man in Hawkins Geschichte und Breitkopf in Leipzig soll einige Handschriften Palestrinas besitzen.

Palestrina, in Italien und Deutschland als Patriarch der Musik anerkannt und verehrt, eröffnet den Zeitraum, von dem eigentlich die Geschichte der neuern Musik ihren Anfang nimmt. Zu seiner Zeit bestanden bereits alle verschiedenen Gattungen von Komposizionen, die wir jezt in ihren Fortschritten und nach ihrer Entwickelung darzustellen versuchen werden. Es sollen demnach die Kirchen-, die Kam-

mer-, die Instrumental- und die dramatiſche Muſik die Gegenſtände der nachfolgenden Abtheilungen ſeyn.

IX.

Kirchenmuſik in Italien.

Die Kirchenmuſik in Italien wird in vier Gattungen abgetheilt: 1) a capella; 2) der begleitete Styl; 3) der konzertirte Styl; 4) das Oratorio.

Man nennt die erſte Art a capella, eine Kompoſizion, die gewöhnlich auf die Töne des alten Kirchengeſangs in der Menſur von zwei Tempos, und für Stimmen ohne Begleitung, geſchrieben wird. In dieſer Gattung erlangte Paleſtrina ſeine Berühmtheit. Seine Nachfolger verſtanden es nicht, ſeine Anmuth und Größe mit dieſer edlen Einfachheit zu verbinden, und gaben daher dieſe Gattung auf, in welcher jezt faſt gar nicht mehr komponirt wird. Dieſes iſt in verſchiedener Hinſicht zu bedauern, unter andern, weil die Tonarten des Kirchen-

gesanges dazu angewendet wurden, und eine Kunst nie genug Mittel haben kann, ihre Werke auszuführen. Ueberdieß gehörte diese Gattung ganz besonders der Religion. Eine edle, majestätische Melodie, eine einfache, reine Harmonie, scheinen dem Gotteshause geziemender, als der Lärm eines Orchesters, ohne von andern Uebelständen zu sprechen, die in unsern Tagen die Aufführung einer musikalischen Messe herbeiführt.

Da der Styl a capella aufgegeben worden war, so benüzte man in den Kirchenkompositionen nur den begleiteten und konzertirten Styl. In dem erstern begleitet nur die Orgel und einige tiefe Instrumente die Stimmen, in dem zweiten werden so wohl hohe als tiefe Instrumente angewendet. Dieser Leztere ist der jezt noch Gebräuchliche, und man weiß, wie wenig er sich von dem dramatischen Style unterscheidet.

Im 17ten Jahrhunderte fingen mehrere italienische Meister an, aufgemuntert durch das Glück, welches die dramatische Musik machte, Solo's und Duo's in die Kirchenmusik zu bringen. Bis dahin war alles nur Fuge oder Kanon gewesen, deren Verdienst hauptsächlich darin

bestand, die Wissenschaft der Harmonie auf den höchsten Punkt zu steigern. So waren denn auch fast alle Kompositzionen jener Zeit, selbst die meisten eines Gregorio Allegri, des Schöpfers des berühmten Miserere, welches noch jährlich in Rom, während der Charwoche, ausgeführt wird, voll von Schwierigkeiten, und aller Anmuth und Melodie beraubt, so daß man sie eher klassische als angenehme Werke nennen kann. Einfache Erhabenheit ist der Hauptcharakter dieser Kompositzionen, an deren Spitze der herrliche Alessandro Scarlatti glänzt, der von den Italienern die Glorie der Kunst und das Haupt der Komponisten genannt wird. Nach Jomelli's Ausspruch sind seine Messen und Motetten, von denen es an 400 geben soll, Meisterwerke in dieser Art.

Auf diesen berühmten Meister folgten die größten Harmonisten des 18ten Jahrhunderts, die zum Theil seine Schüler waren; unter ihnen strahlten vor Allen Leo, Marcello und Durante. Der Erstere erhielt Unterricht von Scarlatti u. arbeitete viel für die Kirche. Sein Miserere, so wie sein Ave-Maria Stella, werden als Muster des grandiosesten, edelsten Styls betrachtet. — Marcello, ein Patrizier

von Venedig, ist durch seine vortreffliche Sammlung der Psalmen von ganz Europa gekannt. Tiek nennt ihn zwar einen Manieristen, doch gesteht er seiner Phantasie einen großen Schwung zu, und nennt seine Werke wahrhaft enthusiastisch, die selbst dann, wenn sie sich in das Gewöhnliche verlieren, stets noch wunderbar schöne Stellen liefern. Er ward im J. 1686 geboren, und starb 1741; um die Zeit seines Todes wurden die Psalmen in England, mit englischem Texte, herausgegeben; im Jahre 1803 veranstaltete der Wiener Buchhändler, Seb. Valle, eine schöne Auflage davon, in acht Bänden in Folio, mit Marcello's Bildniß.

Der große Durante, geboren im Jahre 1693 in Neapel, (starb daselbst 1735) und im Konservatorium St. Onofrio, unter Scarlatti's Leitung, gebildet. Er widmete sich ausschließend der Kirchenmusik. Er sezte die Kantaten seines Meisters in Duo's um, und Sacchini, der nach ihnen in Venedig Unterricht ertheilte, soll nach jeder Lekzion das Buch, worin sie enthalten waren, ehrfurchtsvoll geküßt haben. Durante war eben so gelehrt als talentvoll, und noch heute bezeichnet man die vorzüglichsten Meister des 18ten Jahrhunderts mit

der Benennung: aus der neapolitanischen Schule, oder aus der Schule des Durante.

Aus dieser so berühmten und glänzenden Vereinigung nennen wir zuerst Pergolese, nicht sowohl wegen seines göttlichen Genius, sondern weil er mehr als alle Andern die musikalische Revoluzion bewerkstelligte, welche durch die hohe Ausbildung des wissenschaftlichen Theils der Kunst in dem vorigen Jahrhundert vorbereitet worden war.

So groß unsre Bewunderung für die Werke der bereits genannten großen Meister seyn mag, so muß man gestehen, daß sie auf der einmal betretenen Bahn fortschritten, und hauptsächlich nur in Beziehung auf Harmonie das Vortrefflichste leisteten. Andere, die bei Weitem nicht so genievoll waren, quälten sich ab durch gründliche Kenntnisse diesen Mangel zu ersetzen, und brachten es eben auch nicht weiter, so daß die Musik, auf reine Harmonie zurückgeführt, nichts als eine Reihefolge gelehrter Kompositzionen darbot. Man kann leicht denken, daß es auf diesem Punkte für die Kunst keinen andern Weg gab, als gänzlich zu verschwinden, oder zur frühern Einfachheit zurückzukehren. Pergolese bewirkte diese Rückkehr in der Kirchen-

musik allein, in der theatralischen, jedoch in Gemeinschaft mit Hasse und Vinci. Diese drei großen Männer sind es also, die Epoche machen.

Giovanni Battista Pergolese, geb. 1704 in Casoria im Neapolitanischen, wurde im Conservatorium dieser Stadt, genannt: Dei poveri di Giesu-Christo, aufgenommen. Gaetano Greco stand damals an der Spitze jener berühmten Schule. Dieser große Meister, dessen Verdienste in Italien noch anerkannt werden, bemerkte gar bald die Anlagen seines jungen Schülers, gewann ihn besonders lieb, und theilte ihm frühzeitig alle Geheimnisse der Kunst mit.

In einem Alter von 14 Jahren hatte Pergolese sich bereits durch mehrere Kompositionen, die jedoch mehr wissenschaftlich als melodisch waren, bekannt gemacht; allein sobald er das Konservatorium verlassen hatte, veränderte er seinen Styl. Er hatte Gelegenheit Werke von Leonardo Vinci und unserm Landsmanne Adolph Hasse, einem Sachsen von Geburt, der, als Schüler Scarlatti's, gewöhnlich zur italienischen Schule gezählt wird, anzuhören. Die Klarheit und Einfachheit der Arbeit dieser großen Män-

ner brachten ihn bald auf den rechten Weg. Pergoleſe nahm Unterricht bei ihnen, und übertraf ſie bald in dem Reitze und der Anmuth der Melodie. Allein durch die Verſchrobenheit des Zeitgeſchmackes, oder aus andern Gründen, fielen alle dramatiſchen Werke Pergoleſe's entweder ganz durch oder ſie wurden kalt aufgenommen. Dieſes hat wahrſcheinlich das Leben unſers muſikaliſchen Domenichino, wie ſeine Landsleute ihn nennen, abgekürzt. Seine Florentiner, wie auch ſeine Serva padrona und andre Opern, die er auf dem zweiten Theater in Neapel geben ließ, erhielten nur getheilten Beifall. Man ſchreibt dieß zwar auch den Texten zu dieſen Opern zu, welche im neapolitaniſchen Dialekt abgefaßt und daher für den größten Theil der Italiener unverſtändlich waren. Seine Olympiade, die man im Jahre 1735 in Rom gab, wurde ausgepfiffen, indeß Duni's Dido die Menge anzog. Duni, der ſelbſt wohl einſah, daß ſein Werk weniger, als das von Pergoleſe, werth war, ſchämte ſich dieſes Triumphs und erklärte, daß er über die Römer wüthend ſey. Nur in ſeinen Kirchenſachen gelang es Pergoleſe, bei ſeinen Lebenszeiten, ſich einen Namen zu machen.

Nach seiner Rückkehr von Rom, woselbst ihm seine Olympiade das Theater ganz verleidet hatte, komponirte er in Neapel die Messe, das Dirit und das Laudate, welche wir von ihm besitzen. Der große Beifall, den sie erhielten, tröstete ihn einigermaßen für die erfahrnen Ungerechtigkeiten. Diese hatten jedoch seine Gesundheit untergraben, und er litt sehr am Bluthusten. Auf Anrathen seiner Freunde bezog er ein kleines Haus am Fuße des Vesuvs, nahe am Meere. Nach der Meinung der Neapolitaner ist diese Gegend Allen, welche an Abzehrung leiden, wenn noch Hilfe möglich ist, sehr zuträglich und heilsam; ist dieses aber nicht der Fall, so beschleunigt diese Lage ihr Ende. In dieser Einsamkeit komponirte er sein berühmtes Stabat mater, seine Kantate Orpheus und das salve regina. Dieses Leztere war sein Schwanenlied, denn er starb zu Anfang des Jahres 1737, in einem Alter von 33 Jahren.

Kaum erfuhr man seinen Tod, als sich durch ganz Italien Trauer verbreitete, und wenn gleich bei seinem Leben die Gerechtigkeit säumte, wurde sie ihm doch nach seinem Tode glänzend zu Theil. Die Musiker machten ein-

ander seine kleinsten Kompoſizionen ſtreitig; alle Kirchen wiederhallten von ſeinen Motetten; im Theater wollte man nur ſeine Muſik hören, und wenn es ſeine unbedeutendſten Intermezzos waren. Rom, gleichſam als ehrenvolle Buße, ſezte ſeine Olympiade nochmals in die Scene, ein Fall, welcher noch bei keiner Oper Statt gefunden hatte. Jezt wurde dieſes Werk mit eben ſo großem Enthuſiasmus, als bei ſeinem erſten Erſcheinen mit Gleichgültigkeit, aufgenommen. Man bekränzte Pergoleſe's Sarg, nachdem man ſeine Tage durch Kränkungen abgekürzt hatte.

Man hat von dieſem Meiſter folgende Werke für die Kirche: 1) eine Meſſe; 2) eine Meſſe mit zwei Chören; 3) ein salve regina; 4) ein domine ad adjuvandum; 5) ein confitebor; 6) ein Oratorium (S. Guglielmo); 7) ein laudate pueri; 8) ein Miſerere; 9) das erhabene Stabat mater; 10) ſein leztes Werk, das Salve regina.

Einer der fruchtbarſten Kirchenkomponiſten, der auf Pergoleſe folgte, und der gleich ihm, Anmuth, Geſchmack und Eigenthümlichkeit mit gründlichen Kenntniſſen verband, war Nicolo Jomelli. Er ward 1714 (dem Geburtsjahre Gluck's)

Gluck's) in der neapolitaniſchen Stadt Averſa geboren. Sein Lehrer war der große Leo, welcher bei einer ſeiner Schülerinnen zufällig eine Arbeit des jungen Jomelli erblickte und ausrief: nicht lange wird es dauern, und dieſer junge Menſch wird das Erſtaunen und die Bewunderung Europa's auf ſich ziehen.

Jomelli war in der That erſt 23 Jahre alt, als ſeine erſte Oper, l'Errore amoroso, auf dem Theater in Neapel den größten Beifall erhielt. Im Jahre 1741 wurde er nach Bologna berufen, wo er ſeinen Ezio gab. Kurze Zeit nach ſeiner Ankunft in jener Stadt beſuchte er den Pater Martini, und bat ihn, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, ihn unter die Zahl ſeiner Schüler aufzunehmen. Dieſer gab ihm ein Thema zu fugiren und nachdem er Jomelli's Arbeit anſah, rief er aus: Wer ſeyd ihr? Spottet ihr meiner? Ich will ja gern von euch lernen! — Jomelli ſagte jedoch ſelbſt, er habe dieſem großen Meiſter viel zu verdanken, der durch Kunſt reichlich erſezte, was die Natur ihm verweigert hatte.

Nachdem er Didone in Rom und Enmene in Neapel gegeben hatte, begab ſich Jomelli nach Venedig, wo ſeine Merope ſo

großen Beifall erhielt, daß die Regierung ihn zum Lehrer des Konservatoriums der Mädchen ernannte, um Kirchensachen zu komponiren. Hier sezte er sein herrliches, zweistimmiges Laudate, das allgemeine Bewunderung erregte. Sein ernster und erhabener Styl eignete sich sehr zu religiösen Gesängen, und er wurde in diesem Fache seiner Kunst so berühmt, daß, als man im Jahre 1751 in Rom, für die drei heiligsten Tage der Charwoche, eine eigene Musik, so vortrefflich als möglich, komponiren lassen wollte, an Durante, Perez und Jomelli der Auftrag erging, jeder eine Lamentazion des Jeremias zu komponiren. Jomelli's Arbeit wurde am Mittwoch aufgeführt, Perez, der Kapellmeister in Palermo und dann in Diensten des Königs von Portugal war, lieferte eine Musik für den Donnerstag, Durante aber für den Charfreitag, und Doktor Burney, der in Rom sich diese drei Werke verschaffte, gesteht, das es unmöglich sei, eins dem Andern vorzuziehen.

Jomelli's Fruchtbarkeit gränzt fast an's Unglaubliche, wenn man zu der großen Menge seiner Kirchenmusiken, seine Opern hinzufügt und bemerkt, daß eine jede seiner Komposizio-

nen ſich durch eigenthümliche Gedanken und Melodien auszeichnet. Man hat behauptet, daß er dreimal ſeine Manier verändert habe, und ohne ihm darüber einen Vorwurf machen zu wollen, muß man vielmehr eine gewiſſe Biegſamkeit des Talents darin bewundern, die nur dem wahren Genius eigen iſt. So lang er in Italien lebte und für dieſes Land komponirte, wo der Styl eines Vinci und Pergoleſe ſo große Anerkennung fand, machte er ſich die Anmuth und Faßlichkeit dieſer Meiſter ganz zu eigen; da er aber die Stelle eines Kapellmeiſters am Hofe des Herzogs von Würtemberg bekleidete, ſuchte er den gelehrten Harmoniſten unſers Vaterlandes gleich zu kommen, und komponirte gelehrter und gründlicher. Bei ſeiner Zurückkunft nach Italien vereinfachte er zwar dieſe Manier wieder um Vieles, jedoch fand man in jenem Lande nicht mehr ſo großen Geſchmack an Jomelli's Kompoſizionen, weil die Italiener Alles verwarfen, was nur einigermaßen ſchwierig und gelehrt war, und ſchon damals eine blendende Leichtigkeit allem Tiefen, Charakteriſtiſchen vorzogen. Man nannte ſeine neue Art zu ſetzen gothiſch und pedantiſch, und ein Neapolitaner meinte ſogar von der Muſik

des Demophoon, ſie ſey scelerata. Jomelli, deſſen gelehrter und gründlicher Satz der einzige Vorwurf war, den ſeine Landsleute ihm machen konnten, hätte leicht eine Manier verlaſſen können, von der in Italien geſagt wurde: dieß ſey der gothiſche und mühſelige Kontrapunkt; und ohne Zweifel würde das Loos ſeiner Iphigenia, die im Jahre 1773, wahrſcheinlich wegen Untauglichkeit der Sänger, durchfiel, ihn wieder zu gefälligern Kompoſizionen geleitet haben, wenn der Verdruß über dieſen Unfall ihm nicht einen Schlagfluß zugezogen hätte. Von dieſem Zeitpunkte an erholte ſich ſein Körper nicht mehr, allein ſein Geiſt blieb bis an ſein Ende ungeſchwächt, wie ſein leztes Werk, das erhabene Miſerere, beweiſt, welches vorzüglich, wegen der ſich ſtets gleichbleibenden Verkettung der beiden Chöre, Bewunderung verdient. Jomelli verfertigte es einige Monate vor ſeinem Tode, der am 28. Auguſt 1774 erfolgte.

Schubart rühmt von Jomelli, er ſey der Schöpfer eines neuen Geſchmacks geweſen, welcher die Inſtrumentalmuſik bedeutend hob, und ſein feuriger Geiſt habe ſich durch großes harmoniſches Verſtändniß, Reichthum der Me-

lodie, kühne Modulazion und unnachahmliche Instrumentazion eine neue Bahn gebrochen. Er soll zuerst das Staccato der Bässe gebraucht, das Crescendo und Decrescendo eingeführt und gemeint haben, man müsse den Instrumenten auch zu thun geben, um sie zu bilden. Seine Opern werden seinen Kirchenmusiken vorgezogen. In seinen frühern Sachen soll er nicht korrekt, in seinen spätern jedoch zu gekünstelt erscheinen.

Es ist hier der Ort von einer schon oben angeführten Gattung der Kirchenmusik zu reden, welche durch Jomelli sehr ausgebildet wurde, und durch ihn einen hohen Grad der Vollkommenheit erhielt, wir meinen das Oratorium. Es wurde durch die Neigung, welche die Römer für das Schauspiel hegten, begründet und nennt den heil. Philipp de Neri, um das Jahr 1540, als seinen Erfinder. Dieser wollte nemlich jene weltliche Neigung in eine Religiöse verwandeln, und faßte den Entschluß, von guten Dichtern kleine Dramen verfertigen zu lassen, welche eine Begebenheit der heiligen Geschichte oder selbst eine fromme Allegorie zum Gegenstande hatten. Er ließ sie von geschickten Meistern in Musik setzen, und Sänger,

welche die verschiedenen Personen vorstellten, sangen diese in der Kirche ab. Diese Konzerte, die Laudi spirituali genannt wurden, gefielen außerordentlich; der Haufe lief hin, um sie zu hören, und man nannte sie Oratorien, von dem Orte, wo man sie ausführen hörte. Oratorium wird nämlich der Betsaal in den Klöstern genannt. Nach Einigen sollen die ersten Oratorien, nach Neri's Erfindung, eine langweilige Form gehabt, und darum keinen Beifall gefunden haben, bis sie durch Spagna erst im Jahre 1656 ihre jetzige Gestalt erhielten.

Die berühmtesten Dichter und Musiker haben sich in dieser Gattung versucht. Johann Animuccia, einer der Begleiter des heil. Philipp von Neri, war der Erste, welcher ein Oratorium in Musik gesezt hat, es ist aber Keines seiner Werke bis auf uns gekommen. Das Aelteste, das wir besitzen, ist von Emilio Cavalliere, und wurde im Jahr 1600, in der Kirche Sta. Maria della vallicella, unter dem Titel: De l'Anima e'l corpo, auf einem eigends errichteten Theater, mit Dekorazionen und Tänzen, aufgeführt. Der Dialog dieses Oratoriums war rezitativisch gesezt, welches

damals zum Erstenmale gehört wurde. Doch machen Einige diese Erfindung Emilio streitig, und schreiben sie dem florentiner Komponisten Giacomo Peri zu, Andere nennen wieder Vincent Galiläi, den Vater des großen Galiläi, G. Cacini und Claudio Monteverde, als Erfinder des Rezitativs. Besonders eignet sich diese notirte Deklamazion für die Italiener, deren Sprache accentuirt und melodisch ist, auch benüzten sämmtliche Komponisten diese Erfindung, und der Pater Kircher behauptet, indem er von Domenico Mazzochi spricht, dem Verfasser eines Oratoriums, das man im Jahr 1631 in Rom aufführte: die Rezitative dieses großen Meisters seien so pathetisch gewesen, das man sich dabei der Thränen nicht enthalten konnte.

Wenn man von rührender Musik spricht, so kann man nicht umhin eines Zuges aus dem Leben Alessandro Stradella's zu erwähnen, dessen Wahrhaftigkeit ausser Zweifel ist, und der in einer Geschichte der Musik wohl an seinem Platze ist.

Stradella war gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts in Neapel geboren, und war nicht nur ein vortrefflicher Komponist, sondern er

spielte auch sehr gut die Violine, und sang zum Entzücken schön. Bei seinem Aufenthalte in Venedig war unter seinen Schülerinnen ein Fräulein aus einer alten römischen Familie, Hortensia mit Namen. Sie lebte in vertrautem Umgange mit einem venetianischen Edeln; allein Stradella, der sich selbst in sie verliebte, gelang es, seinen Nebenbuhler zu entfernen, und mit Hortensia nach Rom zu entfliehen, wo er sie für seine Frau ausgab. Der Venetianer schickte zwei Leute dahin ab mit dem Auftrage, die Entflohenen zu ermorden. Diese kamen in Rom an, da gerade im Lateran ein Oratorium von Stradella gegeben wurde, worin er selbst die Hauptparthie sang. Die Mörder begaben sich dorthin, um beim Herausgehen aus der Kirche, von der Dunkelheit begünstigt, ihr Verbrechen auszuführen. Das Oratorium hatte bereits begonnen, und sie mischten sich unter die Menge. Die bezaubernde Musik, die Stimme desjenigen, der sie verfaßt hatte, die allgemeine Bewunderung, dieses Alles machte einen solchen Eindruck auf die Böswichter, daß ihre Herzen erweicht wurden. Sie fragten sich, ob sie den Muth haben würden einen Mann zu tödten,

der die Zierde ihres Vaterlandes sey; und da sie beide nur den eifrigen Wunsch hegen, diesen Mann zu retten, so warten sie auf ihn beim Nachhausegehen, sagen ihm: daß er sein Leben nur seinem ausgezeichneten Talente verdanke, und bitten ihn, sich an einen sichern Ort zu begeben, um neuen Nachstellungen zu entgehen. Stradella befolgte diesen Rath, doch konnte ihn dieß nur für kurze Zeit retten. Zwei Jahre später, da er seine Geliebte geheirathet hatte, wurden beide in Genua auf ihrem Zimmer von drei Meuchelmördern überfallen und getödtet. Obgleich Stradella jung starb, hinterließ er doch einen bedeutenden Namen, den besonders jenes Oratorium, das ihm das Leben gerettet hatte, verherrlichte.

Um diese Zeit verfertigten Oratorien Bernino, Balducci, Mazzei, Stellati, Bernini und de Tollis, allein erst das 18te Jahrhundert sollte die größten Meister in dieser Gattung sehen. Man nennt hier zuerst die beiden Palavicini und Benoncini, jedoch vor Allen den großen Scarlatti. Der Leztere bereicherte das Oratorium mit dem obligaten Rezitative, dessen Erfinder er war, und die Schönheit seiner Ouvertüren, das Pa-

thetiſche ſeiner Arien, ſo wie der Reichthum ſeines Orcheſters, überſtiegen Alles früher gehörte. Bemerkenswerth iſt es auch, daß in dieſes Meiſters Oper, Theodora, die man im Jahre 1693 gab, zuerſt das da capo eingeführt wurde.

Von Metaſtaſio beſitzen wir acht Oratorien-Dichtungen, die von den größten Meiſtern Italiens in Muſik geſezt wurden. Jomelli beſonders wurde von den ſchönen, melodiſchen Verſen, zu den bezauberndſten Melodien begeiſtert. Die allgemein bekannte Arie, der Sarah in dem Oratorium, Iſaac: Chi per pieta mi dice, il mio figlio che fa? mag als Beleg des Geſagten dienen. Stets wird dieſe Kompoſizion alle Gemüther ergreifen, denn die ausdrucksvolle Muſik iſt für alle Zeiten geſchrieben.

X.

Kirchenmuſik in Deutſchland.

In unſerm lieben Vaterlande ward die Muſik in frühern Zeiten bereits getrieben. Sie machte einen Theil der Erziehung aus, und die deutſchen Fürſten waren nicht nur eifrige Beſchützer dieſer Kunſt, ſondern Einige trieben ſie ſogar ſelbſt mit Liebe. Die Nachläſſigkeit unſerer Vorfahren im Sammeln der Kompoſizionen der älteſten Meiſter iſt indeß noch gröſſer, als bei den Italienern, geweſen, und man kann daher von dem wahren Zuſtande der Muſik in Deutſchland, erſt von dem 18ten Jahrhundert angefangen, mit Genauigkeit Bericht erſtatten. Bis dahin beſitzen wir zwar eine Menge muſikaliſcher Abhandlungen, aber ſehr wenig Kompoſizionen. Der Uranfang der deutſchen Muſikſchule iſt mit der flammändiſchen gleich zu ſetzen, und folglich älter als die Italieniſche. Lange blieb ſie dann zwar hinter dieſer zurück, jedoch nur um mit deſto größerm Glanze und ſtärkerer Kraft hervorzubrechen, und ein halbes Jahrhundert hindurch der er-

staunten Welt die größten Meisterwerke in der Kirchenmusik zu schenken.

Die Deutschen haben stets diese Gattung der Musik mit Vorliebe behandelt, und hatten ausser dem eigentlichen Choral, der ihnen eigenthümlich angehört, von Italien sowohl den gregorianischen Gesang, wie auch den Kontrapunkt und den fugirten Styl erhalten. Aber besonders thaten sie sich in dem von den Italienern sogenannten akkompagnirten und konzertirten Style hervor, und erreichten hierin den größten Grad der Vollendung. Ganz Europa kennt Händel's Oratorien, von dem man zuerst sprechen müßte, selbst wenn er nicht der Zeit nach der Erste wäre.

Georg Friedrich Händel ward am 24. Februar 1684 zu Halle an der Saale geboren, und erhielt bis in sein 14tes Jahr seinen Unterricht von dem dortigen Organisten Zachau. Im 9ten Jahre schon komponirte er eine vollständige Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten. Hierauf wurde in Hamburg, da er 14 Jahre alt war, seine Oper Almeria dreißig Abende hintereinander mit dem größten Beifalle gegeben. Im leztern Orte hatte er sich in 5 Jahren 200 Dukaten erspart, um nach Italien reisen zu können. Von Flo-

renz, woselbst er ein Jahr verweilte, begab er sich 1704 nach Venedig, wo er sich, bei Gelegenheit einer Maskerade, auf dem Flügel hören ließ. Scarlatti, der zugegen war, rief voll Begeisterung aus: „Entweder ist das der Sachse, oder der Teufel!“ Seine Agrippina schrieb er hier in drei Wochen, die an sieben und zwanzig Abenden hintereinander gegeben wurde.

Kaum hatte er das 24ste Jahr erreicht, als sein weit ausgebreiteter Ruf den Kurfürsten von Hannover bewog, ihn zu seinem Kapellmeister zu ernennen. Er verließ Italien, nachdem er sechs Jahre dort verweilt hatte. Von Hannover ging er nach London, und wählte endlich seinen festen Wohnsiz dort, da sein Herr, als Georg I., den brittischen Thron bestieg. Hier komponirte er mehr als 40 Opern, worunter Amadis, Theseus, Pastorfido und Radamisto, die vor Allen glänzend aufgenommen wurden, aber eben durch diesen Erfolg seine Nebenbuhler reizten. Ausser dieser Menge von Opern hat er noch viele Instrumentalmusik und Kirchenarbeiten geliefert.

Seiner berühmten Oratorien besitzen wir sechs und zwanzig. Er schrieb den größten Theil

davon, da Zwistigkeiten mit den Theaterdirektoren in London ihm die Opernkomposizion verleidet hatten; denn unmöglich war es diesem großen Geiste zu feiern, er komponirte bis zu dem lezten Augenblicke seines Lebens.

Zur Herstellung seiner Gesundheit reiste er nach Aachen, um die dortigen Bäder zu gebrauchen. Er kehrte 1736 nach London zurück, und führte auf dem Coventgardner Theater sein Alexandersfest mit ausserordentlichem Beifalle auf. Mehrere Versuche, die er mit Opern in diesem Zeitraume machte, fielen nicht so glänzend aus, er nahm sich daher vor, das Oratorium weiter auszubilden. So schuf er seinen, im höchsten, vollendetsten Kirchenstyl geschriebenen, Messias! Bei der ersten Aufführung wurde er zwar in London nicht nach Verdienst aufgenommen, doch bald ward er ein Lieblingsstück des dortigen Publikums.

Da er im Jahre 1751 blind geworden war, so diktirte er seine Musik, und trug sie selbst auf der Orgel vor. Die große Anzahl seiner Werke, und der Gehalt von 600 Pfund Sterling, ließen ihn das bedeutende Vermögen von 20,000 Pf. Sterl. sammeln, welches er seinen Verwandten in Deutschland hinterließ. Dieser

große Meiſter ſtarb den 14. Auguſt 1751, und ward neben den Herrſchern Englands in Weſtminſter beerdigt, wo ein ſchönes Denkmal das Gedächtniß eines der originalſten, tiefſten und gedankenreichſten muſikaliſchen Dichter verewigt.

Im Jahre 1784 wurde, mit Bewilligung des Monarchen, das hundertjährige Jubiläum, ſeine Geburt, gefeiert, wobei an vier aufeinanderfolgenden Tagen Werke von ihm auf ſeinem Grabe in der Weſtminſterabtei, von 500 Muſikern, unter Leitung des berühmten Violiniſten Cramer, aufgeführt wurden. Dieſe Todesfeier wurde in den Jahren 1785, 1786 und 1787 wiederholt und im lezten Jahre ward der Meſſias, eines der erhabenſten Werke des Unſterblichen, in Berlin, von 300 Muſikern, ausgeführt. Die einfach ſchöne Kompoſizion des engliſchen Volksliedes: God save the king, deſſen herzerhebende Weiſe in der neueſten Zeit auch für deutſche Volkslieder angewandt wurde, ſoll von ihm komponirt worden ſeyn.

Händel beſaß einen Mann zum Freunde, der eben ſo merkwürdig durch ſeine hervorleuchtenden Eigenſchaften und Talente, als durch ſeine Arbeiten war, der Hamburger Johann Matheſon, geboren den 28. September 1681,

gestorben den 17. April 1764. Er war zu gleicher Zeit Legazions-Sekretär des Herzogs von Holstein und Sänger an der Hauptkirche und an dem Theater in Hamburg. Er unterrichtete mehr als zwanzig Schüler in der Musik, versah mehrere Organistenstellen, widmete sich dem Studium der Rechte, erlernte viele Sprachen, und erlangte einen hohen Ruhm als Komponist. Seine, sowohl theoretischen als praktischen, Werke belaufen sich auf acht und achtzig, und nach seinem Tode fanden sich Materialien vor, eben so viele noch herzuszugeben.

Zu der Zeit, da Händel England mit seinen Werken beschenkte, glänzte Karl Heinrich Graun in Deutschland. Dieser berühmte Komponist wurde im Jahre 1701 in Wahrenbruck in Sachsen geboren. Er erhielt seine Bildung in Dresden auf der Kreuzschule, und trat dann als Kapellmeister in preussische Dienste. Seine Messen, seine Motetten, die Trauermusik bei der Beerdigung des Königs Friedrich Wilhelm I., sind hinreichend, seinen Ruhm als klassischen Meister zu begründen, aber ein Meisterstück der Kirchenmusik ist das bekannte Oratorium: der Tod Jesu, dessen Text Ramler lieferte. Der große Charakter dieses Wer-

kes, läßt es faſt bedauern, daß Graun nicht ausſchließend ſich dieſer Gattung widmete, obgleich ſeine zahlreichen Opern in Deutſchland den größten Beifall erhielten.

Graun beſaß, neben dieſen Gaben, auch noch das Talent eines vortrefflichen Sängers. Da Friedrich der Große, der damals in Dresden war, den im Jahre 1759 erfolgten Tod ſeines Kapellmeiſters erfuhr, ſoll er Thränen vergoſſen und ausgerufen haben: „Wir werden nie wieder ſo ſingen hören!“

In dieſem, für die deutſche Schule ſo glänzenden, Jahrhundert ſah man noch die erhabenen Werke eines Haſſe, Haydn und Mozart entſtehen, welche, als Kirchenmuſik, von den muſikaliſchen Rigoriſten zwar verworfen werden, jedoch viele Vortrefflichkeiten enthalten. Da wir von dieſen großen Meiſtern, in dem Abſchnitte der dramatiſchen und Inſtrumental-Muſik, zu reden haben, ſo begnügen wir uns hier zu bemerken, daß Haſſe's Kompoſizionen, obgleich weniger gelehrt als Händel's, dennoch in Rückſicht auf die Melodie ſo bewundernswürdig ſind, daß der Pater Martini unter andern das von Haſſe in Venedig komponirte Miſerere eine göttliche Muſik nennt. Mo-

zart's und Haydn's Messen und Oratorien sind zu bekannt, um hier ein Wort zu ihrem Lobe sagen zu dürfen. Die Meisterwerke Haydn's, die Schöpfung und die Jahreszeiten, sind jedoch fälschlich Oratorien genannt worden, da diese durchaus dramatische Handlung bedingen; man könnte sie eher heilige Kantaten nennen.

XI.

Kirchenmusik in Frankreich.

Wenn man die früheste Zeit, wo die französische Schule noch mit der Flammändischen gleichen Schritt hielt, eine Zeit, wo fast alle Musik kirchlich war, ausnimmt, so kann eben in dieser Gattung Frankreich sich weder mit Italien, noch mit Deutschland messen. Erstlich muß man den Franzosen den Vorwurf machen, den gregorianischen Gesang abgeschafft, und dafür abgeschmackte Kirchenmelodien eingesezt zu haben, welche in der Zeit, da die Kunst sehr

tief im Verfall war, komponirt wurden. Die Kirchenmusik wurde lange Zeit hindurch wenig in Frankreich angebaut, und man kann daher annehmen, man habe dort kaum das Daseyn der verschiedenen Arten a capella gekannt. Demnach haben die französischen Meister blos im akkompagnirten Style einen wohlverdienten Ruhm erworben. Vor und während dem lezten Jahrhundert waren es: Campra, le Sueur von Rouen, Lalande, Blanchard, Mondonville, welche die Hauptkirchen Frankreichs mit einer großen Menge von Kompoſizionen verſahen, die zwar nicht ohne Verdienſt waren, jedoch heut zu Tage nicht mehr gehört werden.

Aus eben dieſem Grunde iſt es zu beklagen, daß die Art a capella zu ſetzen, vernachläßigt wurde, denn dieſe religiöſen Kompoſizionen haben ſich in andern Ländern, der Mode zum Trotze, erhalten, da ſie ihr nicht ſo ſehr, wie der Opernſtyl, unterworfen ſind, und werden auch noch in kommenden Jahrhunderten gehört werden.

Unter den neuern hat beſonders Cherubini, der in jeder Hinſicht zur franzöſiſchen

Schule gehört, Werke geliefert, die sich im grandiosen Style, in der Lieblichkeit, dem Ausdrucke der Melodien und der tiefgründlichen Behandlungsweise, dem Vortrefflichsten in dieser Art an die Seite setzen lassen. Als ein Meisterstück, im eigentlichen Sinne des Wortes, wird seine dreistimmige Messe betrachtet. Wir werden von diesem herrlichen Meister, bei der dramatischen Musik, zu sprechen Gelegenheit finden.

XII.

Kammermusik in Italien.

Kammermusik nennt man eine solche, die weder für die Kirche, noch für das Theater, sondern zur Ausführung im Zimmer, an fürstlichen Höfen u. s. w. geschrieben wird. In ältern Zeiten hat man diesen Satz mit mehr Ausführung behandelt, weil die kirchliche und dramatische Musik in großen Massen wirken mußte, hier hingegen von den Komponisten so-

wohl als den Ausübern ein höherer Grad von Kunstfertigkeit gefordert wird.

Gleichwie es bei der Kirchenmusik der Fall war, werden wir nun wieder unsere Blicke auf Italien, Deutschland und Frankreich werfen. Denn Spanien und England haben, wenn gleich Künstler hervorgebracht, dennoch nie eine eigentliche Schule gebildet. Man unterscheidet zuvörderst in der Kammermusik: einfache Madrigale, begleitete Madrigale, Kantaten und kleinere Sachen, wie in Italien: die Kanzonette, die Barcarole u. s. w.; in Frankreich: die Romanze, das Vaudeville u. s. w.; in Deutschland: die Ballade, das deutsche Lied u. s. w.; in Spanien: den Bolero.

Das Madrigal entstand in jener Zeit, wo die Kunst nur noch ganz wissenschaftlich behandelt wurde, und ist der Fuge sehr ähnlich, obgleich es einige Freiheiten gestattet, die bei dieser nicht anwendbar sind. Es führte den Namen von den kleinen Gedichten, die die Worte dazu herliehen, und bedeutet ursprünglich Schäferlied, von dem provenzalischen: mardre, Schäfer und gal, Laut oder Klang.

Im 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts waren diese Kompositionen sehr be-

liebt. Besonders zeichnete sich die flammändische Schule anfänglich in dieser Gattung aus; doch bald ward sie von der Italienischen übertroffen, und Luca Marienzo, Palestrina, Cl. Monteverde, Carlo Gesualdo, Prinz von Venosa (gest. 1614.) und endlich Alessandro Scarlatti hoben das Madrigal zur Vollkommenheit. Luca Marienzo wurde von seinen Landsleuten, wegen seiner Anmuth und Eleganz: Il più dolce cigno genannt. Es ist merkwürdig, welche angenehme Melodie er diesen 5 bis 6stimmigen Gesängen, trotz ihres gelehrten Satzes, einzuhauchen wußte. Er ist unbezweifelt in dieser Gattung der Komposizion der Erste. Seine Werke werden in der Sixtinischen Kapelle aufbewahrt. Dieser Meister starb 1599.

Das begleitete Madrigal ist eine neuere Erfindung, und räumt größere Freiheiten ein. Es entstand zur Zeit, da man sich erlaubte unter die Stimmen einen Instrumentalbaß zu setzen, der von dem Singebaß abwich, welches erst im 17ten Jahrhundert statt fand. Frescobaldi, Carissimi, Lotti, Scarlatti, Clari, Marzello und Durante glänzen hier vor Allen. Nach diesen Meistern gab

man jedoch dieſe Gattung auf, zum Theil wegen der Schwierigkeiten.

Die Kantate iſt, wie man weiß, ein lyriſches Gedicht, welches eben ſo gut zur Kirchenmuſik, wie zur Kammermuſik zu zählen iſt. Sie entſprang aus dem lyriſchen Drama oder Oratorium, und man ſezt ihre Entſtehung zu Anfange des 17ten Jahrhunderts. Bis dahin hatte man in Konzerten nichts als mehrſtimmige Madrigale gehört, und es ſcheint, daß Giulio Caccino, ein berühmter Sänger, der um das Jahr 1620 lebte, der Erſte war, der die Solo's und Arien einführte. Er komponirte ſelbſt mehrere, die den größten Beifall erhielten, obgleich man, nach dem was davon auf uns gekommen iſt, ſie nur ſehr mittelmäßig nennen kann; jedoch muß man annehmen, daß hier die Neuheit und die Verſtändlichkeit der Worte, die früher bei den mehrſtimmigen Sachen nicht ſtatt finden konnte, viel zu dieſem Glücke beitrug. Bald war dieſer Gebrauch durch Europa verbreitet.

Poliaſchi von Rom, Loretti Vittori von Spoleto, und Benedetto Ferrari von Reggio, ſind die Erſten, die in der Kompoſizion der Kantate Ruf erlangt haben. Hier-

auf nennt man Merula, Graciani, Baſſani und vor Allen Cariſſimi. Lezterer, den man allgemein für den geſchickteſten Komponiſten ſeiner Zeit hält, blühte um das Jahr 1635 und lebte noch 1672. Man ſchreibt ihm gewöhnlich die Bildung des modernen Rezitativs zu, das er dem natürlichen Ausdruck der Sprache annäherte, wie auch die Vervollkommnung des Baſſes, der bis dahin ſchwerfällig und eintönig geweſen war. Auch war er es, der den Motetten die Inſtrumentalbegleitung gab, und ſie in die Kirchen einführte. Er hat nie für das Theater gearbeitet, allein ſeine geiſtlichen und weltlichen Kantaten ſind ſo bewundernswerth, daß ſie genügend waren, ihm den Ruf eines großen Komponiſten überall zu begründen und für alle Zeiten zu erhalten. Seine berühmteſten Werke ſind: Salomo's Urtheil und Jephta. Er war der Lehrer Ceſti's, Scarlatti's, Buononcini's, Baſſani's, und anderer. Wenn man ihn wegen der Leichtigkeit ſeines Styles lobte, ſo pflegte er zu ſagen: „Wie ſchwer iſt es doch, leicht zu ſeyn!“

Nach ihm haben, außer den Genannten, Pergoleſe, namentlich in ſeinem Orpheus,

der Baron Astorga und der berühmte Porpora Meisterstücke in dieser Gattung hinterlassen. Allein alle diese Kompositionen ja selbst viel neuere, von dem Ende des 17ten Jahrhunderts, werden nicht mehr gesungen. Auch kleine allerliebste Dichtungen von Metastasio, für die Stimmen Pacchierotti's, Marchesi's und Rubinelli's komponirt, sind bereits vergessen und ungekannt. Diese Sammlung, die unter der Benennung von Kanzonetten erschien, wird zu dem Vortrefflichsten gezählt, das die Kammermusik aufzuweisen hat. Jezt werden Kantaten, da man selbst in den Konzerten nur dramatische Musik hören will, selten mehr gesezt.

In den kleinen Kompositionen sind die Italiener sehr reich. Sie haben ihre Kanzoni, ihre Kanzonetten, von denen jede besondere Art wieder mit einer frischen Lokaltinte prangt, als: die Villanella, die Flotolle, die Barcarole u. s. w. Leztere werden von den Gondoliers in Venedig gesungen, und oftmals auch von ihnen gedichtet und komponirt. Eine sehr liebliche Barcarole: La biondina in gondoletta, ist durch die Variazionen, womit sie Madame Catalani ausstattete und in ihren

Konzerten vortrug, bekannt und sehr beliebt worden. Da in Italien der Gesang, so zu sagen, Sprache des Volks ist, und die venezianischen Gondoliers freien Eintritt in alle Theater haben, woselbst sie allerdings ihren Geschmack bilden, so darf man sich nicht wundern, daß sie ihren Liederchen diese Anmuth geben können. Diese Leute wissen ihren Tasso auswendig, und in Sommernächten hört man nicht selten von einer Gondel zur andern Armida's Liebe und Klorinde's Tod erschallen.

XIII.

Kammermusik in Frankreich und Deutschland.

Seit der Regierung Franz I. bis auf Ludwig XIV., wo Lully die Melodien der Italiener nach Frankreich verpflanzte, wurde die Musik in diesem Lande wenig kultivirt. Die bürgerlichen und religiösen Kriege, die es zerrütteten, verscheuchten die Künste, und die Entweihung der Kirchen war der Musik verderb-

lich, die bis dahin nur im Schutze der Altäre fort blühte. Deßhalb blieb die Kunst der Franzosen damals auch weit hinter jener der Italiener zurück. Der Pater Mersenne zählt jedoch in seiner allgemeinen Harmonie (Paris 1636) dreizehn verschiedene Gattungen auf, die damals gebräuchlich gewesen seyn sollen, als: Passacaillen, Couranten, Sarabanden u. s. w. Allein dieser Schriftsteller nennt hier, aus großer Vorliebe für seine vaterländische Kunst, größtentheils Namen, die für Tanzweisen erfunden waren, welches mehr als Alles die Armuth derselben beurkundet. — In dem Versuche: Ueber alte und neue Musik, von Laborde, befindet sich zwar eine große Anzahl französischer Lieder des 16ten Jahrhunders, allein man sieht ihnen die Verstümmelung und Neuerung offenbar an, und dieses macht sie unbedeutend.

Die Franzosen hatten keine Madrigale, denn zur Zeit, als Italien sich in der Hervorbringung dieser Gattung gefiel, hatte Frankreich durchaus keine Komponisten. Die ältesten Kantaten, die wir hier finden, sind von Clérambaut und Bernier aus dem 17ten Jahrhundert. Der Leztere scheint besonders

einer der geschicktesten Meister, seit der Wiedergeburt der Musik in Frankreich, gewesen zu seyn. Er war sehr gelehrt in dem Satze des Kontrapunkts, und so enthusiastisch für seine Kunst, daß er in Rom Bedienter bei Caldera wurde, blos um die Partituren dieses Meisters studiren zu können, die er auf keine andere Weise sich verschaffen konnte. Da Caldera jedoch eines Tages fortgegangen war und eine unvollendete Arbeit liegen gelassen hatte, ergriff Bernier die Feder und beendete sie. Hierdurch wurde sein Inkognito entdeckt und die beiden Künstler lebten fortan durch die wärmste Freundschaft verbunden. Bernier ward Musikmeister der päpstlichen, dann der königl. Kapelle von Frankreich.

Die Kantate wäre in Frankreich eben so vergessen, wie in Italien, wenn die Zöglinge, die einen Plaz in der französischen Schule der schönen Künste zu Rom haben wollen, nicht verbunden wären, nach den bestehenden Festsetzungen eine Kantate zu liefern. Man hat diese Komposizion für wichtig genug erachtet, hiernach das Wissen und das Genie der Konkurrenten beurtheilen zu können. Jedoch sind es besonders die kleinern Komposizionen, worin

die Franzoſen ſich auszeichnen und ihrer Kammermuſik einen eigenen Charakter zu geben wiſſen. Ihre Romanzen ſind die artigſten und gefühlvollſten, die man hören kann. Ihre Lieder athmen eine Heiterkeit und einen liebenswürdigen Leichtſinn, der ganz dem muntern Volke angehört. Die Sammlungen ſind zahlreich und werden bis zur Unzahl vermehrt.

Der Deutſche zeichnet ſich vornämlich in der Kantate und dem Liede, das wir vorzugsweiſe das deutſche Lied nennen möchten, aus. Von der erſten Gattung nennen wir vor Allen Haydn's und Graun's Meiſterwerke. Zu den lieblichſten deutſchen Liederkomponiſten zählen wir Johann Abraham Peter Schulze, geboren zu Lüneburg 1740, geſtorben 1800. Wir beſitzen von ihm Geſänge am Klavier, Lieder im Volkston, Uzens lyriſche Gedichte religiöſen Inhalts und andre religiöſe Oden und Lieder. Außerdem hat er noch Oratorien, Chöre und Opern geliefert. Bis zum Anfange des jetzigen Jahrhunderts waren Schulzen's Lieder in dem Munde und dem Herzen aller deutſchen Jungfrauen.

Ferner hat Johann Friedrich Reichardt, geboren zu Königsberg 1752, ſich beſonders

durch höchst sinnige Tonsetzungen in dieser Gattung ausgezeichnet. Reichardt war auch als Theoretiker und Opernkomponist schätzenswerth. Göthe's Lieder faßte er mit einer eigenthümlichen Leichtigkeit in einfach schöne Melodien; Lieder von Klopstock, Herder und Schiller gelangen ihm weniger. Reichardt war ein sehr geistvoller Mann, seine Familie ist durch Kunstbildung ausgezeichnet. Seine erste Frau, Julie, eine Tochter des berühmten Franz Benda, war eine vortreffliche Sängerin und komponirte auch. Seine Tochter, Luise, hat sich gleichfalls als Liederkomponistin einen Namen, besonders im nördlichen Deutschland, erworben.

Aus der großen Zahl der Meister, die sich in Liederkompositionen auszeichneten, nennen wir noch Johann Rudolph Zumsteeg, geboren 1760 zu Sachsenflur im Odenwalde. Eine seiner ersten Arbeiten war die Komposizion der Gesänge in den Räubern von Schiller, dessen Jugendfreund er war. Später hat er sich zuerst in der Ballade versucht, seine Lenore, Büßende, Pfarrerstochter von Taubenheim u. s. w. sind allgemein bekannt. Seine Lieder, besonders Colma, sind das Herrlichste dieser Gattung.

Unter den Neueſten leuchtet vor allen der geniale Karl Maria von Weber in der Kantate und dem Liede hervor, von ihm jedoch, ſo wie von den Liederkompoſizionen Schubert's, Blum's u. ſ. w., werden wir in dem lezten Abſchnitte dieſes Werkchens zu ſprechen Gelegenheit finden.

XIV.

Inſtrumentalmuſik in Italien.

Die menſchliche Stimme, der reinſte, biegſamſte Ton, hat bei der Erfindung der Inſtrumente zur Grundlage gedient. Man hat wenig Gewißheit über die Zeiträume, worin die verſchiedenen Inſtrumente erfunden wurden. Mehrere, wie wir bereits angeführt haben, ſtammten aus dem grauſten Alterthume, andere ſind Erfindungen der jüngſten Zeit. Wir werden ſie der Reihe nach nennen, doch vor Allen uns bei der Violine aufhalten, deren Wichtigkeit einige nähere Aufſchlüſſe fordert.

Man theilt die Instrumente in 6 Klassen, nämlich: 1) solche, die mit dem Bogen gestrichen, 2) die geblasen, 3) die blos berührt, 4) deren Saiten gerissen, 5) die geschlagen werden und 6) die Maschinen oder mechanischen Instrumente.

Die mit einem Bogen gestrichenen Instrumente sind: die Violine, die Viola (Quinte, Alto, Bratsche), das Violoncelle (Cello, Baß) und der Kontrabaß (Violon). Die Blaseinstrumente sind: die Querflöte, die Klarinette, das Hautbois (Oboa), das Fagott (Basson), das Horn, die Trompete, die Trombone, der Serpent, das Galoubet oder die provenzalische Flöte, die Pfeife und das Flageolet. Die Instrumente, die berührt werden, sind: das Klavier, das Spinett, das Fortepiano, die Orgel, die Harmonika. Die Instrumente, deren Saiten gerissen werden, sind: die Harfe, die Guitarre, die Laute, Zither und Mandoline, die Mandola. Die Schlaginstrumente sind: die Trommeln von verschiedenen Gattungen, die Zymbeln, Paucken, Triangel, Becken und der Tamtam. Endlich die mechanischen Instrumente: die Drehorgel, Flötenwerke und mehrere andre, in neuester Zeit erfundene, wie das Orchestrion ꝛc.

Es scheint, daß man zuerst in der neuern Musik Harfe, Flöte und Violine angewendet habe. Die Harfe war die griechische Lyra in anderer Gestalt; allein die Violine ist wahrscheinlich in den frühesten Zeiten in Frankreich erfunden worden, da man in diesem Lande die ersten Spuren von diesem Instrumente findet. Allein nicht die Erfinder waren es, denen die Violine ihre Vervollkommnung verdankt; um dieses zu ermitteln, muß man sich nach Italien wenden.

Baltazarini, in Frankreich mit dem Beinamen de Beaujoyeux belegt, ist der erste berühmte Violinspieler, dessen Erwähnung geschieht. Der Marschall von Brissac brachte ihn im Jahre 1577 aus Piemont an den Hof der Königin Katharina von Medicis. Zu dieser Zeit fing die Instrumentalmusik in Italien sehr zu blühen an. Man gebrauchte die Instrumente in den Konzerten, um die Stimmen bei der Ausführung der Madrigale zu unterstützen und zu verstärken, ja oftmals mußten sie sogar den fehlenden Sänger ersetzen. Man schrieb förmliche Instrumentalparthien in den Madrigalen und Messen, und Montagne fand im Jahre 1580 in Italien, daß in der großen Kirche in

Verona die Messen von Violinen und Orgeln begleitet wurden. Diese Instrumentalparthien nannte man Concerto, obgleich sie nur die Psalmen und Motetten begleiteten, denn ein reines Instrumentalkonzert scheint erst, als Corelli glänzte, bekannt gewesen zu seyn. Man schreibt dessen Erfindung dem mit Corelli gleichzeitig lebenden Torelli zu, ohne jedoch bedeutende Gründe dafür zu haben. Die ersten Sonaten hat der Organist Francesco Turini für zwei Violinen und einen Baß im Jahre 1624 herausgegeben. Allein Corelli war der Erste, der in dieser Gattung Erhebliches der Nachwelt hinterließ. Dieser große Violinspieler ward im Jahre 1653 in Fusignano im Bolognesischen geboren, und studirte unter Giambatista Bassani. Sein großes Talent war die Ursache, daß alle Höfe sich seinen Besitz streitig machen wollten. Die römische Schule, deren Stifter er war, hat während der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, die größten Künstler und Komponisten für die Violine hervorgebracht, die jemals in Italien glänzten. Corelli's vorzüglichste Schüler waren: Baptiste, Geminiani, Locatelli, Lorenzo und Giambattista Somis. Nachdem er

ſein Vaterland entzückt und den größten Ruhm als Violinſpieler und Komponiſt erlangt hatte, ſtarb Arcangelo Corelli zu Rom, den 18. Januar 1713.

Im Vatikan ſtellte man ſeine Büſte mit der Inſchrift auf: Corelli princeps musicorum. Seine bewundernswerthen Sonaten werden von den Kennern für Werke voll Anmuth, Geſchmack und Eleganz erklärt. Man hat von ihm vier Kompoſizionen, welche die Muſiker mit Recht als die Vorſchule der Violinſpieler betrachten. Ein gleiches hält man von den Solo's und Konzerten dieſes großen Virtuoſen. Tartini bildete alle ſeine Schüler nach Corelli'ſchen Solo's; und der berühmte Giardini ſoll geäußert haben, von zwei mit gleichen Fähigkeiten begabten Schülern würde der nach Corelli'ſchen Werken Gebildete den Andern ſtets überflügeln. Es iſt wahrlich viel, beſonders in der Muſik, noch nach 150 Jahren als der Erſte anerkannt zu werden, wenn man vornehmlich an die Fortſchritte denkt, welche die Harmonie in dieſem Zeitraume gemacht hat, und an die faſt gänzliche Umwälzung des Styls. Der Charakter der Corelli'ſchen Kunſt iſt jedoch natürliche Anmuth und Einfachheit, und

dieſe Eigenſchaften trotzen der Zeit, indeß die verzierten und überladenen Kompoſizionen nur für den Augenblick glänzen und bald altmodiſch werden. So mußte der engliſche Violiniſt Henry Purcell, ein Zeitgenoſſe Corelli's, alle ſeine Kompoſizionen nach einigen Jahren umarbeiten, da die darin angebrachten Schnörkel und Zierrathen veraltet waren.

Da Corelli ſeine Werke herausgab, kam die Violine in Italien ſo ſehr in die Mode, daß am Anfange des 18ten Jahrhunderts jede Stadt einen oder mehrere Violiniſten des erſten Ranges beſaß. Man nannte Clari in Piſa, Veracini und Bitti in Florenz, Lamenti in Bologna, Vitali in Modena, Perelli und Ciampi in Maſſacarrara, Lombardi in Lucca, Visconti in Cremona, Giacopino di Piſtoja in Piſtoja und Masciti in Neapel.

Alle dieſe geſchickten Künſtler, wozu noch die eigentlichen Schüler Corelli's kamen, von denen man Geminiani als den Erſten bezeichnet, komponirten in allen Gattungen für die Violine, und erhielten die Schule im höchſten Glanze bis zu dem Zeitpunkte, da der große Tartini, faſt bis zum Wunderbaren,

die Macht eines Instruments auszudehnen wußte.

Der Ruhm dieses großen Virtuosen ist uns noch zu nahe, da er erst im Jahre 1770 verstarb; unsere jezt lebenden großen Violinisten sind Schüler seiner Schüler, und man muß daher voraussetzen, daß Alles, was man von ihm berichten kann, hinlänglich bekannt sey. Im Jahre 1728 gründete Giuseppe Tartini in Padua jene berühmte Schule, die ihm in seinem Vaterlande den Beinamen: Il maestro delle nazioni, verschaffte. Aus dieser Schule gingen hervor: Nardini, Pascalino Bini, Alberghi, Carminati und eine Menge anderer großer Talente. Sein Unterricht wurde so geschäzt, daß einer seiner vorzüglichsten Schüler, Pascalino Bini, im Jahre 1744 nach Padua zurückkehrte, um noch einmal unter Tartini zu studiren, da er hörte, dieser habe seinen Styl geändert. Es scheint, daß Tartini es besonders im Vortrage des Adagio sehr weit gebracht hatte. Doch muß man, wenn man seiner Verdienste erwähnt, auch zugleich bedauern, daß dieser große Virtuose die Schwäche besaß, ein System begründen zu wollen, das aller Welt unverständlich bleiben mußte. Er

wollte nämlich Physik und Geometrie auf die Musik anwenden, und opferte diesen Versuchen einen großen Theil seiner Zeit.

Von diesem Meister besitzen wir mehr als 100 Sonaten für die Violine, die noch sehr geschätzt werden. Von seinen zahlreichen Konzerten wird in der Encyklopädie von Ginguené Folgendes gesagt: „Man weiß, daß Tartini eine doppelte Revoluzion in der musikalischen Komposizion sowohl, als auch in der Behandlungsart der Violine hervorbrachte. Ein edler und ausdruckvoller Gesang, gelehrte, aber dennoch natürliche und melodiereiche Passagen, sehr künstlich durchgeführte Motive, ohne Pedantismus und Fesseln, von denen selbst Corelli sich nicht loszumachen vermochte; nichts Vernachläßigtes, nichts Geziertes, nichts Gemeines; alles sinnig und auch ohne Worte höchst verständlich. Dieß ist der Charakter der Tartini'schen Konzerte."

Ueberdieß vereinigte dieser Künstler mit seinen ausgezeichneten Talenten den vortrefflichsten Charakter. Sanft, wohlthätig, von reinen Sitten und höchst bescheiden. Wie verschieden erscheint er nicht von andern Musikern Italiens, namentlich von seinem Zeitgenossen

und Nebenbuhler Veracini, deſſen Sprichwort war: „Es gibt nur einen Gott und einen Veracini!“

Sobald es einmal reine Inſtrumental-Muſik gab, war den Komponiſten eine neue Bahn eröffnet, und die Kunſt mußte ſich hierdurch mit einer Menge eben ſo neuer als verſchiedenartiger Hervorbringungen bereichert ſehen. Das erſte Werk für vier Inſtrumente, deſſen Erwähnung geſchieht, iſt von Gregorio Allegri, dem Komponiſten des berühmten Miſerere. Dieſes Quartett iſt für zwei Violinen, Bratſche und Baß geſchrieben, und befindet ſich in der Musurgia universalis des Pater Kircher (erſchien 1652 in Folio). Später jedoch erſt, als Bocherini glänzte, nahmen das Trio, das Quartett und das Quintett einen beſtimmten Charakter an. Bocherini wurde am 14. Januar 1740 in Lucca geboren, und ſtarb in Madrid 1806. Wir haben von ihm 58 verſchiedene Werke, als: Symphonien, Sextett's, Quintett's, Quartett's, Trio's, Duo's und Sonaten für Violine, Violoncell und Fortepiano. Seit dieſer Zeit erhielt Italien die herrlichſten Kompoſizionen von Fiorillo, Giardini, Pugnani u. ſ. w.

Die Symphonie endlich, diese prächtige Vereinigung aller Instrumente, wurde nicht in Italien, sondern in Deutschland zum höchsten Grad der Vollendung gehoben, und man muß bekennen, daß, wenn die Italiener stolz auf ihre Gesangkünstler sind, sie in der Instrumental-Musik sich nicht mit den Deutschen und Franzosen messen können. Gute Musiker, d. h. solche, die auf den ersten Blick jede Musik mit Leichtigkeit und Präzision lesen, sind in Italien seltener als in andern Ländern. Allein es ist nicht zu bezweifeln, daß die Schwierigkeiten, welche die neuern Komponisten in ihren Opern anhäufen, auch in kurzer Zeit gute Instrumentisten bilden werden.

XV.

Instrumental-Musik in Deutschland.

Die Deutschen waren stets als Instrumentisten berühmt. Es kann immerhin möglich seyn, daß die Sprödigkeit der Sprache, die dem Gesange sich nicht mit der Weichheit der

Italieniſchen anſchmiegt, die Urſache war, daß der Deutſche auf eine andere Weiſe, als durch die Menſchenſtimme, die von ihm ſo hoch gehaltene Kunſt zur Vollkommenheit zu bringen ſuchte.

Zu einer Zeit, wo die Orgel faſt noch das einzige Inſtrument war, das man anwandte, erfand ein Deutſcher, Namens Bernhard, im Jahre 1470, das Pedal für die Orgeln in Venedig, und ſeit jener Zeit ſind die Organiſten der deutſchen Kirchen die allergeſchickteſten geweſen. Faſt jede große Stadt beſaß Einen, und ihre Zahl ging in's Unendliche. Da nun jeder für ſein Inſtrument komponirt hat, ſo müßte eine herrliche Sammlung ſolcher Kompoſizionen da ſeyn, wenn nicht Vieles verloren gegangen wäre, welches vorzüglich von den ältern Sachen ſehr zu bedauern iſt.

In dem Abſchnitte, der von der Inſtrumental-Muſik handelt, leuchtet uns ein Name entgegen, der in der muſikaliſchen Literatur zu den ausgezeichnetſten gehört. Johann Sebaſtian Bach, einer der berühmteſten Tonkünſtler Deutſchlands mit ſeinen mehr oder minder berühmten Söhnen, elf an der Zahl, die alle Muſiker waren. Johann Sebaſtian ward

1685 zu Eisenach geboren und starb 1754. Er war zulezt sächsischer Hofkomponist in Leipzig. Er hatte als Klavier- und Orgelspieler nicht seines Gleichen. Seine Kompositionen athmen Kraft und Leben, seine Harmonie ist kunstvoll, aber seine Melodie ist oft nicht gefällig. Seine Werke für das Pianoforte sind zahlreich, doch äußerst schwer auszuführen. Unter seinen Söhnen ist Wilhelm Friedemann, Karl Philipp Emanuel und Johann Christian, vor den andern zu nennen. Alle drei waren tüchtige Orgel- und Klavierspieler, und Karl Philipp Emanuel, der als Musikdirektor in Hamburg starb, hat auch ein theoretisches Werk: „Versuch über die wahre Art Klavier zu spielen," herausgegeben, das noch immer als klassisch anerkannt wird.

Am gefälligsten und galantesten komponirte Johann Christian, der in London lebte, und deßhalb auch der englische Bach genannt wurde.

Nächst dem Klaviere stand damals die Violine in dem größten Ansehn, und ward durch wackere Künstler ausgebildet.

Unsere Violinisten folgten anfänglich der

Schule des Corelli, und hier zeichneten sich vor Allen Benda und Stamitz aus.

Franz Benda, der Sohn eines böhmischen Leinwebers, geboren 1708 zu Altbenatky in Böhmen, war Konzertmeister unter Friedrich dem Großen, und starb 1786 zu Potsdam 76 Jahre alt. Der schon oft zitirte Burney sagte von ihm: „Seine Manier gehörte keinem der bekannten Stifter einer Schule an, es war seine eigene, die er sich nach den größten Meistern gebildet hatte. Von seinen vielen Kompositionen hat er nur zwölf Solo's für die Geige und eins für die Flöte herausgegeben. Auch war er ein vortrefflicher Gesanglehrer. Seine beiden Töchter waren seine Schülerinnen in dieser Kunst."

Stamitz war Musik-Direktor am Hofe zu Mannheim, und hinterließ Symphonien, die bereits von jener Großartigkeit Beweise ablegen, zu denen sich später Haydn und Mozart aufschwangen.

Es konnte auch wohl kein günstigerer Zeitpunkt für die Instrumental-Musik statt finden, als der damalige. Jeder große und kleine Souverän in Deutschland hatte sein zahlreiches Hofvrchester. Um das Jahr 1759 hielt man das

Mannheimer für das vollkommenste in Europa. Stamitz, Holzbauer, Filz, Kannabich, Toeska und Fränzel waren eine Zierde desselben. Ihre vortrefflichen Kompositzionen hatten bereits in den Konzerten das gern Gehörte verdrängt, und ein neuer Geschmack fing an zu herrschen — da erschien Haydn! —.

Joseph Haydn wurde den 31. Merz 1732 in dem Dorfe Rohrau an der Grenze von Oesterreich und Ungarn geboren. Sein Vater war ein armer Wagner, und konnte die Harfe spielen. Der kleine Joseph mußte jeden Sonntag einem kleinen Familien-Konzerte beiwohnen, worin er als fünfjähriger Knabe oft spielend ein Brett ergriff, und mit einem Stöckchen darauf hin und her fuhr, als ob er die Violine spielte. Den ersten Unterricht empfing er von dem Schulmeister in Haimburg, und ward hierauf, kaum 8 Jahre alt, Chorschüler bei der Stephanskirche in Wien. Nun fing sein Talent an mit Macht hervorzubrechen. In seinem 10ten Jahre komponirte er bereits 16stimmige Stücke. Er pflegte in seiner herzlich-naiven Weise hierüber zu äußern: „Ich glaubte damals, daß, je schwärzer das Papier war, desto besser die Musik seyn müßte.“ Mit sech-

zehn Jahren verlor er seine Stimme und mit ihr seinen Plaz. Ohne Vermögen, ohne Beschützer, ernährte er sich mühsam durch Unterricht und Notenschreiben. Dennoch fühlte er sich glücklich, und man hörte ihn oft sagen: „Wenn ich zu jener Zeit an meinem von Würmern zerfressenen Klaviere saß, so beneidete ich keines Königes Loos.“ Da kamen ihm eines Tages die 6 ersten Sonnaten von Emanuel Bach in die Hände. „Nun wich ich nicht mehr von meinem Klaviere, bis ich sie ganz durchgespielt hatte,“ sagte Haydn selbst in spätern Zeiten; „ein Jeder, der mich genau kennt, weiß, wie viel ich Bach schuldig bin, daß ich seinen Styl aufgefaßt, und ihn mit Sorgfalt studirt habe; Bach selbst machte mir vormals ein Kompliment hierüber.“

Das Glück wollte, daß der berühmte Metastasio in dem nämlichen Hause mit Haydn wohnte, und dem jungen Musiker den Unterricht einer Fräulein Martinez, deren Erziehung er besorgte, übertrug. Von dieser Zeit an hatte er bei Metastasio einen Freitisch. Hier lernte er den alten Kapellmeister Porpora kennen, dessen Umgang ihm von sehr großem Nutzen war.

In seinem 18ten Jahre komponirte er sein erstes Quartett, welches allgemeinen Beifall erhielt, und ihm endlich den Weg zu Ruhm und Glück bahnte. Der Freiherr von Fürnberg nahm ihn gastfreundlich auf, und kurze Zeit darauf ward er Organist bei den Karmelitern in der Leopoldstadt. Zu gleicher Zeit spielte er die Orgel in der gräflich Haugwitz'schen Kapelle und sang in der Stephanskirche. In diese Zeit fällt seine erste Oper (der hinkende Teufel). Sein Ruf vergrößerte sich, und er erhielt die Stelle eines Kapellmeisters des Fürsten Esterhazy. Für diesen jungen Fürsten setzte er nunmehr seine unsterblichen Symphonien. Jedermann weiß, daß er in dieser Gattung keinen Meister hatte, und wenn Mozart nicht gewesen wäre, dieser allumfassende Genius des Tons, so würde er auch keinen Nebenbuhler gehabt haben. Immer edel und gesangreich, immer gelehrt und doch klar und verständlich, wußte Niemand als Haydn ein Stück besonnener durchzuführen, und mit den einfachsten Mitteln große Effekte hervorzubringen; die Melodie seiner herrlichen Symphonien, immer rein, immer eigenthümlich, schaffen sich selbst die Worte, und könnten einen Dichter zu den

schönsten Schöpfungen hinreißen und begeistern. Die verschiedenen Instrumente sind mit solcher Kunst angewandt, daß Alles empfunden und gefühlt ist, und in eine vollkommene Einheit verschmilzt.

Das Leben eines so seltenen Menschen sollte glücklich und glänzend seyn und war auch in der That so. Haydn genoß, während einer langen Reihe von Jahren, der Huldigung und Bewunderung des ganzen Europa. Er machte zwei Reisen nach England, woselbst der Enthusiasmus für ihn auf's Höchste gestiegen war. Das Institut von Frankreich ernannte ihn zum Mitgliede und sandte ihm eine Medaille. Nachdem die Pariser Oper am 12. Dezember 1800 sein Oratorium: Die Schöpfung, aufgeführt hatte, ließ sie ihm zu Ehren eine Medaille schlagen, die Cherubini, bei seiner Reise nach Wien, dem großen Komponisten einhändigte.

Haydn besaß viel Sanftmuth und Naivität, und unterwarf sich gewöhnlich dem Willen seiner Frau. Da man ihn einstmals fragte, warum er den Wünschen der Franzosen nie nachgegeben und Frankreich nicht besucht hätte, erwiederte er: „Meine Frau behauptet, daß

die Franzosen sich nicht mehr viel aus dem Menschen machen, den sie von nahebei gesehen haben."

Der gelehrte Doktor Burney, in seiner Geschichte der Musik, war der erste, der Haydn vorschlug, sich zum Doktor in Oxford creiren zu lassen. Am Tage nach seiner Ernennung dirigirte Haydn selbst, sobald er erschien, hörte man allgemein: Bravo! rufen. Haydn verneigte sich nach allen Seiten, indem er: I thank you, I thank you! erwiederte.

Bei seiner Zurückkunft aus England kaufte er sich in einer Vorstadt Wiens ein kleines Haus, woran ein Garten stieß. Hier beendete er, umgeben von seiner Familie, seinen Freunden, und geehrt durch die Huldigungen von ganz Europa, sanft sein Leben, den 31. Mai 1809, in einem Alter von 77 Jahren.

Einige Jahre vor seinem Tode wohnte Haydn einer glänzenden Aufführung der Schöpfung bei. Der von der Last der Jahre niedergebeugte Greis wurde von seinem eigenen Werke so tief ergriffen, daß er bei der bekannten Stelle: Es ward Licht! mit Thränen ausrief: „Nicht von mir, von dort kommt Alles!"

Alles!“ Dieß hatte einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er hinweggetragen werden mußte.

Haydn hat vierzehn italienische Opern komponirt und fünf Opern für deutsche Marionetten. Diese Werke sind wenig bekannt, und selten hört man ihrer erwähnen. Entweder sind sie ihres großen Meisters nicht würdig, oder man ist einseitig genug, dem ersten Instrumental-Komponisten nicht auch Verdienste um die dramatische Komposizion zuerkennen zu wollen. Die Arien der Schöpfung und anderer Werke jedoch lassen nicht zweifeln, daß Haydn in neunzehn Opern, wenn sie nicht von entschiedenem und gleichem Werthe sind, dennoch Perlen, Funken des Genies, wird gezeigt haben, die ihre allgemeinere Bekanntwerdung sehr wünschenswerth macht. Es wäre vielleicht an der Zeit, daß ein geistvoller Mann die beßten Stücke daraus entlehnte, und eine besondere Oper zusammensezte, wenigstens scheint uns dieses eben so glücklich und wohl noch glücklicher, als aus seinen Quartetten u. s. w. ein Singspiel zusammen zu seßen, wie dieß in neuerer Zeit geschehen ist.

Die Symphonien von Haydn belaufen sich

auf die Zahl von 118, und außerdem beſitzen wir von ihm eine unglaubliche Menge von Konzerten, Sonaten, Quatuor's, Trio's und Duo's für alle Arten von Inſtrumenten. Auch das deutſche Lied iſt durch mehrere herrliche Weiſen von ihm bereichert worden, einige davon haben einen tändelnden, muthwillig neckenden Charakter, andere wetteifern in Zartheit und Ausdruck des Gefühls mit dem Vorzüglichſten dieſer Gattung. Die Melodie zu dem herzerhebenden: „Gott erhalte Franz den Kaiſer," verdankt ebenfalls ſein Vaterland ihm. Schlüßlich führen wir noch als Beweis ſeines Fleißes an, daß er 370 ſchottiſche Originalballaden arangirt und herausgegeben hat, und daß es ſeiner Menuetten, Deutſchen und Walzer mehr als 400 gibt.

Es iſt hier der Ort eines ſehr merkwürdigen Mannes zu gedenken, der als Theoretiker und Praktiker, als Komponiſt, ausübender Künſtler und Bildner bedeutender Schüler, auf einen Ehrenplatz in der Gallerie einer Geſchichte der Tonkunſt Anſpruch zu machen hat. Georg Joſeph Vogler, gemeinhin Abt Vogler genannt, ward 1749 in Würzburg geboren. Bald zeichnete er ſich als großer Klavier- und

Orgelspieler aus und machte sich auch als Komponist bemerkbar. Bei allem seinen Genie und einer bei Leuten seines Standes allerdings ungewöhnlichen gelehrten Bildung, konnte er doch von dem Hange zum Pedantischen und Bizarren sich nicht lossagen, wovon seine Kompositzionen den triftigsten Beweis liefern. Fast sein ganzes Leben brachte er auf Reisen zu, und erlangte durch seine Orgelkonzerte großen Ruhm. Er ist der Erfinder eines Instrumentes, das er Orchestrion benannte, welches eine Art Orgel aus vier Klavieren, jedes von 63 Tasten, ist. Der Ton dieses Instruments kommt fast der Wirkung eines vollständigen Orchesters gleich. Durch ein von ihm gleichfalls erfundenes Simplifikazions-System wollte er den Bau der Orgeln vereinfachen, allein in diesen Unternehmungen stieß er auf Schwierigkeiten und Hindernisse, die zum Theil von den, durch ihn dadurch sich beeinträchtigt wähnenden, Orgelbauern veranlaßt wurden. Unter seinen Werken, die in allen Gattungen sehr zahlreich sind, ragt, nächst seinem Requiem, die Oper Samori besonders hervor. Sie enthält, neben den originellsten Schönheiten, jedoch auch wieder schwache Stellen, und hat deßhalb nie auf dem

Theater groſses Glück machen wollen. Seine Ouvertüre und Märſche zu dem Kotzebue'ſchen Schauſpiele: Die Kreuzfahrer, gehören zu dem genialſten, das er jemals geſchrieben hat. Dieſe Muſik hat er für das Theater in Breslau geſezt, und außer jener Bühne hört man die herrliche Schöpfung Vogler's nicht. Er ſtarb als groſsherzoglich darmſtädtiſcher Hofkapellmeiſter, mit dem Range eines geheimen geiſtlichen Raths und dem Verdienſtorden erſter Klaſſe ausgezeichnet, im Jahre 1814. Unter ſeinen Schülern nennt man Carl Maria von Weber, den Freiherrn v. Poißl, Gottfried Weber und Meyer Beer oben an.

Seitdem die Blasinſtrumente, eben ſo wie die Saiteninſtrumente, ausgebildet und vervollkommnet waren, haben deutſche Meiſter zuerſt ſie in Vereinigung gebracht und die ſogenannte Harmoniemuſik geſchaffen. Mozart hat hierin Muſter geliefert; Beethoven, Krommer ſind ihm nachgefolgt, und Reicha, der bereits ſeit längerer Zeit in Paris lebt, hat in ſeinen Quintetten die Hilfsmittel für dieſe Gattung kühn zu erweitern gewuſst, indem er die Schwierigkeit in der Ausführung vermehrte, und den Inſtrumenten Paſſagen zumuthete,

die man früher nie gewagt hätte. Auf dieſe Weiſe führten die neuen Mittel zur Uebung, auch bald größere Geſchicklichkeit und Kenntniß herbei.

Man kann jedoch nicht in Abrede ſeyn, daß die Verbindung der Blasinſtrumente mit den Saiteninſtrumenten vorzuziehen iſt, und daß auch die vortrefflichſte Harmoniemuſik auf die Länge monoton wird. Das ſchöne Septett von Beethoven iſt wohl ein hinlänglicher Beweis des Geſagten. Das Quintett dieſes großen Meiſters, ſo wie die Quintette von Mozart und Spohr für vier Blasinſtrumente und einen Flügel, das Septett von Hummel und das Nonett von Spohr, ſind ebenfalls herrliche Schöpfungen, die in dieſer Gattung zum Muſter dienen können.

Die ausgezeichnetſten deutſchen Komponiſten haben alle für den Flügel geſezt. Wenn gleich dieſes Inſtrument, ohngeachtet ſeiner Kürze, ſeiner Einförmigkeit, der Verwirrung der Töne, und der Schwierigkeit, ſie gehörig verbinden zu können, ſo manches Mangelhafte darbietet, ſo iſt es doch als ein Orcheſter im Klei-

nen zu betrachten, und entwickelt allein eine vollkommene Harmonie. Haydn, Mozart, Beethoven haben für den Flügel herrliche Werke geliefert, jedoch in einem andern Geiste als die jetzigen Virtuosen auf diesem Instrumente. Dieses theilt also die Kompositzionen für den Flügel in zwei Klassen. Die genannten Meister stehen in der ältern Manier oben an, denn die noch ältere, worin Händel, Seb. Bach, Scarlatti u. a. glänzen, wird nur noch als Studium betrachtet. In der neuern Manier muß man Dussek, Kramer, einen Schüler des großen Muzio Klementi, geboren zu Rom 1746, jezt in London lebend, Streibelt und Hummel vor Allen nennen. Die allerneueste Schule hat einen ganz verschiedenen Weg noch eingeschlagen. Moscheles, Kalkbrenner, Herz u. s. w. haben das Mechanische der Kunst zu einem solchen Grade von Kraft und Geläufigkeit getrieben, daß man nicht mehr von Schwierigkeiten, sondern von tours de force sprechen muß. Man kann auch nicht verhelen, daß die jetzigen Kompositzionen ein neues Instrument nothwendig bedingen; denn so sehr auch die verworrensten Kompositzionen mit ganzem Orche-

ſter oder im Quartett, bei guter Ausführung, ſtets verſtändlich bleiben, ſo iſt der Flügel jedoch wahrhaft unzureichend, um Alles das deutlich und verſtändlich auszudrücken, was man ihn gern ausdrücken laſſen möchte.

XVI.

Inſtrumental-Muſik in Frankreich.

Die Laute und die Violine, Erſtere ein faſt ganz vergeſſenes Inſtrument mit 24 Saiten, waren um die Zeit Heinrichs des IV. am gebräuchlichſten in Frankreich. Allein obgleich man annehmen kann, daß die Muſik damals ſehr beliebt bei den Franzoſen war, ſo hat doch kein Künſtler von Bedeutung, vor dem Ende des 18ten Jahrhunderts, ihre Schule verherrlicht. Die Vortrefflichkeit der 24 kleinen Violiniſten Ludwigs XIV., die Lully gebildet hatte, wird ſehr in Zweifel gezogen; am einleuchtendſten erhellt wohl aus dem Mangel an guten Kompoſizionen, der Mangel an

ausübenden Künstlern, denn so wie diese einmal da sind, erstehen auch Kompositzionen und umgekehrt.

Bis zur Revoluzion holten die Theater ihre Musiker aus den Kapellen der Domkirchen; allein diese lieferten größtentheils nur Sänger. In diesen kirchlich-musikalischen Anstalten wurden, in den verschiedenen Städten, 40,000 Kinder, auf Kosten des Kapitels, ernährt und gekleidet, und erhielten den beßten musikalischen Unterricht. Frankreich verdankt diesen Anstalten nicht nur die berühmtesten Sänger, sondern auch seine vorzüglichsten Komponisten.

Im Jahre 1789 vereinigte Sarette fünf und vierzig Musiker von dem Depot der königlichen Garde, woraus der Kern der Musik der Pariser Nazional-Garde gebildet wurde. Das Munizipalkorps nahm sie 1790 in Sold, und brachte ihre Zahl auf 78. Als im Jahre 1792 die besoldete Nazional-Garde aufhörte und es der Munizipalität an Gelde fehlte, so stiftete Sarette, dem die Erhaltung jenes Musikkorps zur Last fiel, eine Musikalische Freischule, wodurch er die oben erwähnten Anstalten, welche die Revoluzion zerstört hatte, zu ersetzen gedachte. Diese Schule lieferte, während der

Kriege, dem Heere die Feldmuſik, und nachdem (1795) ein Geſez die Organiſazion derſelben beſtimmte, und die nöthigen Fonds zur Beſoldung der Profeſſoren angewieſen wurden, erhielt ſie den Namen des Konſervatoriums der Muſik.

Seit dieſer Zeit hat das Konſervatorium ſtets die vortrefflichſten Künſtler Frankreichs zu Profeſſoren gezählt. Beinahe 3000 Muſiker ſind darin gebildet worden, die ſich größtentheils ausgezeichnet haben. Der Direktor des Konſervatoriums iſt der berühmte Komponiſt Cherubini.

Demungeachtet hat Frankreich nicht ſo große Inſtrumental-Komponiſten wie Deutſchland aufzuweiſen, beſonders was ihre Symphonien betrifft. Unter ihren Quartetts und Quintetts ſind beſonders die von Onslow mit Achtung zu nennen, die in dieſem Augenblicke in Frankreich und auch bei uns ſehr gern gehört ſind. Onslow ſtammt von engliſchen Eltern und ward in Clermont geboren. Er beſizt ein ſehr großes Vermögen, und hat ſich mit Leidenſchaft der Kunſt hingegeben.

Sonaten und Konzerte beſizen die Franzoſen von vielen bedeutenden Komponiſten, wir

nennen hier vor Allen Rode, der für die Violine, die er ſelbſt vortrefflich ſpielt, ſeelenvolle Kompoſizionen geliefert hat; ferner die Kompoſizionen von Baillot, Viotti, Lafond, Berbiguier und viele Andere, die gleich ihren Meiſtern, in Deutſchland dieſelbe Bewunderung erregten, als in ihrem Vaterlande.

XVII.

Dramatiſche Muſik in Italien.

Wir wenden uns jezt zu jenem Theile der Kunſt, der eigentlich ſtets durch Aufbietung aller Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, und durch die enge Verbindung, worin ſie mit andern Künſten geſezt wird, am mächtigſten auf die Sinne wirkt. Auf dem Theater, wo ſie mit Worten verbunden erſcheint, malt ſie die Leidenſchaften, und bringt den vollkommenſten Eindruck auf die Seele hervor.

Die Erfindung des lyriſchen Drama bei den Neuern iſt in einer ſehr frühen Zeit zu ſuchen, und zwar bei den Italienern. Im Jahre 1440

wurde auf einem öffentlichen Platze in Rom: Die Bekehrung des heil. Paul, Oper von Francesco Baverini, aufgeführt; dieser Vorstellung folgten andre derselben Gattung, deren Stoff stets die h. Schrift lieferte. Erst im Jahre 1475 erschienen die ersten weltlichen Opern. Man findet hier den Orfeo von Angelo Politiano, und ein im Jahre 1480 in Rom gegebenes musikalisches Trauerspiel, wozu der Kardinal Riatti, ein Neffe des Papstes Sixtus IV., die Worte gedichtet hatte.

Im Jahre 1500 besaß der Papst bereits ein Maschinentheater mit Dekorazionen. Vervollkommnet wurde jedoch das lyrische Drama erst im 16ten Jahrhundert, und zwar im Jahre 1597, da drei edle Florentiner: Johann de Bardi, Peter Strozzi und Jakob Corsi, von dem beßten Dichter und dem beßten Tonkünstler ihrer Zeit, zu ihrem Vergnügen eine Oper verfertigen ließen, welche im Pallast Corsi in Florenz aufgeführt wurde, und Alles früher dieser Art Gesehene und Gehörte bei Weitem übertraf. Von denselben Meistern, die mit Recht die Schöpfer der Oper genannt werden, erschien bald darauf: Euridice, die

öffentlich in Florenz, bei Gelegenheit der Vermählung Heinrichs des IV. mit Maria von Medicis, dargestellt wurde. Von Giulio Caccini erschien hierauf Cephale, und von Peri, Ariadne.

In demselben Jahre, wo die zulezt genannte Oper aufgeführt wurde, machten sich Peri und Emilio del Cavalliere, der Komponist des Oratoriums: L'anima e'l corpo, die Erfindung des Recitativs streitig, und zwar um so hartnäckiger, als zur damaligen Zeit das Rezitativ die ganze dramatische Musik fast allein ausmachte. Peri war der erste, der in der Ariadne verschiedene Stücke Aria benannte, obgleich man's nicht wohl einsieht, welche Eigenthümlichkeit diese Stücke von Andern auszeichnet. Eben dasselbe läßt sich noch von dem Orfeo des Claudio Monteverde, der im Jahre 1607 erschien, sagen, wo man ebenfalls nur mit großer Mühe die Arien von dem Rezitativ zu unterscheiden vermag. Erst im Jason von Cicognini, den 1649 Cavalli in Musik sezte, bemerkt man einige Arien, welche sich von der notirten Deklamazion durch eine etwas abweichende Melodie bemerkbar machen.

Ceſti, geboren zu Florenz im Jahre 1620, war ein Schüler des berühmten Cariſſimi. Er machte mehrere Neuerungen im muſikaliſchen Drama. Zuerſt ſchaffte er die auf dem Theater herrſchende eintönige Pſalmodie ab, und komponirte Arien, worin der Sänger glänzen konnte. Allein demungeachtet hatte, ſelbſt bei der ungeheuern Menge von Komponiſten, die ſich nach ihm dem Theater widmeten, kein Werk jene Anmuth, und den wahrhaft dramatiſchen Styl, der erſt im Anfange des 18ten Jahrhunderts ſich zu verbreiten begann. Gasparini, Perti, Colonna, Lotti, und ſelbſt der groſſe Scarlatti zeigten Gelehrſamkeit in ihren Kompoſizionen, allein ſonſt fand man auch nichts darin. Man muß bemerken, daß zu jener Zeit, wo die ganze Kunſt ſich auf die Wiſſenſchaft des Kontrapunkts beſchränkte, die Oper nur als Augenluſt gelten konnte. In dem gedruckten Verzeichniſſe der Werke, welche am Ende des 17ten Jahrhunderts aufgeführt wurden, nennt man weder den Dichter, noch den Komponiſten, noch weniger die Sänger, ſondern ſpricht blos von dem Maſchiniſten und dem Dekorateur.

Die Kunſt war bis zur höchſten Stufe der

Gelehrsamkeit und Trockenheit gerathen. Kompoſizionen, die von beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten ſtrozten, waren von der Kirche auf das Theater übergegangen, ohne auch nur im Geringſten den Anforderungen des leztern nach, abgeändert zu werden. Ein Mann, wie Alexander Scarlatti ſelbſt, konnte es ſich nicht verhelen, daß die Muſik gänzlich unterzugehen drohe, wenn man ihr nicht wieder Anmuth und Einfachheit zu verleihen wüßte. Er ſelbſt verſuchte Einiges mit Glück, allein ſeinen Schülern war die gänzliche Umwälzung des Beſtehenden in der Kunſt vorbehalten. Leo, Vinci, Sarro, Haſſe, Porpora, und beſonders Pergoleſe, ſchüttelten den ſcholaſtiſchen Staub ab, der die Kunſt bedeckte und ihr ſo gänzlich fremd war; nicht daß ſie minder gelehrt als ihre Vorgänger geweſen wären, ſondern ſie verſchmähten es, ihre Gelehrſamkeit zu mißbrauchen. In ihren unſterblichen Werken hörte man eine reine und einfache Harmonie, melodiſche und ausdrucksvolle Geſänge begleiten, wie man ſie bis dahin noch niemals vernommen hatte; die Kirchen und Bühnen hallten wieder von den herrlichen Klängen, und der berauſchte Italiener vermeinte eine neue

Kunst erfunden zu haben. Der Enthusiasmus stieg so hoch, daß von dieser Zeit an Alles, was nicht leicht und angenehm war, verbannt wurde, und daß selbst, wie wir schon oben erwähnten, einem Jomelli der gelehrte Satz, den er in Deutschland angenommen hatte, von seinen Landsleuten nicht verziehen wurde.

Man muß gestehen, daß alle Umstände dazu beitrugen, diesen Neuerern den beßten Erfolg zu sichern. Ohne den Sieg, welchen die Melodie ohnehin über die trockene und geräuschvolle Harmonie davontragen mußte, waren die großen Meister dieser Epoche auch noch so glücklich, Zeno's und Metastasio's Zeitgenossen zu seyn. Sie hatten Gelegenheit, die ersten Operndichtungen zu erhalten, die mit einem interessanten Gegenstande Reinheit und Eleganz der Sprache verbanden. Auch besaß Italien damals Sänger, deren Namen noch heute berühmt sind: Pasi, Amoreveli, Farinelli, Cuzzoni und die berühmte Faustina, die unsern Hasse heirathete, sangen Alle in jenem grandiosen Style, der lange der Vorzug der italienischen Gesangschule war, und von dem man leider in diesem Augenblicke in Italien selbst vergebens die Spuren aufsucht.

Vor Kurzem noch sangen die Graffini und Crescentini in jener kühnen und großartigen Manier, welche sich besonders in dem Rezitativ, diesem Probiersteine des Sängers, zu erkennen gab. Die gefeierte Pasta soll ebenfalls dieser Gesangsweise ihren Ruhm verdanken.

Demnach kann man das 18te Jahrhundert als den glänzendsten Zeitraum der italienischen Schule annehmen. Den bereits genannten Meistern folgten Piccini, Sacchini, Guglielmi, Traetta, Anfossi, Taradellas und andere; Alle würdige Priester des heiligen Feuers. Hierauf erstand die dritte Generazion großer Komponisten, an deren Spitze Paësiello und Cimarosa glänzen, die Lezten, welche die von Vinci und Pergolese gebahnte Straße verfolgten. Rossini, Orlando, die Neusten, und unsre Zeitgenossen wichen ab und ergriffen einen andern Styl. Wir werden in dem lezten Abschnitte dieses Buches von der großen Veränderung sprechen, die seit 25 Jahren in der Musik statt fand.

XVIII.

Dramatiſche Muſik in Deutſchland.

Unſere Sprache iſt der Muſik allerdings nicht günſtig, die weichen Klänge des Italieniſchen ſind mehr geeignet ſich mit der Melodie zu verſchmelzen. Dieſes hat mehrere deutſche Meiſter vermocht, italieniſche Worte in Muſik zu ſetzen, die jedoch immer ihrem Charakter nach deutſch bleibt. Wenn hie und da ein deutſcher Meiſter, beſonders der große Gluck, franzöſiſche Opern ſetzte, ſo iſt das hauptſächlich in ſeinen äußeren Lebensverhältniſſen zu ſuchen, denn ſchwerlich wird er in Hinſicht des Wohlklangs der franzöſiſchen Sprache vor der deutſchen den Vorzug gegeben haben. Jene läßt ſich eben ſo ſchwer ſingen, und hier kann wohl nur ein Vorzug, der einen oder der anderen, durch die Gewohnheit eingeräumt werden. Aus dieſen Gründen jedoch iſt unſer muſikaliſches Theater jünger als das Italieniſche. Nachdem bereits in der Mitte des 16ten Jahrhunderts, zu Hans Sachſens Zeiten, geſungene Faſtnachtſpiele aufgeführt worden waren, wur-

de im Anfange des 17ten, im Jahre 1627, die erste vollständige Oper, in italienischer Sprache, am Dresdner Hofe, bei Gelegenheit der Vermählung der Schwester des Kurfürsten mit dem Landgrafen von Hessen, aufgeführt.

Der Kaiser Leopold der für italienische Dichtkunst und Musik sehr eingenommen war, nahm den Dichter Minato und den Komponisten Antonio Draghi in seine Dienste, welche für Wien Opern verfertigten. Draghi lieferte Musik und Text zur Cloridia, die 1665 aufgeführt wurde. Alle diese Werke waren nur für den Hof, die erste deutsche Oper, die für das Publikum gegeben wurde, finden wir 1678 in Hamburg, es war: Adam und Eva. 1693 gab Paul Thiemich, während der Ostermesse in Leipzig, seine Oper Alceste, und 4 Jahre darauf sah man in dem 1667 erbauten Opernhause zu Nürnberg, den Arminius.

Um diese Zeit wirkte der berühmte Kaiser mit Kraft für die deutsche Bühne. Geboren 1673 im Weißenfels, studirte er Musik in Leipzig und bildete sich nach den besten italienischen Mustern. Er verfertigte 116 Opern, die größtentheils in Hamburg aufgeführt wurden, und außerdem viele Oratorien und andere Kirchen-

sachen. Hasse, dessen erster Lehrer er war, sagte von ihm zu dem Doctor Burney: ich halte Kaiser für den ersten Musiker der Welt; dieser große Meister hat noch mehr geschrieben als Scarlatti, und seine Melodien waren, ohnerachtet der Veränderungen die 50 Jahre in der Musik hervor brachten, noch so dem Geschmacke anpassend, daß sie unter neuere Kompositionen gemischt, selbst von Kennern nicht würden herausgefunden werden können. Mathesson und Reichardt sprechen in ihren Schriften mit derselben Wärme von Kaisers Verdiensten, die Werke dieses Meisters sind jedoch sehr selten. Burney wußte sich einige davon zu verschaffen, die seinen Enthusiasmus erregten.

Durch Kaisers Genie wurde ein anderes erweckt, das lange Zeit als eines der ersten glänzte und seinen Ruhm über die Grenzen des Vaterlandes ausdehnte. Johann Adolph Hasse, geb. zu Bergedorf bei Hamburg, im Jahre 1705, gest. 1783 zu Venedig, als königl. pohlnischer und kurfürstlich sächsischer Oberkapellmeister, begann seine Laufbahn unter Kaisers Leitung, bei dem Hamburger Theater als Tenorsänger. Im Jahre 1723 trat er in Braunschweig mit seiner ersten Oper Antigonus auf,

die großen Beifall erhielt. Um seine Kunst, besonders die Gründlichkeit des Satzes, zu studiren, reiste er ein Jahr später nach Neapel, um sich unter Porpora zu bilden. Hier gewann er Scarlatti's Freundschaft in hohem Grade, der ihn stets seinen Sohn nannte. Bald ward er in ganz Italien nur als il caro Sassone bekannt und von dem Theater mit Arbeiten überhäuft. In Venedig vermählte er sich 1727 mit der berühmten Sängerin Faustina Bordoni, die damals eine Zierde der Bühne war und viel zu seinem Glücke beitrug. Er ward als Oberkapellmeister mit seiner Gattin nach Dresden gezogen und erhielt einen Gehalt von 12,000 Thaler. Von nun an lebte er abwechselnd in Deutschland und Italien. 1733 ging er nach England, ließ dort seinen Artaxerxes aufführen, der sehr gefiel, und verließ dieses Land dann wieder. Er wählte jetzt in Dresden seinen festen Wohnsitz, wo er während des Bombardements dieser Stadt im siebenjährigen Kriege, alle seine Bücher und Handschriften einbüßte. Friedrich's des Großen Theilnahme und Auszeichnungen konnten seinen Schmerz hierüber nicht verscheuchen. Seine Gattin Faustina, die erste Sängerin ihrer Zeit, war seine

treue Gefährtin durchs Leben. Rochlitz hat im ersten Bande seiner Denkmale glücklicher Stunden, diese seltene Frau vortrefflich geschildert.

Den Vorzug den die Kaiser Leopold und Joseph der italienischen Sprache einräumten, hatte auf den deutschen Musikstyl einen bedeutenden Einfluß. Zeno und Metastasio waren aus Italien berufen um Operndichtungen zu liefern. Im Jahre 1724 wurde bei Gelegenheit eines hohen Geburtsfestes auf dem Hoftheater in Wien eine Oper von Apostolo Zeno durch die ersten Personen des Hofs dargestellt. Maria Theresia, damals Erzherzogin, sang die erste Parthie und der Kaiser selbst dirigirte das Orchester am Klavier. Die Musik zu dieser Oper war von Caldera. Durch diese Vorliebe für die Italiener, vermischten sich die beiden Schulen, wie man hinlänglich aus den Werken Graun's, Naumann's und Gluck's bemerken kann.

Im Jahre 1764 gab Gluck seinen herrlichen Orfeo in Wien, nachdem er in Italien und England schon viele Werke componirt hatte. Calsabigi hatte die Worte geliefert. Christoph Gluck war 1714 in der Oberpfalz an der böhmischen Grenze geboren, und lernte in

Prag die Musik. Hierauf reiste er nach Italien und studirte den Satz unter dem Kapellmeister J. B. San Martini. Seine erste Oper wurde in Mailand gegeben. Im Jahre 1742 gab er seinen Demetrius in Venedig. 1745 reiste er nach England, woselbst er die Oper, der Riesensturz, componirte, und andere Sachen herausgab. Bis dahin war sein Styl von dem zur Zeit in Italien herrschenden, gar nicht verschieden. Seine Melodien waren ohne Charakter, sie kitzelten das Ohr ohne das Herz zu rühren. Im Orpheus erst erkannte man einen Styl der dem Drama angemessen schien, wo alles untereinander in Verbindung steht, wo die Musik sich nie von der Situazion entfernt, und wo das Interesse aus dem vollkommenen Einklange aller Theile des Drama's und der Musik entspringt.

Der Orpheus machte Glück, die darauf folgende Alceste ebenfalls. Nach diesen Opern wurde nur noch das Urtheil des Paris und ein Gelegenheitsdrama zur Vermählungsfeier Joseph des zweiten in Deutschland componirt, dann verließ Gluck sein Vaterland und ging nach Frankreich. Seine dort geschaffenen Werke eignen sich die Franzosen und zwar mit Unrecht an. Eben

so wenig können wir Jomelli, der in Stuttgart angestellt war, oder die Werke des jetzt unter uns lebenden Spontini die Unsrigen nennen. Hier müssen wir jedoch, um den Faden unserer Geschichte nicht zu unterbrechen, Gluck verlassen und werden erst später auf ihn zurückkommen.

Die Liebe für Musik war unter den deutschen Fürsten so allgemein, daß jeder Hof sein Theater hatte und die geschicktesten Meister Deutschland's und Italien's dabei angestellt waren, so daß während des 18ten Jahrhunderts Händel, Hasse, Graun, Agricola, Bach, Gluck, Jomelli, Sarti und viele Andere, für Deutschland mehr als tausend Opern lieferten.

Auch der theoretische Theil der Kunst fand in Deutschland tüchtige Bearbeiter. Einer unserer ersten musikalischen Literatoren und Tonlehrer, war Friedrich Wilhelm Marpurg, Kriegsrath und Lottodirektor in Berlin, geb. 1718, gest. 1795. Nach ihm erschien Johann Nicolaus Forkel, Doctor der Musik, der gelehrteste Theoretiker und Kritiker, geboren den 12ten Februar 1749 zu Meeder bei Koburg, gestorben zu Göttingen, den 20ten Merz 1818. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Männer,

besonders Letzterer, bei allen ihren unbestreitbaren Verdiensten, sich in ihrem Urtheile eine gewisse Einseitigkeit zu Schulden kommen ließen. So hat Forkel gegen Händel nie gerecht seyn wollen, und geht in seiner Verehrung für Sebastian Bach offenbar zu weit. Doch ist es auch anzuerkennen, daß er die großartige Weise des Klavierspiels dieses Meisters in ihrer Reinhat stets bewahrte, und daß er praktisch und theoretisch viele Schüler bildete. Seine Werke werden mit den Kompositionen der größten Meister die Unsterblichkeit theilen.

Recht nazionale Kompositionen erstanden auch um diese Zeit, welche Laune und Charakter mit einer gewissen Derbheit verbanden, die ihnen sehr wohl anstand und ihnen ein lebensfrisches, heiteres Kolorit verlieh. Johann Adam Hiller, geboren zu Wendischossig bei Görlitz den 25ten Dezember 1728, und Carl Ditters von Dittersdorf, geboren 1739 zu Wien. Von dem Ersteren, der die erste musikalische Zeitung, unter dem Namen: musikalischer Zeitvertreib, herausgab, besitzen wir eine Menge herrlicher Melodien, die alle zu Volksgesängen wurden, welches als Beweis ihrer Trefflichkeit gelten mag. Er arbeitete

mit gleichem Glücke für Kirche und Theater und hat auch mehrere theoretische Werke und Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler herausgegeben. Er starb im Jahr 1804. Sein Sohn war Musikdirektor in Königsberg und ein in jedem Betrachte tüchtiger Musiker. — Ditters, oder nachdem er vom Kaiser geadelt worden war, von Dittersdorf, reiste mit Gluck nach Italien, um sich zu bilden und schrieb dann, auf Metastasio's Antrieb 4 Oratorien. Hierauf kam er in die Dienste des Fürstbischofs von Breslau und arbeitete für dessen Theater. Seine Opern haben seinen Namen berühmt gemacht, ohne ihm jedoch bedeutendes Geld einzutragen. Er starb am 31ten October 1799 in bedrängten Umständen. Seine interessante Selbstbiographie gab man 1801, zum Besten seiner hinterbliebenen Familie heraus. Sein Sohn lebt gegenwärtig in Breslau.

Unter den berühmten Namen, die für alle Zeiten in der Geschichte der deutschen Musik glänzen werden, stehet obenan: Johannes Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart, geboren 1756 am 27ten Januar in Salzburg. Sein Vater, Leopold Mozart war Musikdirektor bei dem Erzbischof von

Salzburg, und hat auch mehrere Oratorien und andere Kompoſizionen hinterlaſſen, und eine Violinſchule verfaßt. Durch dieſen Vater wurden frühzeitig des jungen Mozarts wunderbare Anlage dergeſtalt ausgebildet, daß er als 5jähriger Knabe ein geſchickter Klavierſpieler war, und für dieſes Inſtrument bereits kleine Sachen ſetzte. Mit 6 Jahren reiſte ſein Vater mit ihm und ſeiner Schweſter Maria Anna nach München und von da nach Wien. Der durch ſeine Inſtrumentalcompoſizionen berühmte, 1777 in hohem Alter verſtorbene Wagenſeil, befand ſich damals an dem kaiſerlichen Hofe, und man erzählt, daß der kleine Mozart, bevor er vor dem Kaiſer ſpielte, geſagt haben ſoll: Wagenſeil muß man kommen laſſen, der verſteht ſich darauf. Hierauf ließ Franz I. Wagenſeil kommen und räumte ihm ſeinen Platz bei dem Klavier ein. Ich ſpiele, ſagte der junge Virtuos zu dem alten Meiſter, eins von Ihren Konzerten, Sie müſſen mir die Blätter wenden. Der Ruf dieſer Wunderkinder, denn das Mädchen ſpielte auch, verbreitete ſich bald durch ganz Europa. Im Jahre 1763 kamen ſie in Paris an. Mozart ſpielte die Orgel in der Schloßkapelle von Verſailles vor

dem versammelten Hofe und in Paris gab er seine beiden ersten Werke heraus, die zwar sein Vater korrigirte, aber die dennoch Funken seines Geistes bereits in sich trugen. Er war damals 7 Jahre alt.

Im Jahre 1764 reiste der Vater mit seinen Kindern nach England, wo sie gleichen Enthusiasmus wie in Frankreich erregten. Sie spielten Konzerte auf zwei Klavieren und der Knabe spielte Werke von Bach und Händel auf dem ersten Blick. Während seines Aufenthaltes in England, das heißt in einem Alter von 8 Jahren, komponirte er 6 Sonaten, die er in London herausgab und der Königin widmete.

Ueber Frankreich und Holland kehrte er 1766, in seine Vaterstadt zurück. Hier überließ er sich mit neuem Eifer der Komposizion und von dieser Zeit an bildete sich wahrscheinlich, durch das Studium von Bach und Händel, und genährt durch die Werke der alten italienischen Meister jener Styl, der ihn vor allen Komponisten auszeichnet.

Mit 12 Jahren componirte er in Wien seine erste Oper, dieß war die Opera Buffa: la Finta simplico, die ihm von dem Kaiser Jo-

seph übertragen worden war. Dieses erste Werk kam zwar nicht in die Scene, allein Hasse und Metastasio hießen es gut. In Italien, wohin ihn sein Vater im Jahre 1769 führte, war er ebenfalls ein Gegenstand der Bewunderung. Als ein Beweis seines außerordentlichen Gedächtnisses verdient angeführt zu werden, daß Mozart, das berühmte Miserere von Allegri, welches alljährlich während der Charwoche in der sixtinischen Kapelle aufgeführt wird, und bei Strafe des Kirchenbannes nicht abgeschrieben werden darf, von zweimaligem Anhören, ganz dem Original getreu, auf das Papier brachte.

In Mailand begann er seine dramatische Laufbahn mit der Oper Mithridate, welche er am 26 Dezember 1770 aufführte, da er noch nicht das 15te Jahr vollendet hatte. Der Beifall den diese Oper erhielt war so glänzend, daß Mozart von dem Unternehmer gedrängt wurde, die Komposizion der ersten Oper für das Jahr 1773 zu übernehmen.

Dieß war Lucio Silla, die an 26 aufeinanderfolgenden Abenden mit dem größten Beifall aufgeführt wurde. Bevor Mozart das 19te Jahr erreicht hatte, war bereits sein Name

durch diese Opern, so wie durch Ascanio in Alba (1771), il sogno di Scipione (1772), la Finta Giardiniera (1774), zwei große, für den Kurfürsten von Baiern componirte, Messen und mehrere andere Werke zu einer großen Berühmtheit gelangt.

Im 25ten Jahre componirte er auf die Einladung des Kurfürsten den Idomeneo für das Theater in München. Dieses Werk war ihm besonders theuer, denn während er sich damit beschäftigte, liebte er eine Demoiselle Weber, die nachmalig seine Gattin wurde, mit der er zwei Kinder zeugte. Hierauf begab sich Mozart nach Wien, wo er in Dienste des Kaisers trat, den er nie mehr verlassen wollte, obgleich er einen sehr mäßigen Gehalt von ihm bezog.

Auf Veranlaßung dieses Monarchen setzte er: die Entführung aus dem Serail, Figaro und Don Juan in Musik. Letztere Oper, welche zuerst in Prag aufgeführt wurde, gefiel bei den ersten Vorstellungen in Wien nicht allgemein. Als man einst in einer Gesellschaft hierüber sprach, wo die meisten Kenner und auch Haydn gegenwärtig waren, und wo Alle sich bemühten, Fehler und Widersprüche an diesem

großen Werke aufzudecken, dem sie jedoch nicht allen Werth absprechen konnten, nahm Haydn endlich mit seiner gewohnten Bescheidenheit das Wort, nachdem er aufgefordert worden war, seine Meinung zu äußern: ich kann diesen Streit nicht entscheiden, sagte er, alles was ich sagen kann, ist: daß Mozart der größte Komponist ist, der in diesem Augenblicke lebt.

Mozart sprach mit derselben Anerkennung von Haydn. Er widmete ihm ein Quatuor, das man für sein Bestes in dieser Gattung halten kann. Er pflegte zu sagen: Diese Widmung bin ich ihm schuldig gewesen, weil ich von ihm gelernt habe Quatuors zu machen.

Der Verfasser der interessanten Notiz, welche dem Requiem vorgedruckt ist, bemerkt, daß von der einfachen Romanze, bis zur lyrischen Tragödie, von dem Walzer bis zur Symphonie, Mozart stets derselbe und gleich groß gefunden wird. Nie ging er zum Klavier in dem Augenblicke der Begeisterung, fügt Herr von Sevelinges hinzu; so wie er die Feder ergriffen hatte, so schrieb er mit einer Schnelligkeit fort, die man auf den ersten Blick für Uebereilung hätte halten können. Das ganze

Stück wurde empfangen, durchdacht und gereift in seinem Kopfe, während daß er die Noten auf das Papier brachte, so versicherte er selbst oftmals. Selten findet man in seinen Partituren etwas ausgestrichen. Man wird nie vergessen, daß die bewundernswürdige Ouvertüre zum Don Juan, das Werk weniger Stunden gewesen seyn soll; man wird sich stets erinnern, daß in den 4 letzten Monaten seines Lebens, bereits von seiner Krankheit darnieder gebeugt und auf Reisen, er dennoch eine Motette mit Begleitung des Klaviers, die Zauberflöte, den Titus, ein Klarinettkonzert, eine Freimaurerkantate mit Chören und das Requiem komponirte.

Ueber die Veranlassung zu diesem letztern Werke waltet ein dunkles Räthsel, das man bis jetzt nicht aufzuklären im Stande gewesen ist. In dem letzten Lebensjahre Mozarts erschien ein Unbekannter bei ihm, der ihm einen Brief ohne Unterschrift überbrachte, worin man ein Requiem von ihm verlangte. Er erhält den verlangten Preis, ohne zu wissen wer die Besteller sind. Schon war er krank und der Eifer womit er sich der Arbeit unterzog, so wie das Geheimnißvolle des Auftrags, Alles

kam dazu seinen Geist zu beunruhigen und zu verwirren. Voll dunkler Gedanken pflegte er zu seiner Frau oftmals zu sagen, daß er das Requiem für sich selbst componire und daß er vergiftet sei. Auf Anrathen des Arztes nahm ihm seine Frau das Manuscript weg, da er sich jedoch dem Scheine nach wieder erholt hatte, gab sie es ihm wieder, und Mozart arbeitete mit unermüdlichem Eifer bis zu seiner letzten Stunde daran. Wenige Augenblicke vor seinem Verscheiden, ließ er sich die Partitur seines Requiems bringen. Nun, rief er aus, hab' ich nicht gesagt, daß ich für mich gearbeitet habe? Er betrachtete sein geliebtes Werk mit Thränen in den Augen. Die ganze Welt mußte diesem Momente ihre Thränen zollen, der mit einem Schlage den Born der herrlichsten Schöpfungen versiegen machte. Wer kann wohl noch jetzt ohne Wehmuth sich das Bild vorstellen: Mozart im 35sten Jahre sterbend, die Partitur des Requiems in der Hand! wenn er auf den Namen eines Kunstfreundes Anspruch machen will.

Wie die Nachricht dieses Todesfalls sich verbreitete, erschien der Unbekannte und verlangte das Requiem. Die trostlose Wittwe über-

übergab es ihm, nachdem sie eine Copie davon zurückbehalten hatte, und der Fremde verschwand damit, ohne daß man jemals wieder davon etwas hätte erfahren können.

Mozart hinterließ folgende Werke: 1) italienische Opern, in chronologischer Folge: La Finta simplice, opera buffa 1768, Mitridate, o. seria 1770, Lucio Sylla, o. s. 1772, la Giardiniera, o. b. 1774, Idomeneo, o. s. 1780, Le Nozze di Figaro, o. b. 1786, Don Giovanni, o. b. 1787, Cosi fan tutte, o. b. 1790, La Clemenza di Tito, o. s. 1791. 2) Deutsche Opern: die Entführung aus dem Serail, 1782, der Schauspieldirektor in der Klemme, 1786, die Zauberflöte, 1791.

Zu diesen dramatischen Meisterwerken kommen nun noch 17 Symphonien, zahlreiche Konzerte, Quintette, Quartette, Trio's und Duette, für verschiedene Instrumente, Messen, Motetten, Kantaten, Serenaden und seelenvolle Lieder. Alles was dieser große Meister schuf, trägt den eigenthümlichsten Charakter, und vom Ave verum bis zum Ländler ist Alles mit dem Stempel des Genius bezeichnet. Nur wenige Jahre wirkte dieser große Geist, um ein unsterbliches Denkmal sich zu errichten.

Aus der reichen Gallerie unserer dramatischen Tonsetzer zeichnen wir noch die Namen: Winter, Weigel, Wenzel Müller, Himmel, für diesen Abschnitt auf; sehr werthe Namen bleiben uns für den letzten Abschnitt dieses Werkes, der sich mit der neuesten Musik beschäftigen wird, zurück. Winter, einer der ersten Gesangslehrer und Gesangskomponisten, steht hier obenan. Noch immer regt der hohe Greis in Jugendkraft und Gesangeslust seine Schwingen; Weigel, der die Rühr-Opern erschuf, ist durch seine sentimentale Schweizerfamilie, durch das liebliche Spiel: Nachtigall und Rabe, und eine Menge anderer Schöpfungen, der Liebling der Nazion geworden; Wenzel Müller, der eigentliche Volkscomponist, schuf Melodien, die lange nach ihm noch in Aller Mund forttönen werden; und Himmel endlich, der durch seine heitere, melodiereiche Fachon, die gefällige, epigrammatische Form des französischen Vaudevilles mit deutscher Gemüthlichkeit zu vereinigen wußte, und eine Gattung erschuf, in welcher ihn noch kein Nachahmer erreicht hat. Ihnen folgten, Adalbert Gyrowetz, Bierey, Kauer und viele Andere, ein Jeder mit mehr oder weniger Glück einem

Vorbilde nachſtrebend und mehr oder weniger Aufmerkſamkeit erregend. Endlich ſchien der deutſche Funke zu ſchlummern, Iſouard's, Boildieu's und der Andern überrheiniſchen Nachbarn anmuthvolle Werke, wurden von uns mit Vorliebe aufgenommen, bis endlich ein glänzendes Meteor an Italiens ſchönem Himmel ſtralend aufging und faſt überall in unſerm Vaterlande zu glänzen begann. Doch nicht lange, ſo regte ſich ein neuer Genius, den wir den unſern mit dem vollſten Rechte nennen, und von Deutſchland aus überflog eine herrliche Erſcheinung die Grenzen der Länder, eine neue Glanzperiode in der Geſchichte vaterländiſcher Kunſt bezeichnend.

XIX.

Dramatiſche Muſik in Frankreich.

Den Italienern verdanken die Franzoſen die Entſtehung ihrer Opern. Bis zum 17ten Jahrhundert kannten ſie nur Ballete, in denen Dialoge und Erzählungen wechſelweiſe einge-

miſcht waren. Die Muſik des prächtigſten Ballets, das man damals am Hofe ſah, war von Baltazarini, der in Frankreich ſich de Beaujoyeux nannte, componirt. Die Königin Katharina von Medicis hatte ihn zu ihrem Kammerdiener ernannt, und er ward ſpäter Anordner der Hoffeſte. Jenes Ballet ward 1581 zur Vermählung des Herzogs von Joyeuſe gegeben und koſtete mehr als 1,200000 Thaler. Baïf, Privatſekretär Carls IX., ein guter Muſiker und Dichter, (geboren 1531 in Venedig, geſtorben 1591 in Paris) faßte den Entſchluß die Oper in Frankreich einzuführen. Er dichtete metriſche Dramen nach Art der Alten, ließ ſie in Muſik ſetzen und führte ſie dann in den Konzerten auf, die er bei ſich gab, und die von den Königen Carl IX., und Heinrich III. durch ihre Gegenwart beehrt wurden. Die Bürgerkriege, von denen Frankreich damals zerrüttet wurden, verhinderten das Emporblühen dieſer neuen Kunſtgattung, und erſt im Jahre 1645 ließ der Kardinal Mazarin, um den jungen Ludwig XIV. zu erheitern, die erſte Oper von einer italieniſchen Truppe aufführen. Dieſes war la finta pazza, von Giulio Strozzi, worin ſich jeder Act an

Abgeſchmacktheit überbot. Der Erſte endete nemlich mit einem Ballet von Affen und Bären; der zweite mit einem Tanze von Straußvögeln und der dritte mit einem Einzug von Papageien. Zwei Jahre ſpäter gab man den Orfeo von Zarlino.

Die Neuheit und Pracht dieſer Schauſpiele brachten eine außerordentliche Wirkung hervor, und regten die Franzoſen an, ſich ſelbſt in dieſer Gattung zu verſuchen. Perrin, Zeremonienmeiſter bei Gaston d'Orleans, dichtete ein Schäferſpiel, welches Cambert in Muſik ſetzte, und das man in einem Privatzirkel aufführte. Dieſer Verſuch erhielt Beifall. Man hörte hierin zuerſt die Flöte in Vereinigung mit der Violine und dieſe Erfindung ſchien zwar gewagt doch glücklich.

Perrin und Cambert hiedurch aufgemuntert, machten ſich ſogleich an eine neue Oper. Schon ſollte dieſe mit Glanz in die Scene gehen, als der Tod des Kardinal Mazarin alles Begonnene vereitelte und die Gründung einer franzöſiſchen Oper auf mehrere Jahre hinausſchob.

Endlich erhielt Perrin im Jahr 1669 ein Patent um muſikaliſche Akademien zu geben, worin Theaterſtücke abgeſungen werden ſollten.

Zufolge dessen gaben Perrin und Cambert die erste französische Oper öffentlich. Allein im Jahre 1672 entzog ihnen der König das Privilegium und gab es Lully, einem Manne, den das Glück noch mehr als das Talent auszeichnete.

Johann Baptist Lully war der Sohn eines armen Landmanns. Er wurde nahe bei Florenz im Jahre 1633 geboren, und erhielt seinen ersten Unterricht in der Musik von einem Franziskaner, der ihn Singen und Zitherspiel lehrte. Der Ritter Guise brachte ihn als 13jährigen Knaben nach Frankreich und gab ihn seiner Schwester, woselbst er den Platz eines Unterküchenjungen erhielt. Leidenschaftlich wie Lully für die Musik war, konnte er sich nicht enthalten in seinen Mußestunden auf einer alten Violine zu kratzen, welches der andern Dienerschaft zum großen Vergnügen gereichte. Da das Fräulein von Guise von den Anlagen ihres Küchenjungen in Kenntniß gesetzt wurde, gab sie ihm einen Meister, bei dem Lully so schnelle Fortschritte machte, daß er kurze Zeit darauf bei der königl. Musik eine Anstellung erhielt. Von diesem Augenblicke begann sein außerordentliches Glück. Er schrieb die Mu-

ſik zu den Balleten, in denen der junge König ſelbſt noch mittanzte, er durfte ſich ihm nahen und ward von ihm begünſtigt. Im Jahre 1652 ward der Unterküchenjunge des Fräuleins von Guiſe Oberintendant der königl. Muſik. Er hat das Verdienſt durch die glückliche Anwendung der Diſſonanzen, der Fugen u. ſ. w. der franzöſiſchen Muſik eine angenehme Abwechslung verſchafft zu haben. Man kann ihn den Schöpfer der dramatiſchen Gattung in Frankreich nennen, und dieſer Ruym wird ihm bleiben trotz aller Veränderungen, denen die Muſik noch unterworfen ſeyn wird.

Die erſte Oper auf Lully's Theater war das Bachusfeſt von Quinault. Es war wiederum kein kleines Glück für ihn, einen ſolchen Dichter gefunden zu haben. Auch arbeitete er in der Folge ſtets mit Quinault und zahlte ihm für jede Oper, deren er in jedem Jahre eine liefern mußte, 4000 Franken, dieſes Verhältniß beſtand bis zum Jahre 1687.

Außer der großen Anzahl von Opern componirte Lully 20 Ballete für den König. Auch ſetzte er die Intermezzo's zu verſchiedenen Poſſen von Moliere in Muſik und ſchrieb mehrere Motetten mit großen Chören.

Endlich ſtarb Lully in Paris, überhäuft mit Gnaden des Königs, der ihm den Adel und den Charakter ſeines Sekretärs ertheilte, geſucht von den Großen des Reichs und werth allen Kunſtfreunden, in einem Alter von 54 Jahren, am 22ten Merz 1687. Er hinterließ ſeiner Familie ein, für die damalige Zeit und ſeine Verhältniſſe ungeheures Vermögen. Denn in baarem Golde allein fand ſich bei ſeinem Tode die Summe von 130,000 Franken vor.

Nach Lully betraten Destouches, Campra, Monteclair, Lalande, und mehrere andere die Bahn, die er geebnet hatte, allein da ſie nichts von ſeinem Geiſte beſaßen, ſo ahmten ſie nur, wie es meiſtens zu gehen pflegt, ſeine Schwächen nach, und die franzöſiſche Muſik war lange Zeit hindurch nichts als eine ſchwerfällige und abgeſchmackte Pſalmodie ohne Kraft und Reiz. Die Franzoſen jedoch waren ſo eingenommen dafür, daß ſie keiner andern Muſik den Vorzug zugeſtanden, und obgleich Rameau, (den 25 October 1683 in Dyon geboren und den 12ten Dezember 1764 geſtorben), im Jahre 1735 ſeine erſte Oper gab, die ſich von dem herrſchenden Style nur wenig auszeichnete, ſo erhob ſich dennoch ein

heftiger Streit zwiſchen ſeinen Anhängern und den Bewundrern der Lully'ſchen Muſik. Rameau gab von 1733 bis 1760, 31 Opern und eine davon Caſtor und Pollux vermehrte ſo ſeine Parthei, daß wenn gleich er ſeinen Nebenbuhler nicht ganz zu verdunkeln vermochte, er dennoch ſeine Strahlenkrone zu gleichen Hälften theilte. Er herrſchte nunmehr allein auf den Bretten der großen Oper (denn die ſogenannte komiſche Oper ſchlug einen andern Weg ein, wie wir ſpäter ſehen werden) als im Jahre 1774 unſer großer Landsmann Gluck in Frankreich erſchien.

Bailly du Rollet welcher Gluck in Wien kennen gelernt und ihm ſeine Iſigenie in Aulis zur Kompoſizion angetragen hatte, veranlaßte ihn nun, ſich nach Beendigung dieſer Arbeit, nach Paris zu begeben um ſie dort in die Scene zu ſetzen.

Bei dieſer Nachricht vereinigten ſich die Anhänger Lullys und Rameau's um den gemeinſchaftlichen Feind aus dem Felde zu ſchlagen. Intriken und Kabalen ſpannen ſich gegen Gluck an. Allein unterſtützt von dem kleinen Haufen der Männer von Geſchmack, die am Ende doch die Oberhand gewannen, und un-

ter dem Schutze der jungen Königin, welcher er noch als Erzherzogin in Wien Unterricht ertheilt hatte, gelang es ihm seiner unsterblichen Ifigenie Bahn zu machen, und sie den 19ten April 1776 aufzuführen. Da man diese edeln, wahren, rührenden Gesänge, dieses bewundernswürdige, ächt declamatorische Recitativ, das Gluck, obgleich kein geborner Franzose, dennoch den Regeln der französischen Prosoie und dem richtigen Ausdruck gemäß, zu setzen gewußt hatte, diese reine, glänzende und vollständige Begleitung, wo weder eine Note hinzugefügt noch hinweggenommen werden durfte, zum Erstenmale hörte, da stieg der Enthusiasmus der wahren Kenner auf's Höchste. Dieses Meisterwerk bewirkte eine vollständige Revoluzion der Oper. Die alte schwerfällige Maschine erhielt Bewegung; die unbeweglichen Chöre und Instrumente wurden belebt; die schreienden Sänger declamirten natürlich und einfach; man hatte gesehen wie Gluck bei den Proben mit den Armen und Lungen die todte Masse der trägen Maschine zu erwärmen wußte und wie endlich bei der Generalprobe Alle des Meisters Kraft, des Meisters Glut theilten.

Es ist nicht möglich jene Wirkungen zu be-

ſchreiben, welche die Vorſtellungen der Iſige-nie, des Orpheus und der Alceſte hervorbrach-ten. Zum erſtenmale bewegte die dramatiſche Muſik die Gemüther, zum erſtenmale hatte man den Genuß eines lyriſchen Trauerſpiels und man kann denken wie ſich die Menge zu dieſem neuen, hinreißenden Schauſpiele drängte. Rameau war vergeſſen, man duldete nur noch eine oder höchſtens zwei ſeiner Opern, das eintönige Leiern war abgeſchafft, und Gluck hätte die Herrſchaft der Bühne ungetheilt be-ſeſſen, wenn ſich nicht ihm ein würdiger Ne-benbuhler an die Seite geſtellt hätte.

Italien beſaß dieſen Mann, deſſen erſte Verſuche gleich Meiſterſtücke genannt zu wer-den verdienen. Nicolo Piccini ward im Jahre 1728 in Bari, im Königreich Neapel geboren und war ein Schüler Leo's und Du-rantes. Sein Alessandro nell' Indie, l'Olim-piade und la Cecchina, füllten ganz Italien mit Bewunderung. Als Jomelli, bei ſeiner Rückkehr aus Deutſchland durch Rom kam und nur ſtets von Piccini und ſeiner Cecchina ſpre-chen hörte, ſagte er: sarà qualche ragazzo e qualche ragazzata, (das wird wohl ein Kind und eine Kinderei ſeyn). Da er aber einer

Aufführung beigewohnt hatte und alle in ihn drangen, ihnen sein Urtheil mitzutheilen, sprach er sehr ernst: ascoltate la sentenza d'Jomelli, questo è inventore, (höret den Ausspruch des Jomelli, dieser ist ein Erfinder.)

Der neapolitanische Gesandte in Frankreich, ward von der Königin Maria Antoinette aufgefordert Piccini nach Paris zu ziehen, und dieser folgte am Ende des Jahres 1776 diesem Rufe. Gluck befand sich zur damaligen Zeit in Wien, wo er eine neue Musik zu Quinault's Armida setzte. Marmontel hatte 6 Opern dieses Dichters umgearbeitet, und übergab eine derselben: Roland dem italienischen Komponisten. Kaum hatte Piccini die Arbeit begonnen, als sich ein großer Lärm zu regen begann. Ein fürchterlicher Krieg erhob sich zwischen den Gluckisten und Piccinisten, und man muß leider bekennen, daß ein Brief Gluck's, welcher in den literarischen Annalen eingerückt wurde, diesen Zwist eröffnete. Der große Beifall den Roland erhielt, war nicht im Stande den Frieden wieder herzustellen. Das Publicum war zu unvernünftig, um sich zweier gleich großen Talente zu erfreuen. Einer oder der Andere mußte geopfert werden. Die Glucki-

ſten behaupteten, Piccini habe keine Kraft und kein Kolorit, und die Picciniſten, Gluck ſei nicht melodiſch. Die Wuth führte bei beiden Partheien die lächerlichſten Auftritte herbei. Die Gelehrten, welche den Streit lebhaft unterhielten, beſchimpften ſich in den Journalen; Freunde und Verwandte entzweiten ſich wegen einer Arie oder eines Duetts, und kein Abend verging wo nicht im Opernhauſe Prügeleien vorfielen.

Endlich verſöhnten ſich die beiden Häupter der Parthei. Der Direktor der Oper, Berton, lud Gluck und Piccini zum Eſſen, ſetzte beide nebeneinander, und dieſe unterhielten ſich freundſchaftlich während der Mahlzeit und verließen ſich unter herzlichen Betheurungen wechſelſeitiger Achtung, die in der Folge nicht von ihnen gebrochen wurden.

Demungeachtet hielt der Streit ihrer Anhänger an, beſonders da man auf den unglücklichen Einfall gekommen war, beiden denſelben Gegenſtand zur Kompoſizion zu übertragen. Dieß konnte nur von den Feinden Piccini's erſonnen worden ſeyn, denn erſtlich: erhielt Gluck ſein Gedicht von dem vortrefflichſten Opernbichter jener Zeit, Guillard, indeß Piccini's

Text einen elenden Verfasser Namens Dubreuil hatte, zweitens sagte der großartige Stoff: Ifigenie auf Tauris, mehr dem tragischen Gluck als dem sanften Piccini zu. So kam es, daß Piccini's Ifigenie, obgleich sie herrliche Stellen und große Schönheiten enthielt, dennoch der Gluckischen Oper gleiches Namens weichen mußte.

Kurze Zeit nachher verließ Gluck Frankreich. Im Jahre 1779 hatte er noch Echo und Narciß, ein von ihm selbst hochgeschätztes und in der That sehr vortreffliches Werk aufführen lassen, das lediglich durch die Kälte der Dichtung von der Scene verschwunden ist.

1783 ließ Piccini seine Dido erscheinen, welches mit Recht für sein Meisterstück gehalten wird. Dann gab er seine Diana und Endymion und seine letzte französische Oper Penelope heraus.

Um diese Zeit befand sich Sacchini in Paris, der im Jahre 1783 mit der Oper Renaud debutirt hatte, welcher Chimene und Dardanus gefolgt waren. Dieser große Komponist starb, bevor sein unsterbliches Werk: Oedip zu Colonnos in die Scene gesetzt war, und hinterließ seine Oper Evelina unvollendet. Der Tod ereilte ihn im 50ten Jahre. Gluck folgte

ihm bald. Er ſtarb in Wien im Jahre 1787. Von Piccini, der damals noch in Paris lebte, las man im Journal de Paris, einige Tage nach Sacchini's Tode, folgenden Brief: „Sacchini, „geboren zu Neapel und erzogen im Konſerva„torium von St. Maria von Loretto, lernte „von ſeiner früheſten Kindheit die Violine ſpie„len. Da er bald einſah, daß er nur ein „mittelmäßiges Talent zu dieſer Kunſt beſaß, „gab er ſie auf, und überließ ſich ganz der „Kompoſizion, für welche er ſtets große Neigung „gefühlt hatte. Der berühmte Durante, ſein „Lehrer, war durch ſeine erſten Verſuche ſo „überraſcht worden, daß er ausrief: mein „Kind, du wirſt ein großer Komponiſt werden! „Dieſes fachte den Muth des jungen Menſchen „an, der mit ungeheuerem Fleiße ſich dem „Studium hingab und in 5 Jahren alle Hin„derniſſe glücklich beſeitigt hatte.

„Durante war auch Lehrer des Konſervato„riums von St. Onuphrio, wo ſich unter ſei„nen Schülern, junge Leute von den vielver„ſprechendſten Anlagen befanden. (Piccini ſelbſt „war unter ihrer Zahl). Eines Tages ſagte „er zu ihnen, um ſie zum Wetteifer anzuregen: „Ihr habt im Conſervatorium von Loretto

„einen Nebenbuhler, der sehr schwer zu über„winden ist. Wenn ihr nicht Alle eure Kräfte „aufbietet ihm gleich zu kommen, so wird er „allein da stehen, und sicher der Mann seines „Jahrhunderts werden. Dieser Nebenbuhler „war kein Anderer als Sacchini. — Was soll „ich von den Talenten sagen, welche er spä„ter in allen Städten Italiens, Deutschlands, „Englands und Frankreichs entwickelte? u. s. w. „Ich schließe hier sein wohlverdientes Lob, als „schwaches Zeichen meiner Verehrung; der „Tod hat ihn uns zu früh geraubt; er verdien„te gründlicher gekannt zu seyn, er verdien„te ein glücklicheres Loos. Man klage mich „nicht der Schmeichelei an, man schmeichelt „nicht den Todten. Was ich hier sagte, fühle „ich und habe es immer gefühlt. Ich überlas„se es der Zeit und den Kennern die erhabe„nen Werke zu würdigen, welche uns dieser „große Mann hinterlassen hat.“

Dieser Brief läßt den Charakter Piccini's in einem schönen Lichte erscheinen. Er selbst, der Arme, hatte in Frankreich, das er mit so schönen Werken erfreute, viel zu erdulden. Nicht nur sah er sich der Wuth der Gluckisten preisgegeben, sondern erst auf dem Sterbelager

gelang

gelang es ihm, den Lohn seiner Arbeiten zu erhalten. Im Jahre 1782 war er zum Direktor einer Singschule ernannt worden, doch da die Revoluzion ihm seine Besoldung geraubt hatte, kehrte er 1791 nach Neapel zurück.

Als er hierauf 1799 wieder in Paris eintraf, in der Hoffnung, für sich und seine zahlreiche Familie Unterhalt zu finden, rechnete die Administrazion der großen Oper, welche zur damaligen Zeit die Pensionen regulirte, ihm nur drei Opern: Roland, Atys und Dido, als Repertoirstücke an, und sezte ihm mithin nur 1000 Franken Pension aus. Kummer und Mangel zerstörten seine Gesundheit, und erst kurz vor seinem Tode, am 7. Mai 1800, als 72jähriger Greis, ward ihm die Genugthuung, eine freie Wohnung und die sechste Inspektorstelle am Konservatorium zu erhalten. Leider war es zu spät!

Die genannten großen Meister hinterließen der französischen Oper das glänzendste Repertoire, das durch die folgenden Komponisten noch bereichert werden sollte. In demselben Jahre, das uns Gluck raubte, erschien dessen Schüler Salieri mit seinem Tarar (in der Uebersetzung Axur), von dem man schon die

Danaiden erhalten hatte. Anton Salieri war 1750 in Legnano, im Venezianiſchen, geboren, und ſtarb den 7ten Mai 1825 in Wien, als k. k. Kapellmeiſter. Zu gleicher Zeit mit ihm erſchien Vogel, den Gluck ſo gern ſeinen älteſten Sohn zu nennen pflegte, mit dem goldenen Vließe. Nach ſeinem Tode, der ihn uns im Jahre 1788, im 32ſten Jahre, raubte, kam erſt ſein Demophoon auf die Szene, der troz der großen, wahrhaft herrlichen Muſik, wenig anſprach. Noch jezt hört man die vortreffliche Ouverture dieſer Oper häufig.

Wie man aus Obigem erſieht, hatten Deutſche und Italiener zur damaligen Zeit ſich in das Reich der großen franzöſiſchen Oper getheilt. Nur wenige Franzoſen, wie Goſſec und Lemoine, brachten dann und wann ein Scherflein. Später zeigten Méhul, Leſueur und Catel, daß auch Franzoſen Meiſterwerke im höchſten dramatiſchen Style hervorzubringen im Stande ſeyen.

Die Erſcheinung Spontini's gehört, nach unſerer Abſicht, in die lezte Abtheilung dieſes Werkchens.

Der in jetziger Zeit ziemlich allgemein ver-

breitete Geschmack an pantomimischen Balleten hat, statt der lyrischen Tragödie, eine Mittelgattung eingeführt, wie verschiedene Werke Gretry's, Lemoine's u. s. w. Es ist Zeit hievon in dem folgenden Abschnitt zu reden, der das zweite Pariser Operntheater, die opéra comique, und die auf diesem aufgeführten Kompositzionen umfassen soll.

XX.

Von der komischen Oper.

Im Jahre 1752 erschien eine Truppe italienischer Sänger in Paris, welche auf dem Operntheater 12 Opern von den größten Meistern ihrer Nazion, von Pergolese, Jomelli, Leo u. s. w. aufführten. Die Verehrer Rameau's schauderten vor Furcht und Entsetzen, als sie diese Gesänge auf den Brettern vernahmen, wo sonst nur ihr Götze zu krächzen pflegte. Epigramme, Spottschriften, alles wurde angewendet, um diese Fremden zu vertreiben, zu deren Gunsten sich nur Wenige erklärten. Unter diesen Wenigen war Rous-

seau, welcher damals seine Abhandlung über die französische Musik herausgab. Endlich errang der schlechte Geschmack den Sieg vollkommen, die Italiener reisten ab, und Titon und Aurora von Mondonville, Castor und Pollux von Rameau erschienen, um die Gemüther zu besänftigen, ungeachtet wahre Kenner nach den herrlichen Gesängen schmachteten, die noch in Ohr und Herz widerklangen. Zu jener Zeit bestand in Paris ein Theater unter dem Namen: Jahrmarkts-, später Italienisches Theater, woselbst Italiener Farçen gaben, die der Komiker Carlin sehr anziehend zu machen wußte. Ein gewisser Baurans kam auf den Einfall, die serva padrona von Pergolese parodirt auf diesem Theater aufzuführen. Ganz Paris lief herbei um diesen Scherz mit anzusehen und anzuhören, und ihm verdanken die Franzosen die Entstehung ihrer lyrischen Komödie.

Duni, zu Matera im Neapolitanischen geboren, ein Schüler des Durante, wandte zuerst italienische Gesangweisen auf französische Worte an. Er begann im Jahre 1757 zu komponiren. Sein Styl fand Nachahmer und Philidor und Monsigny schenkten Frankreich

eine neue dramatiſche Muſik, — jene eigenthümlichen Kompoſizionen, die noch jezt ihren Zauber ausüben. Der richtige Ausdruck war nie der Melodie, der Geſang nie der Inſtrumental-Begleitung aufgeopfert; die Stücke waren artig, witzig und unterhielten, ſtrozten nicht, wie die italieniſchen Opern, von Unſinn, und ſo gewöhnte ſich das Pariſer Publikum auch dem Stücke Aufmerkſamkeit zu ſchenken, und der Komponiſt wurde dadurch gezwungen, die Worte, die Situazion, den Charakter und den Ort der Szene wohl zu beachten. Monſigni glänzte vor Allen in dieſer Gattung. Hat man ſeine Muſik einmal gehört, ſo hat man ſie auch behalten. Ihm und Sedaine verdankt die franzöſiſche Bühne viele ihrer lieblichſten Opern, von denen ſich Einige, ihrer Einfachheit ungeachtet, noch bis jezt erhalten haben. Der Deſerteur und Felix ſind wohl auch noch bei uns hie und da anzutreffen; das Vaterland gibt noch mehrere dieſer Werke. Monſigni ſtrahlte im vollſten Glanze, und ſeine Lieblichkeit und Wahrheit hatten längſt den gelehrtern Philidor, der zu jener Zeit für einen ſehr großen Harmoniſten galt, überflügelt, als ein viel gefährlicherer Nebenbuhler

ſich erhob, um ihm den Kranz ſtreitig zu machen.

André Ernſt Modeſte Gretry war am 11. Februar 1741 zu Lüttich geboren. Er hatte unter Caſali in Rom ſtudirt, und kam 1767 in Paris an. Nachdem er zwei Jahre vergebens um ein Opern-Gedicht ſich beworben hatte, gab ihm endlich Marmontel den Huronen, welcher 1769 aufgeführt wurde. Dieſes Werk, obgleich Worte und Muſik in ſechs Wochen entſtanden waren, zeigte ſo viel Feuer, Geiſt und Originalität, daß es den vollkommenſten Beifall erhielt. Gretry bekam jezt von allen Seiten Gedichte, die ihm zum Komponiren angetragen wurden, und durch 40 Opern hat er ſich ſelbſt ſeinen Plaz, in der Reihe der außerordentlichſten Talente, angewieſen. Welch eine wunderbare Mannichfaltigkeit findet man bei dieſem ſo fruchtbaren und liebenswürdigen Komponiſten. Bei der ungeheuern Menge der von ihm verfaßten Stücke findet man nicht ein Plagiat, keine Widerholung. Niemand hat, wie er, den wahren Ausdruck und die Worte berückſichtiget, ohne daß deßhalb die Melodie vernachläßiget worden wäre. Er komponirte für ein Publikum, das da-

mals die schönste italienische Arie nicht würde haben ertragen können, weil sie ihm zu lang vorgekommen wäre. Die Musik durfte die Handlung nicht aufhalten, und wurde wie eine bloße Nebensache betrachtet. Man hört Gretry oftmals den Vorwurf machen, er habe die Harmonie vernachläßigt, allein selbst in Italien war dies zu seiner Zeit der Fall. Alle Schwierigkeiten waren von den Theatern, selbst aus der Kirche verbannt und die Partituren von Pergolese, Guglielmi, Anfossi, Paësiello, werden diese Angabe bezeugen. Ueberdieß was fand Gretry in Frankreich, als er seine Laufbahn begann? Die Opern von Duni auf dem Repertoir, ein elendes Orchester, wo man kaum den Gebrauch der Blasinstrumente kannte, ein Publikum, das die Worte mehr als die Musik schäzte, das elende Sänger mit Beifall lohnte, wenn sie erträgliche Schauspieler waren. Die berühmte Madame Dugazon, welche damals blühte, hatte fast gar keine Stimme, und Clairval soll noch weniger Sänger gewesen seyn. — Unter diesen Umständen komponirte Gretry seine anmuthsvollen Lieder und akkompagnirte sie arm und einfach, manchmal selbst inkorrekt, worüber

heute ein Schüler des Pariser Conservatoriums sich kaum des Lachens enthalten wird. Allein er merke auf die Wahrheit, die Melodie, das Dramatische und Hinreißende des Gesanges, und er wird von Ehrfurcht für den hohen Meister durchdrungen werden.

Gretry besaß viel Geist, er war sanft und gut. Ohne eben bescheiden zu seyn, hat er doch die Eigenliebe Andrer nie gekränkt, und kannte den Neid nicht. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er nur stets seine Musik hören wollte, und selbst die Werke andrer Komponisten nicht einmal kannte. Dies war jedoch mehr die Folge seines Grundsatzes, sich den Kopf nicht mit den Melodien Anderer anzufüllen, um seine Originalität zu bewahren. Uebrigens ließ er Gluck volle Gerechtigkeit widerfahren und ehrte besonders Sacchini. Am Abende vor seinem Tode soll er noch mit aller Achtung von Méhul und Boyeldieu gesprochen haben, welches beweist, daß er ihre Opern gehört hatte.

Gretry war der Meinung, daß jedes Genie sich erschöpfe, und hatte sich vorgenommen, das Publikum nicht Zeuge seiner abnehmenden Kräfte seyn zu lassen. Mit Anacreon und

Elisa beſchloß er ſeine Künſtlerlaufbahn auf die glänzendſte Weiſe, und war durch Nichts zu bewegen, ſie wieder zu betreten.

Noch 14 Jahre verlebte Gretry im Kreiſe ſeiner Familie und ſeiner Freunde, bedauert vom Publikum, und geachtet von allen rechtſchaffenen Leuten. Er bewohnte die Eremitage von Rouſſeau in Montmorency, woſelbſt er am 24. September 1813 die Augen ſchloß. Sein Begräbniß kann man mit Recht ſeine Verklärung nennen. Alle dramatiſchen Schriftſteller und Komponiſten, die Mitglieder des Konſervatoriums und der erſten Theater, wie auch die des Inſtituts folgten ſeinem Sarge. Der Zug hielt vor beiden Opernhäuſern und vor dem théatre françois. Man hielt Reden und führte Kompoſizionen der erſten Meiſter auf. Die Trauer war in Aller Herzen, denn wenn ſchon die dramatiſche Kunſt populärer als jede andre iſt, ſo war Gretry's Muſik in allen Ständen verbreitet und liebgewonnen.

Außer zweier Opern für Rom und Genf, hat Gretry 39 kleine und große, komiſche und ernſte für Paris komponirt. Außerdem war er Verfaſſer eines Werkes in drei Theilen: „Verſuche über die Muſik,“ betitelt. Man

findet darin anziehende Aufsätze über seine Opern und aus seinem Leben. Philidor, Monsigni und Gretry hatten die komische Oper auf den höchsten Glanzpunkt erhoben; sie konnte mit der großen Oper bereits in die Schranken treten, als sie das Glück hatte, Dalayrac zu gewinnen. Dieser fruchtbare Tonsetzer, der 1809 noch jung starb, hinterließ 56 Opern, deren jede sich durch Anmuth und Charakteristik auszeichnet. Während daß er die heitre Bühne der Franzosen mit seinen liebenswürdigen Werken bereicherte, hatte die Anzahl ihrer Komponisten bedeutend zugenommen und man sah ausgezeichnete Talente unter ihnen glänzen.

Im Jahre 1789 wurde zu Paris in der Straße Feydeau, ein zweites Theater für die komische Oper errichtet, wodurch sowohl die Tonsetzer, als auch die ausübenden Musiker, für ihre Talente einen erweiterten Spielraum erhielten. Oftmals wurde ein und derselbe Gegenstand bei beiden Bühnen verschiedenartig behandelt. So entstand die Lodoiska von Cherubini und von Kreutzer, die Räuberhöhle von Lesueur und von Méhul. Lezterer war bei der ältern komischen Oper

verblieben, woselbst er seine ersten Lorbeern errungen hatte. Wir wollen bei diesem großen Meister nunmehr verweilen, dessen Verlust bis jezt noch unersezt geblieben ist.

Stephan Heinrich Méhul ward 1763 in Givet geboren. Die Fortschritte, die er bei seinem ersten Lehrer, dem blinden Organisten der Stadt Charlemont, machte, waren so schnell, daß ihm mit 10 Jahren bereits der Organistendienst bei den Minoriten übertragen wurde, und mit 12 Jahren ward er als Adjunkt des Organisten in der Abtei Valle-Dieu angestellt. Hier studirte er den Satz unter einem gelehrten deutschen Musiker. — Nachdem er 1779 nach Paris gekommen war, lernte er durch einen glücklichen Zufall Gluck kennen, als dieser gerade die Iphigenia auf Tauris probiren ließ. — Der junge Méhul, welcher nicht hoffen durfte, sich ein Billet zur ersten Vorstellung verschaffen zu können, nahm sich vor, sich in den Winkel einer Loge zu verstekken, und so den Abend der Vorstellung abzuwarten, allein ein Aufseher bemerkte ihn, und zwang ihn, heftig zankend, sich zu entfernen, welches die Aufmerksamkeit Gluck's, der eben auf dem Theater war, auf sich zog. Der junge

Künſtler theilte ihm, mit Thränen in den Augen, den Grund ſeiner Verzweiflung mit, und Gluck ward durch den Anblick des 16jährigen Jünglings, der die Kunſt ſo leidenſchaftlich liebte, gerührt, und gab ihm nicht nur ein Billet, ſondern lud ihn auch auf den andern Tag zu ſich ein. Man kann ſich leicht das Entzücken vorſtellen, womit Méhul dieſe Einladung annahm. Der große Gluck weihte ihn hierauf in den poetiſchen Theil der Kunſt ein. Er ließ ihn als Uebung, und unter ſeinen Augen, drei Opern komponiren.

Der 20jährige Méhul, müde des ewigen Aufſchubs, den ſeine Oper: Cora und Alonzo, bei der großen Oper erleiden mußte, wandte ſich zur komiſchen, und debütirte dort 1790 mit Euphroſine und Corradin. Dieſe ganz neue Gattung erregte die lebhafteſte Theilnahme. Man war überraſcht eine ſo große Wirkung von dem Orcheſter der komiſchen Oper hervorbringen zu hören. Die Harmonie war kraftvoll und reich, und der Situazion und den Charakteren vollkommen angemeſſen.

Gleich dem erhabenen Meiſter der Iphigenia beſtrebte ſich Méhul vor Allem nach

dem dramatiſchen Effekt zu ringen, und man entdeckt leicht den Unterricht des größten Komponiſten in den herrlichen Geſängen Joſeph's, Stratonice's, Phroſine's u. ſ. w.

Außer ſeinen 41 Opern, wovon Valentine von Mailand erſt nach ſeinem Tode erſchien, beſitzen wir von ihm ſechs Symphonien, mehrere Sonaten für das Fortepiano, zwei vollſtändige Ballet-Kompoſizionen, die Lieder des Aufbruchs, des Sieges, der Rückkehr und eine Menge von Hymnen und Kantaten.

In Méhuls Kompoſizionen war der Hauptcharakter Kraft und Feuer, doch er ſelbſt war ſtets kränklich und ſchwach. Bereits an der Abzehrung leidend, beſuchte er die Hièriſchen Inſeln, deren Luft wohlthätig auf ihn wirken ſollte. Uberall, wo er auf dieſer Reiſe erſchien, wurden ihm von den Muſikfreunden Triumphe bereitet. Dieß waren ſeine lezten Lebensfreuden. Er kehrte nach Paris zurück und ſtarb daſelbſt am 18. Oktober 1817.

Während daß Méhul auf dem ältern Operntheater, nach der Straße Favart benannt, glänzte, entzückte Cherubini Alles auf dem jüngern, das von der Straße Feydeau den Namen führte.

Lodoiska, Elisa, Medea, der Wasserträger u. s. w. sezten ihn in die Reihe der ersten Komponisten Europa's. Nikolo Isouard (geb. 1775) von seinem Geburtsorte, auch von Maltha genannt, der zu früh der Kunst entrissen wurde, Berton (geb. 1767 zu Paris) und Boieldieu (geb. 1775 zu Rouen) erschienen nach und nach, und entzückten Frankreich und Deutschland. Feuer, Anmuth und Originalität zeichnen ihre Werke aus.

So ward die französische Schule zum Theil auf der deutschen, zum Theil auf der italienischen gegründet. Sie entwickelte einen eigenthümlichen Charakter, der sich vornehmlich durch einen gefühlvollen Styl, eine Achtung vor den theatralischen Konvenienzen, und ein wahres dramatisches Kolorit, welches vielen deutschen und italienischen Kompoſizionen abgeht, zu erkennen gibt.

Die Gründung einer italienischen Oper in Paris (1789) trug nicht wenig dazu bei, den musikalischen Geschmack auszubilden. Mozart's, Cimarosa's, Paëſiello's und Andrer Meisterwerke wirkten als große Muster auf die französischen Tonsetzer ein, und das

Beispiel Viganoni's, Simoni's und Morichelli's bildeten Frankreichs Sänger.

Es bleibt uns jezt nur übrig der neuesten, jezt noch lebenden, Komponisten Frankreichs zu gedenken.

XXI.

Von dem gegenwärtigen Zustand der Musik.

Ehe wir diesen Abschnitt beginnen, ist es nothwendig ein wenig in der Geschichte der Kunst hinaufzusteigen, um die Ursachen der Veränderungen aufzufinden, welche sie seit ungefähr 30 Jahren erlitten hat.

Die erste dieser Ursachen ist sicherlich der Geschmack des Menschen an Veränderungen. Alle Denkmäler Europa's tragen den Stempel der Zeit, die sie entstehen sah, sollte es in der Musik allein anders seyn? — Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts haben endlich mehrere Umstände zusammengewirkt, um eine größere und schnellere Revoluzion hervorzubringen, als jene, die bis dahin statt gefunden

hatten. Der Gebrauch der Blasinstrumente hatte dem Orchester eine große Wichtigkeit gegeben. Gluck's und seiner Schüler Opern, worin kein Reiz der Harmonie vernachläßigt war, wurden mit Enthusiasmus aufgenommen. Haydn's Symphonien erschienen und fanden in ganz Europa Eingang; sie gewöhnten das Ohr diese Instrumentalmassen aufzunehmen, deren mächtige Wirkung auf unsere Sinne anerkannt ist. Natürlich ist es, daß die einfache, rein melodische Musik, ärmlich erschien; man fühlte das Bedürfniß, für das Orchester vollständiger, glänzender zu setzen, und diese Vervollkommnung sollte in der That aus einem wohlverstandenen Fortschreiten entspringen. Cherubini ließ in Paris seine Opern in diesem Zeitraum aufführen, worin ein Reichthum von Instrumental-Begleitung sich — sehr ausgeführten, anmuthigen und majestätischen Gesängen — anschließt, und Cimarosa erschien in Italien mit seinem Matrimonio secreto, das, ohnerachtet seiner Vortrefflichkeit, in Neapel bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen wurde. Jezt ward Paer durch seine anmuthigen Werke ein Lieblingskomponist. Man kann ihm nicht ganz den Mangel an Charakteristik vorwerfen,

den

den seine Nachfolger sich haben zu Schulden kommen lassen, und in seinen Melodien herrscht größtentheils Originalität. — Mit jedem Tage wuchs indessen die Bewunderung für Mozart's Werke, und die Bewegung, worin die Kriege bald alle Völker Europa's versezten, und die dadurch erleichterte Mittheilung, trug dazu bei, die musikalische Revoluzion allgemein zu machen.

Ludwig van Beethoven, geboren zu Bonn 1772, ein Meister, den wir nächst Mozart nennen, der in die tiefsten Geheimnisse der Tonwelt eindrang, hat in seinen Dichtungen ohne Worte alle Saiten der Seele mächtig berührt. Man hat ihn mit Recht den Jean Paul der Tonkünstler genannt. Es ist fast unglaublich, daß die Kunst für Instrumente zu komponiren weiter getrieben werden kann, so reich, so neu, so phantasievoll sind seine Werke; doch schon bei ihm ist es oftmals, besonders in seinen neuern Sachen, der Fall, daß er — in der Absicht immer noch Originelleres zu schaffen — dem Zuhörer unverständlich wird, und in Bizarretie ausartet. Seine heroische Symphonie, seine Pastoral-Symphonie, seine Oper Fidelio, mehrere seiner Lieder und die Musik zu Göthe's Egmont, gehören zu dem Herrlichsten, das wir in der

Kunst besitzen; allein seine Werke stehen auf der Spitze, von der ein kleiner Schritt schon wieder hinabwärts führt. Beethoven überbieten wollen, und wie es fast nicht anders seyn kann, ohne sein Genie überbieten wollen, muß eine Fratze hervorbringen.

Im Jahre 1807 übergab Kaspar Spontini, geboren 1778 zu Cesi, der bereits in Italien durch seine Kompositionen Ruf erlangt hatte, der damaligen Kaiserin Josephine seine Oper: die Vestalin, welche den zehnjährigen Preis der Académie de Musique erhielt. Alles staunte ob dieser Erscheinung, die von Frankreich aus sich über ganz Deutschland verbreitete. Später gab er seinen Ferdinand Cortez und Olympia, wurde dann als General-Musikdirektor nach Berlin gezogen, und hat dort noch einige Opern bei festlichen Gelegenheiten geschrieben. Seine Kompositionen athmen Feuer, Leben und Wahrheit.

Nun waren wir auf dem Punkt gerathen, von wo es nicht weiter zu gehen möglich war. Man wird sicherlich schon den Partituren der Hochzeit des Figaro und der heimlichen Ehe nicht Leere und Armuth vorwerfen, von den eben genannten neuern Werken nicht einmal zu reden, und doch ist in diesen Meister-

werken keine Schönheit dem bloßen Orchesterlärm aufgeopfert. Der richtige Ausdruck der Worte und ſchöne Melodien vereinigen ſich mit dem Reichthum der Harmonie, um ein vollkommenes Ganze daraus zu bilden. Allein bald ging man weiter. Da die Anwendung von Symphonien einmal im lyriſchen Drama gut geheißen worden war, erſtand in Italien ein Mann, deſſen Ruf bald allgemein wurde, der mit ſeinen glänzenden Werken alle Theater verſah, Roſſini, der Alles zu überbieten ſtrebte, was man bis jezt gehört hatte.

Geiſt und Feuer, das Talent Effekte hervorzubringen, ſind ſeine im hohen Grade bemerkenswerthen Eigenſchaften. Wenig Originalität in ſeinen Melodien, der häufige Mißbrauch, ſeinen Sängern Fagott- und Klarinett-Paſſagen zuzumuthen, die ſtete Anwendung der rauſchendſten Inſtrumente, und der dadurch entſtehende dramatiſche Unſinn, die Verſchwendung des Preſtiſſimo, und endlich, um nichts zu verſchweigen, grobe Fehler gegen den Satz, Alles dies wird ihm von den Zuhörern verziehen, die von ſeiner glänzenden Weiſe fortgeriſſen werden, und weder zu Athem noch zu einem Urtheile kommen können. Dieß iſt die Urſache, daß Roſſini mehr als jeder Andre

eine Schule gebildet hat, da die jungen Komponisten vermeinten, nur indem sie ihn nachahmten, könnten sie neben ihm bestehen. Sie mußten ihm gleich werden oder sie sahen sich von ihm erdrückt.

Schon hatte Rossini, mit Ausnahme weniger Theater, seine Alleinherrschaft begründet, als eine neue glänzende Erscheinung einen Enthusiasmus bewirkte, der an das Wunderbare gränzt. Carl Maria von Weber, gebohren 1786 in Eutin im Holsteinischen, hatte seinem Vaterlande schon mehrere innige und kräftige Gesangsweisen, wie auch Instrumentalstücke von großer Bedeutung geschenkt, und sich gleichfalls durch seine Opern: Sylvana und Abu Hassan, als einen originellen Komponisten kund gegeben, als er im Jahre 1821 mit seinem Freischützen den glänzendsten und vollkommensten Sieg errang. Diese Oper verbreitete sich bald in ganz Deutschland, und überall entzückte sie. Der Komponist hat die ungeheuersten Massen in Bewegung gesezt, und doch leuchtet überall Besonnenheit durch; neben dem Gebete der Engel hat er die Schrecknisse der Hölle losgelassen, und die lieblichsten Volksweisen sind in seinen Melodien verschmolzen, und rühren und bezaubern Herz und Ohr. Wenn jemals ein Komponist in der Wahl seiner

Stoffe glücklich war, so ist dieß bei Weber, hinsichtlich des Freischützen und der Preziosa, der Fall. Lezteres Drama hat er mit Märschen, Chören, Tänzen und einer Ouvertüre ausgestattet, die gleichfalls durch Originalität, Anmuth und Kraft der Melodien eine Lieblingsmusik der Nazion geworden sind. Seine Werke sind zahlreich, in Allen spricht sich Genialität aus, und das kleinste Lied, der leichteste Tanz trägt einen Stempel des Meisters an sich. Des Komponisten leztes Werk: Euryanthe, ist noch nicht allgemein verbreitet, es hat Widerspruch gefunden, doch im Ganzen auch gerechten Zoll der Bewunderung erhalten. Jezt ist Carl Maria von Weber, dem Gerüchte nach, mit dem Komponiren der Oper: Oberon, für London beschäftigt.

Nächst Weber ist es Ludwig Spohr (geboren 1783 zu Seesen im Braunschweigischen) gelungen Aufmerksamkeit und Beifall in hohem Grade zu erlangen, ja durch seine Oper Jessonda hat er sogar, im nördlichen Deutschland, mit dem Komponisten des Freischützen glücklich um die Palme gerungen. Früher war Spohr als großer Violinspieler und Instrumentalkomponist bekannt, und hatte auch die Opern: Faust und Zemire und Azor ge-

liefert, die troz manches Vortrefflichen, doch nicht allgemein bekannt wurden.

Wir nennen noch den Freiherrn v. Poißl mit sehr gelungenen Kompoſizionen, der in jüngſter Zeit mit ſeiner ſelbſt gedichteten und in Muſik geſezten Oper: Die Prinzeſſin von Provence, in München auftrat und großen Beifall erhielt, eben ſo den Kapellmeiſter Hartmann Stunz in München, mit einigen italieniſchen Opern. In Frankreich ſind jezt Aubert und Herold an der Tagesordnung, ſie ſuchen die Roſſiniſche Art und Weiſe mit der Franzöſiſchen zu vermiſchen, und der Erfolg iſt nicht ungünſtig ausgefallen. Unter den Italienern ſind Meyerbeer, Caraffa, Mercadante, Paveſi u. ſ. w. mit größerm oder geringerm Glücke Roſſini gefolgt. Namentlich hat ſich Erſterer, ein Berliner von Geburt, durch größere Tiefe und Neuheit der Gedanken vortheilhaft ausgezeichnet.

Die Oper iſt heut zu Tage nur eine dramatiſche Symphonie; da ihre Ausführung ſo ungemein ſchwierig iſt, ſo hat ſie dieſe zahlreiche Menge von ausgezeichneten Inſtrumentiſten hervorgebracht, die Europa jezt beſizt und deren Feſtigkeit und Zuſammenwirken faſt wichtiger erſcheint, als das Talent des Sängers.

Wahrhaft originelle Schöpfungen werden täglich ſeltener, da man weniger die Melodie als die Harmonie berückſichtigt. Nie hat man weniger geſungen, und nie hat man mehr modulirt, als jezt. Ausgearbeitete, durchgeführte Stücke, denen nur ein Gedanke zum Grunde liegt, ſind nicht mehr Mode; 20 kleine Motive bilden ein Ganzes, und dieſer zerhackten Manier iſt jede Grazie, jede Eleganz fremd. Die Orcheſtereffekte, die dann dieſes Skelett bekleiden ſollen, ſind gleichfalls erſchöpft, da ſie zu oft verſchwendet wurden, und daher wird es mit jedem Tage ſchwerer, einen glänzenden Succeß zu erhalten.

Die jetzige Art, für die Oper zu ſchreiben, führt überdieß noch den Uebelſtand herbei, Komponiſten, troz alles Talentmangels, zu erſchaffen. Es ſind dieß ehrliche Leute, welche den Wahn hegen, man mache die Opern lediglich mit Hilfe des Kontrapunkts. Sie haben nicht zwei Takte Melodie im Kopfe, und vermeinen, ſie können durch die Gelehrſamkeit ihrer Partitur dieſem Uebel abhelfen. Sie lernen, ſie ſchreiben, und glauben ſie komponiren. Sie machen eben ſo vielen Lärm, wie Roſſini und Andere, und wundern ſich, daß ihre Arbeit nicht den gleichen Beifall erhält.

Jezt da der Geſchmack am Neuen und die Herrſchaft der Mode uns dahin gebracht haben,

wo wir ſtehen, iſt wohl auch voraus zu ſehen, daß jene mächtigen Beherrſcher uns nicht lange da laſſen werden. Allein wo werden wir hingerathen? Wird man neue Entdeckungen machen, unſere Ohren noch lärmender zu ergötzen, oder wird man wieder zur Einfachheit zurückkehren? Dieſer retrograde Schritt wurde ſchon einmal gemacht, und Pergoleſe's und Vinci's Melodien verdrängten die gelehrte Harmonie, die ſich im 17ten Jahrhundert allein breit gemacht hatte. Italien wollte damals nur zwei Violinen und einen Baß in ſeinen Orcheſtern hören, und verwarf die Schätze, welche Jomelli ſeinem Vaterlande aus der Fremde mitbrachte. Doch wenn man jezt zurückgeht, wird man nicht zu weit zurückgehen? Ueber dieſe Fragen wird vielleicht die nächſte Zeit entſcheiden, indeſſen wollen wir uns unſerer Effektmuſik freuen, die doch noch genug Friſche hat, und für uns nicht zu ſehr abgenüzt iſt; für die Zukunft der Kunſt darf uns auch nicht bange ſeyn, ſo lange noch eine Partitur von Mozart vorhanden iſt. Und bliebe nur eine Einzige der Nachwelt übrig, ſo würde dieſer Typus des wahrhaft Schönen zum Leuchtthurm werden, der den verirrten Schiffer ſtets in den ſichern Hafen leitet.

Namen-Register.

Adami 42.
Aeſchylus 13.
Agricola 135.
Alberghi 101.
Allegri 51. 58. 103. 140.
Alypius 8. 9.
Ambroſius 21. 22.
Amorevoli 127.
Amphion 5.
Anfoſſi 128. 167.
Angelo Politiano 123.
Animuccia 70.
Apollo 5. 12.
Ariſtoteles 19.
Arkadet 43.
Aſtorga 89.
Atuſi 48.
Aubert 182.
Auguſtin 21. 23.
Bach, J. E., 106.
— J. S., 105. 118. 135. 136.
— K. P. E., 106. 109.
— W. F., 106.
Baïf 148.
Baillot 122.
Bailly du Rollet 153.
Balducci 73.
Baltazarini 97. 148.
Baptiſte 98.
Bardi, J. de, 123.
Baſſani 88.
Bauerans 164.
Baverini 123.
Beethoven 116—118. 177. 178.
Benda 94. 107.
Benoncini 48. 73.

Berardi 48.
Berbiguier 122.
Bernhard 105.
Bernier 91. 92.
Bernini 73.
Bernino 73.
Berton 157. 174.
Bierey 146.
Binchois 41.
Bini 101.
Bittl 100.
Blanchard 83.
Blondel 35.
Blum 95.
Boccherini 103.
Boildieu 147. 168. 174.
Bonifaz 23.
Briſſac 97.
Bromel 43.
Buononcini 88.
Burney 55. 66. 107. 112. 131.

Caccino 87.
Cacini 71. 124.
Cadmus 5.
Caldera 92.
Calſabigi 133.
Cambert 149. 150.
Campra 83. 152.
Caraffa 182.
Cariſſimi 86. 88. 125.
Carlin 164.
Carminati 101.
Caſali 166.
Catalani 89.
Catel. 162.
Cavalli 124.
Cavalliere 70. 124.
Ceſti 88. 125.
Cherubini 83. 111. 121. 170. 173. 176.
Ciambi 100.
Cicognini 124.
Cimaroſa 128. 174. 176.
Clairval 167.
Clari 86. 100.
Clérambaut 91.
Colonna 125.
Corelli 98—100. 102. 107.
Corſi 123.
Cramer 79.
Crescentini 128.
Cuzzoni 127.

Dalayrac 170.

Dante 49.
David 4.
Destouches 152.
Dionis von Halicarnaß 15.
Ditters von Dittersdorf 136. 137.
Draghi 130.
Dubreuil 158.
Dufay 41.
Dugazon 167.
Duni 62. 164. 167.
Dunstable 41.
Durante 58. 59. 66. 86. 155. 159. 164.
Dussek 118.

Erasmus 42. 44.

Fairfax 53.
Farinelli 127.
Faustina 127. 132.
Ferrari 87.
Filz 108.
Fink 43.
Fiorillo 103.
Forkel 135. 136.
Franco von Cöln 30. 40.
Franz, d. H. v. Assisi 50.
Fränzel 108.
Frescovaldi 86.

Gaetano Greco 61.
Gafforio 40.
Galilei 71.
Gaspari 48.
Gasparini 125.
Geminiani 98. 100.
Giacopina di Pistoja 100.
Giardini 99. 103.
Ginguené 102.
Gluck 65. 129. 133—137. 153—158. 161. 162. 168. 171. 172. 176.
Gossec 162.
Göthe 94. 178.
Goudimel 43.
Graciani 88.
Grassini 128.
Graun 80. 81. 93. 133. 135.
Gregor, d. H., (Papst) 22. 23. 25. 27.
Gretry 163. 166—170.
Gudimel 52.
Guglielmi 128. 167.
Guichardin 43.
Guido von Arezzo 24—30.

Guillard 157.
Gyrowetz 146.

Hambois 41.
Händel 76. 79—81. 118. 135. 136.
Hartmann v. d. Aue 39.
Haſſe 61. 81. 126. 127. 131. 135. 140.
Haydn 81. 82. 93. 107—113. 118. 141. 142. 176.
Herder 94.
Herodot 2.
Herold 182.
Herz 118.
Hiller 136.
Himmel 146.
Holzbauer 108.
Hummel 117. 118.

Johann XIX. (Papſt) 26.
Jomelli 58. 64—69. 74. 127. 135. 155. 156. 163. 184.
Josquin Desprès 42.
Isaak 43.
Jomenias 11.
Isouard 147. 174.

Kaiſer 130. 131.
Kalkbrenner 118.
Kannabich 108.
Karl d. Große 23. 24. 32.
Kauer 146.
Kircher 71. 103.
Klopſtock 94.
Konſtantin der Große 20.
Kramer 118.
Kreutzer 170.
Krommer 116.

Laborde 91.
Lafond 122.
Lalande 83. 152.
Lamenti 100.
Lania 11.
Larue 43.
Lemoine 162. 163.
Leo 51. 58. 65. 126. 155. 163.
Leſueur 83. 162. 170.
Lichtenſtein 39.
Locatelli 98.
Lombardi 100.
Lorenzo 98.
Loris 44.
Lotti 86. 125.

Lully 90. 119. 150—153.
Luzian 11.

Machan, 39.
Marcello 58. 86.
Marcellus II. (Papſt) 52.
Marcheſi 89.
Marienzo 86.
Marmontel 156. 166.
Marpurg 135.
Martini 65. 81. 134.
Masciti 100.
Matheſon 79. 131.
Mazarin 148. 149.
Mazzei 73.
Mazzochi 71.
Méhul 162. 168. 170—173.
Mell 52.
Menestrier 49.
Mercadante 182.
Mercur 5.
Merſenne 91.
Merula 88.
Metaſtaſio 49. 74. 89. 109 127. 133. 137. 140.
Meyer-Beer 117. 182.
Minato 130.
Molière 151.
Mondonville 83. 164.
Monſigni 164. 165. 170.
Montague 97.
Monteclair 152.
Monteverde 47. 71. 86. 124.
Montfaucon 3.
Morales 43.
Morichelli 175.
Moſcheles 118.
Moſes 3.
Mouton 43.
Mozart 81. 107. 110. 116 —118. 137. 138. 140 —145. 174. 177. 186.
Müller (Wenzel) 146.
Muris, Joh. v., 40.
Muzio Klementi 118.

Nardini 101.
Naumann 133.
Neri 69. 70.
Numa 15.

Obrecht 42.
Ockenheim 42. 43.
Ouslow 121.
Orlando 128.

Pacchierotti 89.
Paer 176.
Paëſiello 128. 167. 174.
Palavicini 73.
Paleſtrina 43. 48. 51—56. 86.
Paſi 127.
Paſta 128.
Paveſi 182.
Perelli 100.
Perez 66.
Pergoleſe 60—62 64. 67. 88. 126. 128. 163. 164. 167. 184.
Peri 71. 124.
Perrin 149. 150.
Petruccio da Foſſembrone 44.
Perti 125.
Philidor 164. 165. 170.
Philipp Auguſt 35.
Piccini 128. 155—160.
Pipin 23.
Plato 1. 2. 9. 19.
Plutarch 11.
Poißl, v., 116. 182.
Poliaſchi 87.
Porpora 89. 109. 126. 132.
Pugnani. 103.
Purcell 100.

Quinault 151. 156.

Rameau 49. 152. 153. 155. 163. 164.
Ramler 80.
Reicha 116.
Reichardt 55. 93. 94. 131.
Reimar der Alte 38.
Reimar von Zweter 38.
Renaud 36.
Riatti 123.
Richter (Jean Paul) 177.
Rochliß 133.
Rode 122.
Romulus 15.
Roſſini 128. 179. 180. 182. 184.
Rouſſeau 164. 169.
Rubinelli 89.

Sacchini 59. 128. 158—160. 168.
Sachs, Hans, 39. 129.
Saintwix 43.
Salieri 161. 162.

Sallnas 43.
Salomo 4.
Samuel 4.
Sarette 120.
Sarro 126.
Sarti 135.
Scarlatti 58. 59. 61. 73. 77. 86. 88. 118. 125. 126. 131. 132.
Schiller 94.
Schubart 68. 95.
Schulze 93.
Sedaine 165.
Senfel 43.
Sevelinges 142.
Sforza 40.
Simoni 175.
Sixtus IV., (Papſt) 123.
Somis 98.
Sophokles 13.
Spagna 70.
Spohr 117. 181. 182.
Spontini 135. 162. 178.
Stamitz 107. 108.
Stellati 73.
Stradella 71—73.
Streibelt 118.
Strozzi 123. 148.
Stunz 182.

Taradellas 128.
Tartini 49. 99. 100—102.
Terpander 6.
Theodurus 11.
Thibaut, König von Navarra 36.
Thiemich 130.
Tieck 39. 51. 59.
Timotheus 6.
Tinctor 40. 41.
Toeska 108.
Tollis, de, 73.
Torelli 98.
Traetta 128.
Turini 98.
Tyrtäus 14.

Uz 93.

Veldeck, Heinr. v., 38.
Venoſa 86.
Veracini 100. 103.
Viadana 47.
Viganoni 175.
Vinci, Leonardo da, 51. 61. 67. 126. 128. 184.

Viotti 122.
Visconti 122.
Vitali 100.
Vittori 87.
Vogel 162.
Vogler 114.

Wagenſeil 138.
Walther v. d. Vogelweide 38.
Weber, C. M. v., 95. 116. 180. 181.
Weber, G., 116.
Weigel 146.
Wilhelm IX., Graf von Poitiers 33. 34.
Winter 146.

Zarconi 48.
Zachau 76.
Zarlin 48.
Zarlino 149.
Zeno 127. 133.
Zumſteeg 94.

1915.3340

Die Mappe.

Skizzen eines Gentleman

über

deutsche Bäder.

Von

August Lewald.

Mit 34 Holzschnitten nach englischen Originalen.

Karlsruhe 1843.

Druck und Verlag des Artistischen Instituts

J. Gutsch & Rupp.

Inhalt.

		Seite
Einfache Geſchichte		5
	Skizzen.	
Kapitel I	Geburt und Perſonalbeſchreibung	9
„ II	Mein guter Oheim	13
„ III	Die Krankheit und der Kongreß	17
„ IV	Ein Konzilium	23
„ V	Ein kühner Entſchluß	29
„ VI	Ernſte Betrachtungen	36
„ VII	Des Oheims Reiſe	39
„ VIII	Worüber ſich mein Oheim ärgern konnte	51
„ IX	Kunſt, Künſtler, Kenner	57
„ X	Bäder von damals	67
„ XI	Liebe zur ſchönen Natur	75
„ XII	Sitte — Unſitte	80
„ XIII	Mein Freund Armand	88

			Seite
Kapitel	XIV	Der Abenteurer	93
"	XV	Diners	105
"	XVI	Zu leben wiſſen	116
"	XVII	Myſterien	119
"	XVIII	Der Spieler	130
"	XIX	Die Sängerin	136
"	XX	Der Abbate	145
"	XXI	Das Abenteuer auf dem Balle . .	153
"	XXII	Charakterbilder	168
"	XXIII	" "	181
"	XXIV	" "	197
"	XXV	" "	206
"	XXVI	Italien	217

Anhang.

	Seite
Baden	223
Converſationshaus	235
Das neue Schloß	239
Die Thäler von Lichtenthal und Geroldsau	242
Altes Schloß	246
Fremersberg	248
Wolfsſchlucht. Ebersteinburg. Felſen	251
Favorite. Raſtadt	254

Seite

Wildbad 259

Murgthal und Schwarzwald 263

Renchthal 268

Bequemlichkeit der Lage. Wohlfeilheit 271

Die Mappe.

Skizzen eines Gentleman

über

deutſche Bäder.

„Les choses vont assez mal dans ce bas monde,
mais on a toujours du plaisir à les voir aller.“

Einfache Geſchichte.

An einem der ſchönſten Abende des vorjährigen, regneriſchen Sommers machte ein junger Menſch auf einer Bank der Lichtenthaler Allee bei Baden einen recht artigen Fund. Es war eine elegante kleine Mappe, die einige Zeichnungen und handſchriftliche Notizen enthielt. Ohne mehr als einen oberflächlichen Blick hineinzuthun, wurde das Ganze ſorglich aufgehoben und der Eigenthümer öffentlich aufgefordert, ſich zu melden.

Dieſe Aufforderung, mehrmals wiederholt, hatte keine Folge und der Finder glaubte nunmehr keine Diskretion mehr beobachten zu dürfen; er wollte mindeſtens das Ding näher kennen lernen. Dies war jedoch nur bei den Zeichnungen möglich; das Geſchrie-

bene war in einer ihm unverſtändlichen Sprache: engliſch.

Er wandte ſich an mich, und ich nahm keinen Anſtand, ihm das Geheimniß zu löſen. Es waren hingeworfene Gedanken, kurze Schilderungen, ſkizzirte Lebensereigniſſe, komiſche und ernſte Abenteuer, Alles zerſtreut und flüchtig abgefaßt, ohne Ordnung, ohne leitenden Faden; dazwiſchen die Zeichnungen, die theils in Abdrücken von Holzſchnitten beſtanden, theils mit Bleiſtift auf dem Papier entworfen waren.

Es ward nicht klar, ob es zur Herausgabe im Druck beſtimmt ſei; wenn gleich die Holzſchnitte darauf hindeuteten, ſo ſprach doch die Regelloſigkeit und Abgeriſſenheit des Ganzen dagegen.

„Wie wäre es, wenn ich es übernähme,“ ſprach der Finder, der ſich mit der Kunſt befaßte, „dieſe Zeichnungen auszuführen, und ſie dann unſerem Publikum zu übergeben? An Ihnen würde es ſeyn, den Text dazu zu ordnen und zu überſetzen. Ich glaube wir kommen damit nur dem Wunſche des unbekannten Verfaſſers und Verlierers nach, der ſich freuen wird, daß dies Mäppchen in die rechte Hand gekommen iſt.“

Dieſe Aufforderung machte mir Bedenken. Ich durchſah die Blätter, verglich damit die Zeichnungen und konnte den Zuſammenhang wohl finden, doch waren auch Lücken dazwiſchen, die keine fremde Hand auszuführen im Stande war.

Ich mußte mir Zeit ausbitten. —

Kaum hatte ich jedoch ernſtlich darüber nachgedacht, als eines Tages der junge Menſch wieder zu mir in das Zimmer trat und eine Menge närriſcher Bilder vor mir auskramte. Die Luſt hatte ihn getrieben, das, was ihn im erſten Augenblicke ſo ſtark angeregt, auch ſofort in's Werk zu ſetzen.

„Ich habe mich umgethan ſo viel ich konnte,“ ſagte er, „und nunmehr die feſte Ueberzeugung erlangt, daß der Eigenthümmer der Mappe nicht mehr für uns erreichbar iſt, worauf auch eine ſeiner Aeuſſerungen ſich bezieht — er iſt nämlich nach Italien gezogen. Was können Sie jetzt noch für Bedenken haben, mir zu der Herausgabe meiner Bildchen hier — den Text zu überſetzen und in einigen Partien zu ergänzen?“

Ich ſtellte ihm vor, daß mir die Herausgabe noch immer unſtatthaft erſcheine. Um ihm aber gefällig zu

seyn, versicherte ich ihm, nichts unversucht zu lassen, den Eigenthümer aufzufinden, und fortan wandte ich mich mit großer Aufmerksamkeit diesen Forschungen zu. Einige Engländer, die nach Italien reisten, übernahmen es, mich darin zu unterstützen, und Einer derselben, Herr H. T., erfreute mich vor Kurzem mit einem Schreiben, dem diese Zeilen einer unbekannten Hand beilagen:

Mein werther Herr!

Ihrem Wunsche, mein kleines Album dem Publikum Ihres Vaterlandes mitzutheilen, kann ich nicht entgegen seyn, da er für mich zu schmeichelhaft ist und mindestens eine Artigkeit von meiner Seite erheischt. Was Sie daran verbessern können, möge es der ihm zugedachten Ehre würdiger machen. Ich lasse Ihnen freie Hand. Auf meiner Rückreise hoffe ich Sie zu sprechen, und mir das Original, die Mappe ist ein Andenken aus werther Hand, von Ihnen zu erbitten. Bis dahin leben Sie wohl! — —

Cribb...

Skizzen.

—

I.

Geburt und Personalbeschreibung.

„Ich war stets der Meinung, daß ein Ehrenmann, der sich verheirathet, und eine ausgedehnte Familie in die Welt setzt, einen größeren Dienst erzeigt, als derjenige, der einschichtig lebt und niemals an die Bevölkerung denkt“ — diese Worte des weisen Oliver Goldsmith habe ich nie beherzigen mögen. Ein leichtfertiger Egoismus beseelte mich zu sehr und ich befand mich in dem Zustande zu wohl, den ich meine Freiheit, meine Unabhängigkeit nannte. Meine Erziehung

war daran nicht Schuld, denn ich erhielt keine; was in mir keimte, konnte und durfte, unbeschnitten von der Scheere des Gärtners, frei in Blüten emporstreben und Niemand kümmerte sich wohl darum, welche Früchte daraus reifen würden. Daß einige reiften, danke ich meinem guten Stern!

Ich hatte das Unglück, meine Eltern frühe zu verlieren. Mein Vater verkürzte seine Tage durch allzu angestrengte Studien und meine Mutter starb an einer Unverdaulichkeit. Ich erhielt von diesem Erbtheil nichts, denn ich blieb mäßig mein Lebelang; weder sinnliche noch geistige Genußsucht beschwerten mir Kopf und Magen. Mein Schicksal brachte mich in das Haus eines alten, sehr reichen Oheims, dessen natürlicher Erbe ich war. Ich hatte damals ein derbes, munteres Aussehen, das mich jedoch etwas älter erscheinen ließ, als ich's in der That, den Jahren nach war. Mein Körper war stämmig und verrieth Kraft; die Augen sahen keck in die Welt, die spitze, etwas in die Höhe gereckte Nase, schien einige Hoffnung auf gute Witterung im Leben zu haben; der Mund von

mäßiger Größe, verrieth satyrische Beredtsamkeit. Die Haare sträubten sich empor, und sahen einem Wespennesse nicht unähnlich. Die Brust war breit, das Genick kurz und stark, die Arme hingen zwar an beiden Seiten herab, allein sie waren nicht lässig und abgespannt, das sah man den stets halb geballten Fäusten wohl an; die Füße hafteten am Boden, nach Gesetzen, die mehr der Sicherheit vor dem Umfallen entsprachen, als denen der Zierlichkeit, denn ich verschmähte es stets wie ein Frosch die Füße auswärts zu setzen, vielmehr stellte ich den rechten Fuß immer so recht einwärts, weil er mir eigens dazu gewachsen schien. Dies oder Jenes abbestellen fiel meinem Oheim und auch sonst Niemand ein, und so konnte ich mir's denn von Jugend auf bequem machen, da mich Niemand in meinem Willen beschränkte. Gleich dem Uebrigen, war auch meine Kleidung. Sie zeigte etwas Matrosenartiges, offenbar die behäbigste, die man wohl sehen kann; mir war Stoff und Schnitt übrigens gleichgültig, und bis auf zwei ungeheuere Schleifen, die ich mir aus meiner Halsbinde zusammenschlang, weil ich mir einbildete, daß mein Kinn darauf ruhend, dem

ganzen Geſichte etwas Würdevolles ertheile, war ich nicht ſehr mit meinem Ausputze beſchäftigt.

II.

Mein guter Oheim.

Mein Onkel war der Bruder meiner Mutter und gleich ihr liebte er die Freuden der Tafel über Alles. Jeder Leſer wird mit mir übereinſtimmen, daß ſich dieſes beſſer für ihn, als für ſie ſchickte. Es wäre übrigens nicht richtig, wenn ich hier von Freuden der Tafel im gewöhnlichen Sinne ſprechen wollte. Er aß und trank ſehr gut und ſehr viel, aber allein und ſtill wie ein Kalmäuſer. Ich ſelbſt wurde nie zu dieſen geheimnißvollen Opfern gezogen, ſondern aß mit der Dienerſchaft, die aus zwei alten Haushälterinnen beſtand, über deren früheres Verhältniß zu meinem mütterlichen Verwandten, mir erſt ſein Teſtament ein Licht anzündete, nach dem ich ihnen zu bedeutende Legate bezahlen mußte, als daß ich hätte glauben können, mein Onkel wollte damit die Kraftſuppen, Klyſtire

und Fontanellen belohnen, die er in spätern Jahren von ihnen empfing. Die Liebhabereien jedoch für sein Hauswesen untergruben nach und nach die kräftige Natur des Mannes, die bis nach Verlauf eines vollen Jahunderts allen Angriffen Morbonas Trotz geboten hatte. Wie es den Sechszigern zu ging, wollte es mit Nichts mehr recht fort.

Mein guter Oheim lebte auf einem Landsitze, der mit Forsten, Weihern, und Allem versehen war, was der üppigsten Küche nur erforderlich und ersprießlich seyn kann. Wenn er des Morgens in seiner Halle saß, wo er das Frühstück einzunehmen pflegte, das nur einfach aus Thee, geröfteten Butterschnitten, einem Feldhuhne, oder zahmem Geflügel, Schinken und Eiern bestand — so erschienen beide Duenas vor ihm, um ihm die Materialien zu präsentiren, aus denen sie das sehr solide Gewebe seines Mittagmahles zu wirken beabsichtigten. Die Eine hielt ihm einen fettgemästeten Kapaun vor, die Andere deutete mit schlauem Lächeln auf eine schottische Hammelskeule von immensem Umfange; ihre Knie stützten den Korb, den die Bewohner der Gewässer, platte, weiße Schollen oder

ſtreifige blanke Makrelen füllten, auf dem Boden ringelten ſich zierliche, grüne Aale, Lampreten, Krebſe lagen vom Laub ſtachlicher Neſſeln halb verdeckt; es war ein Küchenſtück des Pinſels eines Gerhard Dow würdig und im Vordergrunde thronte gleichſam mein Oheim im altehrwürdigen Großvaterſtuhle, den Fuß des Podagras wegen in ſiebenfache Kiſſen und Hüllen gewickelt und auf die weiche, elaſtiſchgepolſterte Unterlage hingegoſſen, mit bewaffnetem Auge die Schätze betrachtend und prüfend, die ſich ihm darſtellten. Der heitere, verzogene Mund entſprach vollkommen ſeinen innern Gefühlen — aber ach! die Geſetze der Natur ſind unwiderruflich ſtreng. Das Alter kommt mit ſeinen Schwächen. —

— — Il nest point de ciment que le temps ne dissoude:
Si vos marbres si durs ont sentis son pouvoir
Dois je trouver mauvais qu'un méchant pourpoint noir,
Qui m'a duré deur ans soit percé par le coude? *

---

* Es gibt keinen Kitt, den die Zeit nicht auflöst. Wenn nun Euer ſo harter Marmor ihre Macht gefühlt, ſoll ich's wohl übel nehmen daß eine ſchlechte ſchwarze Unterjacke, die mir zwei Jahre ausgehalten hat, am Ellenbogen zerriſſen iſt?

So ruft der ſatyriſche Scarron aus!

Meines wackern Oheims Magen riß nun zwar nicht entzwei, aber er dehnte ſich ſo gewaltſam aus, daß ein Zerreiſſen zu befürchten ſtand und eine plötzliche Erkrankung ſeinem Lebenswandel eine andere Richtung gab.

III.

Die Krankheit und der Congreß.

Da lag der gute Alte im Bette. An Pflege fehlte es ihm nicht, er genoß vielmehr alle Süßigkeiten der Zudringlichkeit, womit bezahlte Theilnahme dienstbarer Hausgenossen alte Junggesellen umgeben. Keine Minute verging, wo ihm nicht die eine oder andere der Haushälterinnen ein Labsal oder eine Arzenei vor's Bett brachte. Bald wurde er in die Höhe gehoben, um besser husten zu können, dann wurde ihm der Kopf gehalten, um das Ausspucken zu erleichtern; jetzt wur-

den die Polſter friſch aufgeſchichtet, Hände und Füße mit Decken umſtopft, damit ſich Schweiß zeige, Thee und Suppe ihm ſo lange und trotz eines hartnäckigen Huſtens mit Gewalt eingeſchüttet, bis ihm die Flüſſigkeit in Strömen wieder zur Naſe heraus ſprudelte. Gleichviel! — ſo nur erweist ſich Liebe und Zuneigung an dem, der ſie bezahlen kann. Derjenige, den unbezahlte Liebe umgibt, liegt ſtill und ruhig da, Weib und Kind ſtehen ſeitwärts und ſchlucken ihre Thränen nieder und haben nicht das Herz, ſich ſo oft dem Krankenlager zu nahen, wo ihr Liebſtes auf Erden Leiden ertragen muß.

War mein Oheim ruhig und von Schmerzen befreit, ſo wurde er auch wohl, ſcheinbar gleichgiltig, ausgefragt, wo dieſes oder jenes liege, wem er jene Koſtbarkeit nach ſeinem Hinſcheiden beſtimmt habe, wo dieſe oder jene Sammlung hinkommen werde.

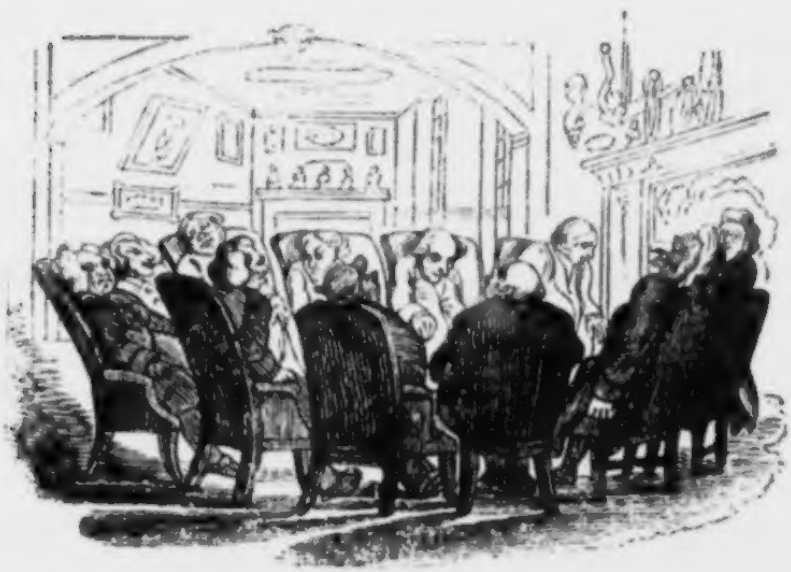
„Das erſteh' ich von meinem ſauer Erſparten, und wenn es noch ſo ſehr bei der Verſteigerung in die Höhe getrieben werden ſollte,“ ſprach die Eine der Haushälterinnen, „denn ein Andenken muß ich doch haben.“

„Ich wünſche mir das Kleinſte,“ ſetzte dann die Andere hinzu, „aber etwas muß es ſeyn, was unſer edler Herr zu ſeinem täglichen Gebrauche hatte.“

„Gute Weiber,“ rief dann mein Oheim mit ſchwacher Stimme aus, „ich ſorgte bereits für Euch und Ihr werdet meiner gewiß gedenken!“

Aber dabei blieb's nicht.

Die Verwandtſchaft hatte von der Krankheit des Ehrenmannes gehört, und beſchloß, die Sache zu einem erwünſchten Ende zu führen.



Sie waren nach und nach auf dem Landſitze eingetroffen und hatten ſich in dem alten Familienſaale, in

deſſen hohem, iriſchen Kamine ein tüchtiges Feuer brannte, um die feuchten Dünſte, die das lang verſchloſſene Gemach beherbergte, zu vertreiben, in einer großen Sitzung verſammelt. Es waren lauter gewiegte Männer, die in den verſchiedenartigſten Lebenslagen ausharrten, wie es wackern Leuten geziemt. Der reiche Oheim, oder vielmehr ſein Tod, war für Viele darunter eine Ausſicht auf Veränderung. Sie waren Alle ſchon bei Jahren, und trugen ſich wie es dieſe und ihre verſchiedenen Stellungen in der Geſellſchaft erheiſchten, nach der Mode damaliger Zeit, die ſo würdig war, und ſo ganz geeignet, einem Jeden ſchon auf den erſten Blick die ganze Portion Achtung und Aufmerkſamkeit zuzuwenden, auf die er Anſpruch zu machen berechtigt war. Wie ſo Anders iſt es doch jetzt und wie ſehr erſchwert iſt dadurch Alles, was auf den nächſten perſönlichen Umgang der Menſchen Bezug hat. Jetzt, wo der Roturier gleich dem älteſten Sohne eines vornehmen Hauſes ſich durch nichts im Aeuſſern unterſcheidet, iſt es nöthiger als je geworden, alle jene Schranken, Hecken, Palliſaden und Gräben zu erſinnen, die den Einen von dem Andern trennen,

und das Näherkommen nur durch ſchwere Garantien möglich macht, die ſelbſt nicht einmal immer im Stande ſind, vor unreinen Berührungen zu bewahren. Hat man nicht geſehen, daß Abenteuerer ſich in fürſtliche Salons drängten, und iſt es daher übel zu nehmen, wenn ſtreng excluſiv Denkende Anſtand nehmen — zumal auf dem Continente — ſich auch in ſogenannte hohe Geſellſchaft zu miſchen? Von der guten nicht einmal zu ſprechen, denn das iſt faſt immer anrüchig und zweideutig, was man mit dieſem nichtsſagenden Titel belegt.

Unſere treffliche Sippſchaft enthielt jedoch lauter angeſehene Männer; faſt Alle zierten ſtattliche Bäuche; mehre von ihnen trugen ſehr ehrwürdige Perücken, vielverſprechende Naſen und hatten durch Schlemmen und Praſſen ſo gut das Podagra bekommen wie der Kranke ſelbſt. Man erwärmte ſich ſehr für das betrübte Loos des Kranken und da — wie dies ſchon Shakespeare in ſeinem Hamlet gezeigt hat — erheuchelte Zuſtände ſtets graſſer erſcheinen als wirkliche, ſo floſſen dem theuern Verwandten auch reichliche Thränen.

Da saßen sie nun auf's tiefste betrübt und gaben ihre Stimmen ab, wie das holde Leben zu fristen sei, und da Alle nur denselben Zweck vor Augen hatten, den wackern Alten recht bald zu beerben, so waren sie auch bald dahin übereingekommen, das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch sie jenes Ziel erreichten und den Schein retteten. Dies war nehmlich so bald als möglich drei der bedeutendsten Aerzte aus der zunächst gelegenen Stadt herbeizurufen und diesen Hauptmatadors das edle, aber lebensmüde Wild zu übergeben.

IV.

Ein Konzilium.

Mein guter Oheim hatte eine Pferdenatur. Der gutgenährte Körper widerſtand allen Angriffen, welche

die in ihrem blinden Heilungseifer vollständig verbissene Facultät auf ihn machte. Da standen die drei weisen Männer und deliberirten und schienen es nicht begreifen zu können, daß der Alte noch immer lebte. Sie sannen auf neue Heilmittel, sie wollten es darin einer dem andern zuvorthun und überboten sich in den seltsamsten Combinationen. Wie Folterknechte waren sie beflissen, die Pein des Kranken zu vermehren.

Dieser spielte ihnen aber den Streich, plötzlich gesund zu werden und all ihre Bemühungen zu vereiteln. Die Geschwulst im Fuße schwand; die Schmerzen hörten auf; die alte Lust kehrte wieder und an einem schönen Morgen, als die Haushälterin noch einmal mit ihrem Decocte zum Bette des Kranken trat und die drei männlichen Parzen, unweit davon sich über den Zustand desselben unterhielten und ihn sehr bedenklich fanden — erhob der Alte ein wiehernedes Gelächter — fluchte ein wenig dazwischen und verlangte Schlafrock und Pantoffeln.

Vor Schrecken ließ die Haushälterin Schale, Decoct und Alles fallen; die Aerzte sprangen hinzu um den letzten Athemzug ihres lieben Schützlings in Em-

pfang zu nehmen — allein wie erſchraken auch ſie, als der Oheim, wie ein ungezogenes Kind, mit beiden Beinen die beengende Decke abſtrampelte, und mit ſeiner kräftigen Baßſtimme begehrte, daß man ihm aus dem Bette helfe.

„Das iſt der letzte Paroxismus!“ rief Doktor Nro. 1.

„Die Zwangsjacke!“ ſchrie Doktor Nro. 2.

„Schnell zur Ader gelaſſen!“ ſchrie Doktor Nro. 3.

Auf das Geſchrei der Wärterinnen liefen die Verwandten herein. Alles war bemüht, den Alten zur Ruhe zu bringen, denn man glaubte, er befinde ſich im Delirium. Vergebens ſuchte er ſich auf die natürlichſte Art verſtändlich zu machen — es half ihm nichts, und bald wäre es den vereinten Anſtrengungen der hochgelahrten Aerzte, der lieben Verwandten und der treuen Dienerinnen gelungen, meinen Oheim zur wirklichen Leiche zu machen, wenn ich nicht zufällig herbeigelaufen wäre, um mich des armen, alten, ſo ſehr geplagten Mannes anzunehmen.

Zuerſt weinte ich vor Schmerz, denn ich hatte meinen Oheim wahrhaft lieb, dann aber entſchloß ich

mich kurz, ihm auf kräftige Weiſe beizuſtehen. Klein wie ich war, und ſtämmig und ſtark, warf ich mich mitten unter ſeine Quäler und that ihnen allen möglichen Schabernack. Ich biß und kratzte und zwickte und kneipte, wo ich ihnen nur beikommen konnte und ſprang wie ein wilder Kobold hin und her, ſo, daß ſie ſich meiner nicht zu erwehren vermochten. Dies ſchaffte dem Alten Luft und er war im Stande, während ſeine Peiniger mich zu entfernen ſuchten, ſich aus dem Bette zu befreien. Er erhaſchte jetzt einen Stock und mich an ſich ziehend, ſtellte er ſich in Poſitur jedem Angriff auf's kräftigſte zu begegnen. Allein dazu hatte jetzt Niemand mehr Luſt. Verwundert, mit weit aufgeriſſenen Augen ſtanden Alle da und erwarteten die Löſung des ihnen unbegreiflichen Räthſels.

„Ich bin ja ganz geſund!“ ſchrie jetzt mein Oheim, „was wollt Ihr denn noch von mir? Laßt mich in Ruhe, ich will nichts mehr von Euch wiſſen —“

„Ach, dieſe letzte Kraftanſtrengung koſtet ihn das Leben!“ ſeufzte die ältere der beiden Haushälterinnen.

„Zum Henker wird ſie das koſten!“ rief der Oheim, „vielmehr nehm' ich mir vor, jetzt erſt mein Leben recht

zu genießen. Ich habe einen trefflichen Plan und den führe ich aus und brauche Euch Alle nicht dazu. Nur Du John, sollst ihn mir ausführen helfen.«

Jetzt sahen sie nun wohl ein, daß hier von keinem Paroxismus die Rede seyn konnte und daß mein Oheim sich wirklich in einem unvergleichlichen Zustande geistigen und körperlichen Wohlbefindens bewegte. Die Verwandten ließen plötzlich die Köpfe sinken, denn mit der Erbschaft war es für diesmal nichts; die Haushälterinnen blickten mitleidsvoll nach dem Alten, als wollten sie seine jetzt entfaltete Kraftäusserung mit der Spanne Zeit in Vergleichung bringen, die er nach dem gewöhnlichen Gange der Natur noch zu durchmessen hatte und ihre zusammengekniffenen Lippen schienen sagen zu wollen: »Du entgehst uns doch nicht!« Aber die drei Aerzte machten einen triumphirenden Gest und hoben sich stolz in die Höhe: »Unsern Heilmitteln ist es gelungen,« riefen sie im Chorus, »dieses Wunder an dem Menschen zu bewirken! Wir haben ihm das Leben geschenkt!«

Und nun begann ein edler Streit zwischen dem Kleeblatt, von dem ich leider nicht genauen Bericht

abzuſtatten vermag, da ſie zum Theil lateiniſch ſprachen. Doch ſo viel wurde mir klar, daß der Eine das Wunder den Blutentziehungen, der Andere den Klyſtieren und der Dritte den Purganzen zuſchrieb. Mein Oheim aber lachte ſie Alle aus und ſprach:

„Zankt Euch nur bis Morgen, oder ſo lange Ihr wollt! Ich weiß, daß das Podagra kommt und geht, ohne daß man es ruft und wegſchickt und daß es nur dann lebensgefährlich iſt, wenn man es zur Höflichkeit zwingt, das heißt: wenn es zurücktritt. Im Uebrigen aber verlangt ein alter Leichnam ſtets gute Nahrung in geſunden Tagen, damit die alten Taue und Seile nicht zu ſchlapp werden und die verſpokten Stewen nicht auseinander fallen und daß es ihm nie daran gebreche, dafür will ich noch weiter ſorgen, wie ich bisher dafür geſorgt habe. Jetzt geht nur hin, woher Ihr kamt. Euere Mühe ſoll Euch vergolten werden!“

Er ging fort und ließ ſie ſtehen. Ich ſtützte ihn, weil er durch's lange Liegen doch ein wenig ſteif geworden war. Wie lang ſie ſtanden, weiß ich nicht; andern Tages aber zogen ſie weiter mit noch längern Naſen, als ſie gekommen waren.

V.

Ein kühner Entſchluß.

Daß mein Alter über einen großen Plan brütete, ward Allen klar. Oft guckte er über das Zeitungsblatt weg, das er Morgens zum Frühſtücke las; ſein Auge verlor ſich gleichſam in ungemeſſene Fernen und er ſchmunzelte am Ende auch wohl dabei. Dann trommelte er auch auf den Tiſch und ſummte ein Hm! Hm! über's Andere vor ſich hin. Dann und wann ging er auf und ab und blieb plötzlich vor mir ſtehen, indem er, mich ſcharf anſehend, die Frage an mich richtete: „Wie wär's, Junge! Hm! was meinſt Du?“

Und dergleichen Räthſelhaftigkeiten mehr, die den Leuten wieder Allerlei zu reden gaben. Man weiß ja wie es die böſe Welt ſo gern hat.

Ging er aus, ſo ſahen ihm die Nachbarn ganz verwundert nach, weil er's gar ſo ſeltſam trieb, immer mit ſich ſelbſt ſprach, den Hut in die Quer rückte, Niemand grüßte, ja beim ſchönſten Wetter einen Regenſchirm mitnahm. Endlich fand ſich ein unnützer Burſche, der ſich herrenlos in der Stadt umhertrieb, in der mein Oheim jetzt oft zu verweilen pflegte, und

erzählte der Haushälterin schmunzelnd im Vertrauen: der alte Herr habe ihn gedungen, damit er ihn auf einer großen Reise begleiten solle. —

So standen die Sachen und Alles harrte neugierig der Lösung des Räthsels, als eines Abends, nachdem das letzte Stückchen Käse vom letzten Schlucke Hock hinuntergespült war, mein Oheim gemüthlich den bequemen Stuhl zum Kamine rückte und indem er mit der Zange Kohlen zusammenlas und aufeinander legte, also zu sprechen begann:

„Ich fühle daß es uns in gewissen Jahren, ehe wir die letzte große Reise antreten, treibt und drängt, unsere Heimath zu verlassen und uns noch einmal recht in der Welt umzusehen. Der Drang dazu ist bei uns Alten stärker wie bei der Jugend. Es ist nicht mehr bloße Neugier, sondern vielmehr ein Zug der tief in der menschlichen Natur begründet ist. Es ist so als wenn wir, dem für Viele so furchtbaren Gast ausweichen wollten, als sollte er uns nicht zu Hause finden und nur vorerst eine Karte da lassen, mit den Worten „*en personne.*“ Reisen wir recht

ſchnell und recht weit, ſo ſcheinen wir uns einzubilden, daß er uns nicht einholen werde, und am Ende müde werden müſſe, uns zu verfolgen. Kurz — das Reiſen bei alten Leuten iſt ein förmliches Davonlaufen vor dem Tode. Wie ich nun neulich ſo krank war, da machte ich mir Vorwürfe, daß ich bis jetzt dieſen ſo üblichen Kunſtgriff verſäumt hatte und ich nahm mir vor — ſollte ich wieder geneſen und geſtärkt von meinem Krankenlager erſtehen — es daran nicht wieder ſo leichtſinnig fehlen zu laſſen. Denn wahr iſt es, die Krankheit und ihr unglücklicher Ausgang beſchleicht uns in der gewohnten Umgebung, im thatenloſen Herumſchlendern viel leichter, als auf der Reiſe oder im Geſchäfte, ſei es auch eins, das wir zu unſerm Vergnügen ergreifen. Zu Hauſe da haben wir keine Waffen, um ſie dem Feinde entgegenzuſtrecken; wir werden im eigentlichſten Sinne des Wortes überrumpelt und die ſchon halb entſchlummerte Kraft, die läſſig ausgeſpannten Nerven, ohne Widerſtand und Energie, bedürfen nur eines Drucks, um alle, auch die geringſte Thätigkeit für dieſes Leben aufzugeben. Der ſchon in den Propyläen des Schlafes

Befangene bedarf nur einer kleinen Beihilfe, um die *Augen für ewig zu ſchließen.*«

Ich ſtarrte meinen Oheim groß an, als ich ihn ſo ſprechen hörte und ſagte nichts, da ich ihn nicht ganz verſtand; allein die Haushälterinnen, die zugegen waren, wiſchten aus pflichtſchuldiger Heuchelei ihre Augen, als ſie ihn ſo anhaltend vom Tod und Sterben ſprechen hörten. Er aber bemerkte dies kaum und fuhr alſo fort:

»Mein Entſchluß iſt nunmehr gefaßt, ich will auch auf dem Kontinente Europa's umherreiſen, wie's jetzt bei unſern Landsleuten Mode zu werden anfängt. —«

Die verehrten Leſer werden nicht vergeſſen, daß hier vom Ende des vorigen Jahrhunderts die Rede iſt. —

»Ich höre Wunderdinge von den Einrichtungen und Ergötzlichkeiten jenſeits des Kanals und habe beſchloſſen, dies Alles einmal ſelbſt kennen zu lernen. Zunächſt will ich aber meine Schritte den Bädern zulenken, von denen ſo viel Aufhebens gemacht wird. In Spaa und Pyrmont verſammelt ſich Alles was groß, reich, ſchön, berühmt genannt werden kann —

gut! ich will mir's in der Nähe beſehen und dann *urtheilen, ob's werth iſt*, ſo genannt zu werden.«

Jetzt erſt ſchauten ſich die Haushälterinnen recht an und waren keines Wortes mächtig, ſo überraſchend war ihnen dieſe Eröffnung. Allein im Hauſe zu wirthſchaften, in dem Hauſe, das ſo wohlgehalten und eingerichtet war, ſchien ihnen eben nicht unerwünſcht. Selbſt in dem Falle nicht, wenn der Alte unterwegs das Zeitliche ſegnen ſollte. Ich war der Einzige, auf den das Vorhaben des guten Oheims einen trüben Einfluß übte. Anfänglich ſchmeichelte ich mir damit: er werde mich mitnehmen, denn er ſelbſt hatte hin und wieder ein räthſelhaftes Wort fallen laſſen, was wohl auf ſolche Weiſe, jetzt, da ich von ſeinem Plane wußte, von mir ſo gedeutet werden konnte. Jedoch war er davon abgekommen, oder ich hatte ſeinen Worten einen falſchen Sinn unterlegt. Ich mußte bei den alten Haushälterinnen bleiben und erhielt Unterricht von dem Schulmeiſter des Orts, der wahrhaft dürftig genannt werden konnte, denn wollte ich von da oder dort etwas wiſſen, wo der Onkel nach ſeinen Briefen ſich eben aufhielt, ſo wußte der dumme Menſch nichts

zu ſagen, als: „er iſt in Deutſchland und Deutſchland iſt groß.“ Ich danke meinem Himmel daß ich ſpäter in eine Lage kam, dieſem Mangel der erſten Grundlage zum Wiſſen, abhelfen zu können, und daß ich den glücklichen Inſtinkt beſaß, der mich unbewußt zum Beſſern trieb.

VI.

Ernste Betrachtungen.

Mein guter Oheim, dessen Andenken ich segne, ist schon lange todt, und ich selbst befinde mich nun nachgerade in der Altersstufe, auf welcher er stand, als er seinen ersten Ausflug auf den Kontinent machte. Wie sehr hat sich seitdem Alles verändert. Kriege und Friedensschlüsse wechselten mit einander; wir sahen Staaten und Länder entstehen und in Nichts versinken; Kronen fallen, Könige bluten und in die Verbannung schicken. Die ganze Welt sah sich in Strudel und Gährung gewaltsam gerissen; neue Erfindungen drängten die Schritte des Einzelnen zu einem großen Ziele und das Reich der Gedanken erweiterte sich fast in's

Grenzenloſe. Nur Eines blieb in dieſem ungeheuern Tumulte allgemeinſter Aufregung unverändert; der menſchliche Körper mit ſeinen Mängeln und Schwächen, mit ſeinen Schmerzen und Leiden, mit der ganzen Hinfälligkeit ſeiner Natur, mit Kacherie, Diſſenterie, Hydropiſie, Podagra, Phtyſis, Hämorrhoiden, kurz mit dem ganzen Roſenkranz ſeiner Gebrechen und der Unmacht der Aerzte, einen abgenützten Körper in einen friſchen zu verwandeln, trotz Verſuche und Meinungen, Syſteme und Theorien die ſeit Jahrhunderten deßhalb angeſtellt und ausgetauſcht wurden.

So lange der Menſch ſich nicht mehr und mehr der Natur nähern wird, ſo lange wird er mit allen Uebeln zu kämpfen haben, die ihn unterminiren und ihm unter Schmerzen ein frühes Grab bereiten. Jener Arzt iſt der gewiſſenhafteſte, der dazu räth, unſere zu üppige und unſerer Natur nach vollkommen unpaſſende Lebensweiſe aufzugeben. Ein ſolcher Arzt wird der letzte Arzt ſeyn, denn die Krankheiten werden aufhören und das Studium der Medizin wird als überflüſſig ebenfalls aufhören müſſen.

Fromme Wünſche! Alle Syſteme, ſelbſt diejenigen

die auf einfache Vorschriften der Natur gegründet scheinen, leiden immer noch an Beimischungen, die das glückliche Resultat, das erzielt werden könnte, nicht erreichen lassen.

Man verzeihe mir diese Abschweifung! allein man wolle bedenken, daß ein Leidender, der in's Bad zu reisen gedenkt, dergleichen Gedanken nicht von sich entfernt halten kann, und daß — wenn man überhaupt den Willen hegt, seine Gedanken niederzuschreiben, man nicht etwas unterdrücken mag, was einem auf dem Herzen liegt. Und in der That, ich hatte in der letzten Zeit viel über meinen Zustand, so wie über den der Medizin überhaupt und insbesondere nachgedacht, und wäre leicht im Stande, einen Traktat darüber in die Welt zu schicken, der selbst den Aerzten Nüsse zu knacken gäbe. Allein ich will dies Alles hier zurückhalten und auf eine andere Zeit versparen.

VII.

Des Oheims Reiſe.

Mich zu dem großen Ausfluge rüſtend, dem jeder auf ſeinem Gute lange Jahre eingepferchte Eingeborene der britiſchen Eilande mit einer ſonderbaren Miſchung von Wolluſt und kindiſchem Bangen entgegenſieht, war ich auch bemüht, in dem alten Schranke des verſtorbenen Oheims ſorglich nachzuſuchen, ob ſich nicht etwa Dokumente vorfänden, die mich über manchen Skrupel hinwegheben und mir eine nützliche Lehre mit auf den Weg geben könnten.

Denn ſo ſehr wir auch uns ſtellen, als befremde uns nichts was wir draußen zu ſehen bekommen, ſo ſind wir doch von vielen Dingen verblüfft; um unſere Empfindung gleich mit dem rechten Ausdruck zu bezeichnen, vermag ich kein anderes Wort zu fin-

den. Wir thun zwar ſo als legten wir uns keinen Zwang auf, und es ſcheint als wollten wir gerade ſo thun als wären wir zu Hauſe, allein aufrichtig geſtanden, ſo verbirgt ſich hinter der Art von oft flegelhafter Ungezwungenheit, die wir zur Schau legen, doch die plumpe Verlegenheit in allen Dingen, eines Neulings der aus engbegrenzten und ſehr eintönigen Verhältniſſen zum erſten Mal in die Bewegung eines verfeinerten, von tauſend anregenden Atomen durchdrungenen Lebens tritt.

Ich will es hier nur ſagen, wir wiſſen trotz der Regeln unſerer ſtrengen Etikette, und wohl eben deshalb: nicht zu ſitzen und zu gehen, nicht zu ſprechen und zu ſtehen, nicht zu eſſen und zu trinken und bei unſerm ſo viel geprieſenen Comfort, ſtehen wir in all dieſen Beziehungen weit hinter Allem zurück, was uns in den großen Städten oder in den glänzenden Badeorten Frankreichs und Deutſchlands entgegentritt.

Was ich von aufgezeichneten Bemerkungen unter des Oheims Papieren vorfand, war jedoch nur ſehr wenig und beſchränkte ſich blos auf einige Erfahrungen, die ich hier einſchalten will, weil ſie im Stande

ſind, das Damals zu dem Jetzt in ein richtiges Verhältniß zu ſetzen.

— — — Das erſte was meinem Oheim über die Maaßen auffiel, war das reichliche Eſſen, das er in allen Wirthshäuſern auf der ganzen Straße fand, und das ſeinem von der langen Seereiſe — er landete in Rotterdam und von Dampfſchiffen war damals noch keine Rede — arg mitgenommenen Magen beſonders wohlthat. Er wunderte ſich daß oftmals ſelbſt ein Haus von nur unſcheinbarer Auſſenſeite doch die Tafel ſo reichlich beſetzte und mit Gegenſtänden beſetzte, deren ſich in Altengland nur der größte Luxus zu bemächtigen im Stande iſt. Delikate Flußfiſche, Forellen, Wild aller Art, feines Gemüſe und ausgeſuchtes Obſt täglich zu erhalten, das iſt etwas worüber ein ſo wackerer Gerneſſer wie mein ſeliger Oheim, allerdings auf das Freudigſte erſtaunen mußte. Am ſonderbarſten kamen ihm aber die zahlreich beſetzten Wirthstafeln vor und er hatte Mühe, ſich mit dieſer Sitte, die ſeiner ganzen, bisher geführten Lebensweiſe widerſprach, vertraut zu machen; bequemer war es ihm, wenn er in einſamen Landwirthshäuſern allein zu Tiſche ſitzen

konnte, nur von ſeinem Diener umgeben, der das Amt eines Mundſchenken fleißig verſah und nur zum Abbeißen, Kauen, Hineinſchieben, und Schlucken, die erforderlichen Werkzeuge bewegen durfte, ohne nöthig zu haben, irgend eine vorlaute Frage zu beantworten,

was — so kurz man sich auch dabei fassen mag — immer eine Unbequemlichkeit ist.

Dann verwunderte er sich ganz besonders über die Uneigennützigkeit der Leute, die für ihn allein so auftrugen, als ob zehn bei Tische säßen, und noch mehr über ihre Ehrlichkeit, daß sie so billig dabei waren und ihm die derbste Indigestion zu einem Preise überließen, der ihm in seinem Vaterlande, wollte er nach ihm seine Mahlzeiten bemessen, einem langsamen Hungertode überantwortet haben würde.

Die Leute, bei denen er einkehrte, freuten sich seines ungeheuerlichen Appetits, aber sie schenkten ihm nichts, wie ich jetzt aus einigen Rechnungen ersehe, die den Papieren des Oheims beilagen und die ich nunmehr nach der eigenen Erfahrung beurtheilen kann.

Er reiste ganz nach seiner Laune. Die Wege waren dazumal schlecht und die schönen Städte am Rhein, die jetzt durch Dampfschiffe und Eisenbahnen so nahe gerückt sind, lagen noch ziemlich vereinzelt da, an ge-

ziemenden Zwiſchenſtationen fehlte es auch, und ſo brauchte man eine gar lange Zeit, bis man von der einen Stadt zur Andern kam. So traf ſich's denn, daß ein »empfindſamer Reiſender,« zu welcher Klaſſe offenbar unſer guter Oheim zu zählen war, der ſich hier und dort aufhielt oder weiter eilte, wie es ihm die Laune eingab, oft von der Nacht in ziemlich unwirthbarer Gegend überraſcht wurde.

Damals war ein reiſender Engländer noch eine Perſon die große Achtung und großes Mitleiden erregte. Achtung, weil ſich mit dieſer Erſcheinung ſogleich der Gedanke koloſſalen Reichthums verknüpfte, Mitleid, weil man uns ſammt und ſonders für verrückt hielt. Zu jener Zeit wußte man noch ſo viel Fabelhaftes von uns zu erzählen, was allgemein geglaubt wurde; unſere Inſel war als das theuerſte Land der Schöpfung verſchrien, um hinzukommen mußte man auf gut Glück eine Seereiſe beſtehen, die einige Wochen anhalten konnte — was Wunder alſo, daß nur Wenige ſich berufen fühlten, England durch eigene Anſchauung kennen zu lernen. Was nun aber herausreiste war die Muſterkarte, die Patrone, wo-

nach das ganze Volk in der Einbildung zugeſchnitten wurde.

Damals ging auch noch das Mährchen vom Spleen herum, den der Alpdruck unſerer Nebelluft in dem engliſchen Gemüthe erzeugen ſollte, und der uns zum Selbſtmorde treibt. Damals glaubte man auch noch daran, daß Engländer die Welt durchziehen, um ſich eine Gattin zu ſuchen, die ſie nicht um ihres Standes und Reichthums, ſondern blos um ihres guten Herzens willen liebten. In jedem Engländer ſah man einen Lord; in jedem Lord einen Millionär; in jedem Millionär einen ſchwärmeriſch Liebenden, einen Selbſtmörder, einen Halbverrückten oder ſo etwas dergleichen. Freilich reisten damals noch manche unſerer höchſten Ariſtokraten, die ſich vor Geld nicht zu laſſen wußten und bei denen der Reichthum in der That allerlei Launen erzeugte; Leute, die einen galonirten Kurier vorausſandten, um ein ganzes Hotel für ſie zu miethen, deren Reiſe-Equipage orientaliſche Pracht entfaltete, und die Gold um ſich regnen ließen, wie der alte Göttervater um Danae zu berücken. Dies Alles gehört aber bereits wie Danae und der alte Götter-

vater selbst der Fabelwelt an; jene Engländer sind Fossilien geworden, Thiere einer entschwundenen Urwelt, man findet sie gar nicht im Ganzen mehr wieder.

Hier einen Zahn, dort ein Wirbelbein — das ist Alles was man von ihnen noch antrifft. Die Bewohner des Kontinents sind seitdem inne geworden, daß der eigentliche Beweggrund, der die Engländer zum Reisen treibt, das Sparen ist, und wahrlich meine Landsleute verstehen es so gut, dies System in Ausübung zu bringen, daß die Gastwirthe bald nicht mehr nach der Ehre geizen werden, sie zu beherbergen und sich vielmehr dadurch zu entschädigen suchen, daß sie Söhne anderer Länder für Engländer zu halten vorgeben und diese dadurch geschmeichelt oder nicht, aus falscher Bescheidenheit, die der Engländer gar nicht kennt, das Doppelte und Dreifache zahlen müssen, von dem was andern ehrlichen Menschen notirt wird.

Als mein Oheim seine Reise nach Deutschland unternahm, glänzte noch die herrlichste Aureole gediegenen Goldes um den Namen »Altengland.« Er konnte sich nicht verläugnen und wurde daher überall mit großer Ehrfurcht empfangen und unter großer Prellerei entlassen.

Das Geſchichtchen mit dem alten, ehrenwerthen Kanonikus Fugger aus Augsburg iſt bekannt genug, der ſich auf der Reiſe nach Rom, von ſeinem voranreitenden Reitknecht, jene Schenken, die guten Wein hatten, mit einem **Est** bezeichnen ließ, das der Diener mit Kreide an die Thüre des Hauſes ſchrieb. In Montefiaskone ſchmeckte dem Reitknecht der Wein ſo gut, daß er dafür hielt, ſeinem Herrn einen ganz beſonders gewichtigen Wink darüber zu geben, und **Est Est Est** an die Thüre zu ſchreiben. Fugger kam und fand dieſe Weiſung ſo richtig, daß er ſo lange ſitzen blieb bis er ſich zu Tode getrunken hatte.

Mein Oheim mochte davon gehört oder geleſen haben, oder eine eigene Combination brachte ihn auf den Gedanken — genug, er kam auf den Einfall, ſeinen getreuen Bedienten in gleicher Abſicht vorauszuſenden, wie der Kanonikus den ſeinigen.

Das **Est** war indeß nicht nöthig, ſondern der Bediente erwartete trinkend ſeinen Herrn, da wo er es der Mühe werth fand, zu bleiben. Im Lande des Hock, wie die Engländer allen Rheinwein benennen, ein Wort das urſprünglich erfunden wurde um den

köſtlichen Hochheimer zu bezeichnen, war jeder Weinberg in den Augen des Bedienten ein Bergwerk, das gediegenes Gold zu Tage förderte, und jede Kneipe einem Paradieſe des ſiebenten Himmels der Muhammedaner zu vergleichen.

Oft fand der Herr den Diener halb oder ganz eingeſchlafen hinter'm Tiſche und dies war das ſicherſte Kennzeichen, daß der Wein vortrefflich war; denn der Burſche durfte ein Kenner genannt werden. So ſaßen ſie denn manchmal die Nacht hindurch, bis an den frühen Morgen. Die Leute des Hauſes waren längſt ſchlafen gegangen und nur eine ſchläfrige Kellnerin kratzte ſich gähnend unter der verſchobenen Mütze hinter dem Verſchlage, in dem gleich einem wilden Thiere der brummige deutſche Wirth ſich von ſeinen Gäſten abgeſondert zu halten pflegt. Sie mochte die Engländer verwünſchen, die ſie um ihre koſtbare Ruhe brachten. Dieſe hatten indeß ihre gehörige Anzahl von Flaſchen geleert und mein guter Oheim, der des Guten gern recht viel haben mochte, ſtieß zuletzt wohl das Glas bei Seite, das nur ein gemeines niederdeutſches Stengelglas war und forderte einen Topf auf gut

Engliſch. Da man nun aber ein Trinkgeſchirr nicht hatte, ſo gab man ihm einen Kochtopf, womit er ſich auch in Bezug auf die erkleckliche Weite dieſes Gefäſſes, vollkommen zufrieden gab.

Aber auch einen andern Topf forderte er nach der Sitte ſeines Landes, um den überflüſſigen Feuchtigkeiten im Leibe einen anſtändigen Abfluß zu gewähren. Die gute Kellnerin brachte ihm denſelben mit verlegenem Geſicht, und da ſie früher einmal geſehen hatte, daß man das Getränke in kaltes Waſſer oder Eis ſetzte, um es kühl zu erhalten, ſo ſtellte ſie die einzige noch gefüllte Flaſche, gutmüthig wie ſie war, in den Topf, den der Anſtand zu nennen verbietet, und wunderte ſich nicht darüber, da man ja bei einem reiſenden Engländer ſich über nichts wundern durfte.

So ſaß denn die erbauliche Gruppe bei abgeſchmolzenem, heruntergebranntem Talglichte, deſſen Schnuppe aus dem Hute meines Oheims einen Pomadetopf zu machen drohte, der am andern Morgen ſeinen wenigen Haaren einen glänzenden Firniß zu geben verſprach und harrte des beglückenden Morgens und der

roſenfingerigen Eos, der die ſentimentalen Reiſenden weiter in die Welt geleiten würde.

VIII.

Worüber ſich mein Oheim ärgern konnte.

Worüber ſich mein Oheim in Deutſchland recht von Herzen ärgern konnte, das waren folgende Dinge.

Zuerſt verdroß es ihn, daß alle Welt franzöſiſch und faſt Niemand engliſch konnte, da doch weit mehr Engländer als Franzoſen damals für ihr Geld reisten. Er war genöthigt, ſo gut es gehen wollte, einige deutſche Worte zu lernen, um ſich nur zur Noth verſtändlich machen zu können. Dies aber brachte ihm den zweiten Aerger zu Wege, da er nun Zeuge von der Umſtändlichkeit wurde, die den Deutſchen im Allgemeinen innewohnt; von den übertriebenen, faſt chine-

ſiſchen Komplimenten, von der nichtsſagenden Weitſchweifigkeit womit ſie die unbedeutendſten Dinge einleiteten, von der Neugierde und erheuchelten Theilnahme, womit ſie ſich nach den unbedeutendſten Umſtänden gänzlich fremder Menſchen erkundigten, wie z. B. ob Einer gut geſchlafen habe und dergleichen.

So war ihm ein Geſpräch, das er einmal zufällig anhörte, und dann gehörig vedolmetſchen ließ, in dieſer Hinſicht ſo merkwürdig geweſen, daß er es aufzeichnen zu müſſen glaubte.

Ein dicker, deutſcher Kleinſtädter, einen langen Zopf vom Haupte herniederhängend, ſaß, die Pfeife im Munde, an einem Tiſche und ließ ſich von dem Kellner — Marqueur benannte er ihn — ein Glas Bier einſchenken; dabei entſpann ſich folgendes Frage- und Antwortſpiel.

Der rauchende Zopf. Sage Se mir — hab' ich Sie nit ſchon wo geſehe?

Der Kellner. Kann wol ſeyn —

Der Zopf. Paff! Paff! Waren Sie nicht bei der Reitergeſellſchaft? Paff! Sie haben einen Tiger geritten und auf zwei Hörner trompetet.

Es ſchien meinem guten, empfindſamen Oheim, als wenn der Kellner hier roth wurde. Er beſann ſich eine Weile; endlich drückte er ſein empörtes Gefühl hinunter und antwortete entſchloſſen:

Der Kellner. Ja, Herr, i war der Bajazzo davon.

Man ſollte meinen der langzopfige Henker hätte mit dieſer, das Selbſtgefühl herausfordernden Marter ſchon genug gehabt. Allein weit gefehlt! Er fragte weiter.

Der Zopf. Wie heißen Sie denn?

Der Kellner. I heiß' Louis —

Er wollte gehen, allein der Zopf rief ihm noch hinterdrein:

„Mai, ſage Se mir doch, habe Se nit 'mal Meerkatz geheiße?„

Der Kellner antwortete nicht und lief davon. Mein Oheim erhob ſich und wollte den Unzartfühlenden zur Rede ſtellen, allein er war nicht ſtark genug dazu, in der einzigen Sprache, die der Andere redete, und mußte es daher unterlaſſen. Er konnte ſich nicht denken, daß dabei nicht irgend ein verſteckter Grund, eine Art von boshafter Rache liegen ſollte und wünſchte zu wiſſen,

was der Kellner dem Zopf wohl zu Leide gethan haben mochte. Er kannte nehmlich nicht dieſe unbehilfliche und oft verletzende Art, die es für Höflichkeit anſehen, ſich nach allen möglichen Verhältniſſen, den Namen, Verwandtſchaften u. ſ. w. zu erkundigen.

Eine andere Sitte beleidigte meinen Oheim nicht minder. Er hatte nehmlich bemerkt, daß faſt Jedermann beſonders die Frauen, Zuckerwerk und Obſt an der Wirthstafel einſteckten und mitnahmen, wenn ſie vom Tiſche aufſtanden, nachdem ſie bis zum Zerplatzen davon genoſſen hatten. Der arme Wirth, der reichliche Speiſen ſeinen Gäſten vorſetzt, dürfte doch wohl in ſo weit ſich auf ihre Diskretion verlaſſen, daß ſie damit nur ihren Bauch und Magen, die natürlichen Taſchen ihres Körpers vollſtopften, nicht aber auch noch jene Taſchen, welche die Kunſt des Schneiders ihnen daran nähte. Ich habe dieſe Unſitte bei meinen ſpätern Reiſen jedoch noch weiter treiben ſehen. In einem kleinen würtemberg'ſchen Bade, ich glaube es war Niedernau bei Tübingen, trug faſt jeder Gaſt einen Teller des Deſſerts mit fort, im eigentlichen

Sinne, das was er nicht mehr in ſich hineinpfropfen konnte. Auf die Frage, wie ſo etwas verantwortet werden könne, erfährt man, „daß es den Kindern mitgebracht würde. Die lieben Kleinen wollen doch auch etwas, wenn die Eltern nach Hauſe kommen,“ antwortet die deutſche Gemüthlichkeit. Aber mein Himmel, dafür hat der Wirth, der blos Euch für einen übereingekommenen Preis zu ſättigen hat und dies gewöhnlich auf ſehr großmüthige Weiſe thut, nicht zu ſorgen. Kauft Euern Kleinen Zuckerbrod, wenn Ihr glaubt, ihnen etwas davon nach Hauſe bringen zu müſſen.

So enthalten über die Wirthstafeln in Deutſchland die Papiere meines Oheims noch manche Bemerkung. Er klagte ſehr über das Rindfleiſch. Als er zum erſten Male die ſchlechte Suppe ſah, freute er ſich und meinte: daß die deutſche Küche vorſchreibe, die Kraft im Fleiſche zu laſſen und ſolches nicht zu ſehr auszukochen; als dann aber das ausgekochte und wäſſerige „Beef“ erſchien, eine Schüſſel, die für uns vom höchſten Werth iſt, und ohne die wir nicht glauben können, ordentlich gegeſſen zu

haben, ſelbſt wenn man uns das Leckerſte vorzuſetzen nicht verabſäumen würde — da war mein Oheim höchlich erſtaunt und wünſchte etwas Näheres von der Manipulation des Koches zu erfahren, die dem Fleiſche die Kraft entzog, ohne ſie der Suppe mitzutheilen. In Wahrheit aber iſt das Fleiſch nicht ſehr ſaftreich und namentlich von den auf dem Acker abgetriebenen Ochſen Süddeutſchlands und von den Kühen, die neben ihrem weitverbreiteten Milchgeſchäft auch noch Zugthiere abgeben müſſen, an und für ſich faſerig, zäh und unkräftig — andern Theils vergeuden die deutſchen Köchinnen die Kraftbrühe des Fleiſches, dem ſie Alles Ozmazom entziehen, zu ſo vielfältigen, winzigen und unweſentlichen Gegenſtänden, wie z. B. zum Gemüſe, das ſie doch auch wie wir, vernünftigerweiſe, mit friſcher Butter ſehr wohl abſpeiſen könnten.

Auſſerdem empfand mein Oheim auch den gänzlichen Mangel der Seefiſche, die er ſehr liebte. „Der Franzoſe hat Recht,“ pflegte er zu ſagen und es war der einzige Fall, daß er einem Franzoſen Recht gab — „der Franzoſe hat Recht, der behauptete: der Turbot iſt unter den Fiſchen, was Turenne unter den Feldherrn.“

IX.

Kunſt, Künſtler, Kenner.

Sarkaſtiſch ſind auch die Bemerkungen die mein Oheim über die Kunſtkennerſchaft und die Wuth Al-

terthümer zu erſtehen, zu Papier brachte. Der gute Mann! was würde er erſt geſagt haben, wenn er ſeinen Stab weiter geſetzt hätte, etwa nach Italien, oder wenn er erlebt hätte, wie weit es damit in unſern Tagen gekommen iſt.

Offenbar kommt die Benennung eines alten Bildes »Schinken« daher, daß es wirklich Räucherungsanſtalten gibt, wo neue, auf alt gemalte Bilder, jenen edeln Schimmel, jenen koſtbaren Dampf und Schmutz erhalten, der ihnen den hohen Werth beilegt. — Anſtalten die ſich durch nichts von jenen unterſcheiden, die man in Bewegung erhält, um Schinken, Gänſe und Würſte ſchmackhaft für den Gaumen zu machen.

Der Antiquar führt den Kunſtfreund mit ſtolzer Miene zu ſeinen Seltenheiten; der wahre Kenner muß davon entzückt ſeyn. Man denke! Wir ſtehen hier vor einer Sphinx, die ſchon vor vielen tauſend Jahren ein aus der Wüſte kommender Samum mit Sand überwehte, und die ein glücklicher franzöſiſcher Reiſender an der großen Zehe, die aus der Verſandung hervorſchaute, erkannte, ausgrub und nach Europa brachte. Hier kaufte ſie ein reicher und gelehrter Kenner um

eine groſse Summe von ihm, als er ſie in Paris ausgeſtellt hatte, allein in der Revolution, wo alles Groſse und Schöne zertrümmert wurde, kam der ſo viel geſcholtene Pöbel auch über die Sammlung des groſsen, reichen und gelehrten Kenners und warf das unnütze Zeug, das ihm für den Augenblick zu nichts gut ſchien, zum Fenſter hinaus auf die Gaſſe. Dies Loos theilte die alte, vom Samum einſt verſchüttet geweſene Sphinx wobei ihr einige weſentliche Gliedmaſſen abhanden kamen. Durch verſchiedene günſtige und ungünſtige Zufälle fiel ſie nun in die Hände eines kunſtkenneriſchen Lords, der ſie theuer bezahlte und in eines ſeiner Schlöſſer vergrub, wo ſie eben ſo verſchüttet, wie einſt vom Samum Jahrhunderte lang auf einen neuen Entdecker und Ausgraber hätte warten können. Allein das Schickſal hatte es anders beſchloſſen. Der Lord ſtarb

und ließ bei ſeinem Sterben,
die Sammlungen den nächſten Erben.

Dieſe hatten keinen Sinn dafür und wollten nur Geld, Geld, Geld! Die koſtbaren Seltenheiten wurden, nach dem techniſchen Ausdruck unter den Hammer

gebracht, aber früher in aller Welt's Blätter und Zeitungen ausgeboten. Liebhaber und Handelsleute stellten sich von allen Ecken und Enden ein und die Gegenstände gingen zu hohen Preisen weg. Unter dem von unserem Antiquar Erstandenen befand sich nun auch diese Sphinx und er ist so glücklich, sie seinen Gönnern und Kunden zu einem — in Betracht der Seltenheit — gewiß geringen Preis anzubieten. Was die Zeit, der afrikanische Sand und die französische Revolution der Antiquität geraubt, hat der gewandte Handelsmann von Künstlerhänden so geschickt ergänzen lassen, daß man Altes und Neues nicht zu unterscheiden vermag. Hier verließ ihn jedoch seine Umsicht; denn diese Täuschung erregt das Mißtrauen. Ist es jetzt möglich Sphinxtheile so glücklich nachzuahmen, wer steht uns denn dafür, daß die ganze Sphinx nicht nachgeahmt sei?

Neben der Sphinx erblicken wir den Kaiser Caracalla aus weißem Marmor; neben Caracalla eine Mumie, aus deren Hieroglyphen uns klar wird, daß sie aus den Zeiten des großen Sesostris stammt und einst eine Bäckerfrau war, die in Memphis ungesäuer-

tes Brod verkaufte, eine Art von Schiffszwieback, deſſen ſich die Israeliten bei ihrem Marſche durch die Wüſte bedienten, und das ſie Matze nennen.

Zur Seite der Mumie lehnte ein altes Schwert, das einſt der rieſige Held Hanns Dollinger geſchwungen haben ſoll und neben dieſem ſteht eine vollſtändige Rüſtung des berühmten Zauberers Owen Glendower, an deſſen Armſchiene noch die beiden Nägel fehlen, die Schuld daran waren, daß ihm der Stoß des Gegners an's Leben ging. Was ſollen wir nun noch von dem Bogen Montezuma's berichten, der über Owen Glendower's Rüſtung ſchwebt, was über die authentiſchen Büſten des berühmten Parazelſus, und Peter Heles, des Erfinders der nürnberger Eier, ſpäter Taſchenuhren genannt? Hier ſteht Mand-Schong-Fu, der Regenerator der dramatiſchen Kunſt in China, dort blöcken uns wilde, mexikaniſche Götzenbilder an; hier Terrakotten des Mittelalters: Cellini, Della Robbia, dort pompejaniſche Gefäße, Nachttöpfe alter, ſkandinaviſcher Fürſten, Trinkhörner, Pulverhörner, Jagdhörner, Flinten, Säbel, Streitkolben, Kruzifixe, Altäre, Pagoden, ein Schleier der Bianca Ca-

pello, eine Locke der Agnes Bernauer, ein Zahn der heiligen Apollonia, den ihr der Tyrann ausreiſſen ließ, ein verbrannter Fetzen von dem Leibrocke des heiligen Lorenz, eine Scherbe von dem Topfe, auf den ſich Berthold Schwarz ſetzte, und mit ihm in die Luft flog! Unendlich iſt das Reich des Wiſſens, unendlicher das Reich der Forſchung, am unendlichſten das Reich des Findens für die, welche zu ſuchen verſtehen. Denn es ſteht geſchrieben: Suchet ſo werdet Ihr finden!

Mit wäſſerndem Munde und einer Seeligkeit ſonder Gleichen in den Blicken, ſieht man die Kenner ſolcher Schätze bei den Sammlern umherſteigen, und wenn ſie nicht dem zehnten Theil von dem Glauben ſchenken, was ihnen dort geſagt wird, ſo iſt es doch ein gewiſſes Etwas, was ſie immer wieder hinzieht, und dieſes Etwas iſt: als Kenner gelten zu wollen.

Noch viel mehr aber iſt dies der Fall in den Gemäldegallerien. Die Beſucher derſelben kann man füglich in drei Klaſſen theilen. In ſolche, die Alles auf Treu und Glauben hinnehmen und dann in förmliche Extaſe gerathen; in andere, die Alles in Zweifel

ziehen und Alles beſſer wiſſen, und endlich in die Gleichgiltigen, die jede Sammlung oder Gallerie für einen ſchicklichen Ort halten, um ſich ein Stelldichein zu geben.

Die Leichtgläubigen und Enthuſiaſten ſpringen von der rechten zur linken, und von der linken zur rechten um das ſchönſte Licht zu gewinnen; treten zurück, dann wieder näher hinzu, knien nieder, ſtellen ſich auf die Zehen, kauern ſich davor, kurz — unterlaſſen kein Manöver, um ſich recht deutlich von der Sache zu überzeugen, — daß man ſie zum Beſten hält? — Gott bewahre! ſondern daß ſie auf dem rechten Wege ſind, Kunſtkenner zu werden.

„Wie iſt das Gewand ſo ſchön geworfen!“ —

„Und das Fleiſch — oh! wie ſehr Fleiſch!“ —

„Das Nackte! groß!“

„Und die Hände!“

„Das iſt die Hauptſache, daran erkennt man den Meiſter!“

„Van Dyk!“

„Rubens!“

„Otto Venius!“

„Gleichviel — Niederländer! — Dieſelbe Schule!“

„Der Meiſter des Meiſters — oder der Schüler des Meiſters.“ —

„Oder der Meiſter ſelbſt“ —

„Glauben Sie daß Rubens ſolchen Kaſemir malen konnte? Man glaubt ordentlich daß das Beinkleid lebe!“ —

Dieſer Kunſtkenner war offenbar ein reichgewordener Schneider.

Die zweifelhaften Kunſtkenner halten ſich fern oder nahe den Gemälden, je nachdem ſie Spötter ſind oder Gleichgiltige. Die Spötter treten nahe hinzu, meſſen aus, zählen ab, bekritteln den Pinſelſtrich, die Laſuren; die Gleichgiltigen begnügen ſich, die Naſe zu rümpfen oder den Mund herabzuziehen und nichts zu ſagen. Die eigentlich vornehme, oder vielmehr erhabene Kunſtkennerſchaft beſteht indeſſen nur darin, den Bildern einen oder zwei Blicke hinzuwerfen, und die Gallerien nur dazu zu benutzen, ſeine Bekannten aufzuſuchen, denen man den Ort zum Stelldichein beſtimmte.

„So machten es zu meiner Zeit Sir George V. M.**, Lady Esther P.* und Lord S., die als Leute vom besten Tone überall bekannt waren,“ fügte mein Oheim diesen Bemerkungen in seinem Tagebuche, die er einer fremden Hand diktirt hatte, mit eigener Hand hinzu.

X.

Bäder von damals.

Spaa und Pyrmont waren zu Ende des vorigen Jahrhunderts die glänzendsten Vereinigungspunkte der schönen und großen Welt.

Es war nach dem siebenjährigen Kriege besonders als sich diese Bäder zu so ungeheuerem Glanze zu erheben vermochten. Der reiche Landadel saß in seinen vereinsamten Schlössern karg und dürftig da. Der lange Krieg hatte seine Einkünfte geschmälert; Alles war in Unordnung gekommen, die Wohnungen waren durch Einquartirung oder lange Abwesenheit der Besitzer im Felde, nicht mehr im wohnlichen Stande und hier und dort zeigten sich Blößen

und Unzulänglichkeiten und die Mittel fehlten dazu, ihnen abzuhelfen. Feste konnten gar nicht mehr veranstaltet werden, die dem vornehmen Herrn in seinen vier Pfählen unentbehrlich sind, wenn er sich nicht zu dem Leben einer seiner Amtleute oder Verwalter herabwürdigen will; Jagden, Gelage, nichts war mehr da, um in die Einsamkeit Zerstreuung zu bringen. In die Städte zu ziehen verbot sich aus gleichen Rücksichten, denn um dort mit dem gebührenden Anstande zu erscheinen, fehlten ebenfalls die Mittel. Da ersann die stets gütige und erfinderische Mode, die den Armen an Hüften, die Pochen, den Brustschwachen, die Trompeusen, den an andern Gebrechen Leidenden: den **Cul de Paris**, das **Toupet**, die **mollets** und Anderes herbeischaffte, — für den verarmten weniger, als für gänzlich aus seinem Geleise gebrachten Adel: die Bäder — die Saison — das Rendezvous. Nun kam noch dazu, daß die Aerzte sich nach einem langen Kriege mit einem ganzen Heere neuer Krankheiten bedroht sahen, deren Heilung sie nicht gewachsen waren, und sich daher bemühten, neue Auswege zu finden, und jeden gern und willig ergrif-

fen, der ihrer Verlegenheit wenn auch nur momentane Abhilfe verſprach. »Zeit gewonnen, Alles gewonnen« iſt der probateſte Wahlſpruch der Aerzte; denn wer könnte die Chancen berechnen, die die nächſte Stunde ſchon herbeiführt — und wäre es die ungünſtigſte: der Tod des Patienten, dem Arzte brächte ſie doch die Erleichterung, einer trüben und drückenden Sorge überhoben zu ſeyn, und für die Nachbleibenden iſt dann doch der Troſt ſtets bei der Hand, daß für den Tod kein Kraut gewachſen ſei und daß menſchliche Hilfe hier nicht zu helfen vermochte.

Das Aufkommen der Bäder kam den Aerzten daher erwünſcht und wurde von ihnen auf das Lebhafteſte empfohlen. War Jemand übler Laune, ſchnell wurde er in's Bad geſchickt; quälte er ſich und die Seinen, den Arzt und alle Welt — in's Bad mit ihm! Waren wirkliche Uebel vorhanden, die kein Kraut heilen konnte — in's Bad! Für kokette Frauen, für unverheirathete Töchter, für alte Wunden, für Gicht, Magenweh u. ſ. w. für die verſchiedenſten Dinge wurden Bäder verordnet. Ein Beamter, der ſeit lange vergebens um Beförderung bat, ging in's Bad, weil

er hoffte, seinem Obern, oder seinem Landesherrn selbst, Morgens auf einsamem Spaziergange zu begegnen, und ihm hier sein Anliegen zu eigenen Ohren mündlich vorzutragen, fest überzeugt, daß er ihn bei der besten Laune antreffen würde.

Alle diese Vorzüge brachten die Badereisen in schnelle Aufnahme. Ein Monarch, wie der König von Preußen, der damals als das zu betrachten war, was man heutzutage mit dem Ehrentitel — Lion — Löwe — bezeichnet und ein ganzes Heer von Lions in seinem Gefolge, konnte schon für die wichtigste Staffage eines Bades gelten. Er wählte Pyrmont und mit ihm kamen Voltaire, D'Alembert, Maupertuis, der Marquis d'Argent, viele von seinen Generalen, deren Siege in der Zeitgeschichte glänzten.

Zu den Reizen des Badelebens gehörte das Spiel obenan, im Gefolge des Spiels traten aber die liebenswürdigsten Roués, Abenteuerer aller Art auf, Männer die der damaligen Gesellschaft in den Bädern eine gleißende Folie zu geben wußten, wenn sie gleich auf gutem bürgerlichem Wege, ihren Thaten nach, vielleicht schon längst dem Galgen verfallen waren. Die mitt-

lern und untern Klaſſen der Geſellſchaft ſtanden dieſem Treiben jedoch nur fern; es war eine Art von Logen, von deren Geheimniſſen ſie nur Ahnung hatten; nur was ſie davon äuſſerlich erſpähten, prägte ſich ihnen ein, ſtand aber mit dem damaligen, allgemeinen geſellſchaftlichen Zuſtand der Bürgerklaſſe in Deutſchland in ſo grellem Widerſpruche, und war daher ſo wenig für den Sinn der Plebejer zu faſſen, daß lange Ketten mährchenhafter Vorſtellungen dadurch erwuchſen, die in den abenteuerlichſten Schildereien von Dichtern, die zum größten Theil ſich keiner großen Kraft zu erfreuen hatten, zu Papier gebracht, die Lesewelt lange Zeit erfreuten und unterhielten, und die Köpfe wackerer Söhne aus manchem guten Hauſe und hübſcher Bürgermädchen, mit dem im Uebermaße erfüllten, was man romantiſchen Kram benannte, der mithin ſchon lange vor der romantiſchen Schule in Mode kam und ihr Vorläufer wurde.

Es war mit den damaligen Bädern und dem Leben darin nicht halb ſo ſchlecht, als dieſe Schilderungen es glauben machen wollten, vielmehr lag Alles nur in der geringen Kenntniß, welche Diejenigen von

der Sache hatten, die darüber schreiben wollten. Es geht ja in diesem Augenblicke mit vielen andern Dingen nicht besser. Und dies wäre ein Kapitel, das weitläufig behandelt zu werden verdiente, wenn es uns nicht zu fern vom Wege ablenkte. Nur so viel erlaube ich mir zur bemerken: Daß vor allen Dingen die Schriftsteller darnach streben sollen, das Leben nach allen Richtungen hin selbst kennen zu lernen; daß sie nie nach Hörensagen Schilderungen entwerfen möchten; und daß sie sich nur in den Kreisen bewegten, die ihnen ihrer Geburt und der Stellung nach, die sie in der Gesellschaft einzunehmen berufen sind, leicht zugänglich sind. Nur hier werden sie sich den freien Blick bewahren, sich bequem fühlen und nie einseitig werden. —

Neben der schwerfälligen Pracht, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts sich überall in den höheren Kreisen breit machte, die sich auf Polster von Eiderdunen wiegte, und zwischen steifen, geschorenen Taxushecken lustzuwandeln beliebte, konnte die enthusiastische Verehrung der schönen Natur, als solche, nicht aufkommen. Puder, Schminkpflästerchen, geschniegelte

Verſe, hohe Perücken und der ganze unnatürliche Plunderkram, den man um ſeinen Körper legte, verhinderte das Erklimmen von Bergen, das Ruhen an Waſſerfällen. Ueberdies würde eine Gegend, und wäre ſie noch ſo ſchön, unmöglich dem damaligen Geſchmacke in ihrer wilden Unregelmäßigkeit Befriedigung gewährt haben. Man wollte Alles geſchoren, verſchnitten, verziert, verzerrt, verkünſtelt. Es war wie mit den römiſchen Brühen des Apicius, in denen man den Grundſtoff nicht mehr herausſchmecken konnte vor lauter Verkünſtelung. Dennoch predigten die Aerzte auch damals ſchon Bewegung; allein man begnügte ſich in den Alleen zu luſtwandeln, was wegen der Poſchen und Reifröcke der Damen und wegen der Haarbeutel und Queerdegen der Herren, nur ſtets ſehr langſam und gravitätiſch von Statten gehen konnte.

Für einen Mann wie meinen Onkel war dies ſo viel wie nichts. Kam er vom Eſſen, ſo machte er ſich flugs auf den Weg. Er wählte einſame Pfade, Berge, Wälder; ein ſtilles Wirthshaus, im Schatten gelegen, oder am murmelnden Bach, lud ihn zur Ruhe ein. Er ſetzte ſich nieder, zog irgend einen unſerer

herrlichen Dichter aus der Taſche und las — dann ließ er ſich von den wackern Leuten, die ihm den ruhigen Sitz unfern ihres Hauſes gegönnt hatten, den Weg zu irgend einem Waſſerfall, zu einer Ruine oder zu einer ſchönen Fernſicht zeigen, und ſpendete ihnen willigen, klingenden Dank, und eilte fort von ihrem lauten Segen begleitet.

XI.

Liebe zur ſchönen Natur.

Wenn man in Italien erzählt, daß dieſer oder jener Fremde das Fieber bekommen, ſo geſchieht es ſelten ohne den Zuſatz: Die Engländer ſind verrückt, ſie gehen ſpazieren. Der Italiener, deſſen größter irdiſcher Genuß im dolce far niente beſteht, kann es nehmlich gar nicht begreifen, daß eine ſolche Anſtrengung, wie das Erſteigen von Bergen, oder ein ſtundenlang ausgedehntes Gehen durch Felder und Wieſen, eine Erholung, ein Genuß ſeyn könne. Gleich wie die Chineſen, die auf einem glänzenden Balle in

London, lange Zeit dem Tanze zusahen, und endlich in die Worte ausbrachen: „Wer bezahlt diese Leute?“

Bei dem Engländer herrschte stets ein großer Naturſinn vor, eine Luſt am Landleben, an Gartenbau, am Fischfang, zur Jagd. Die Engländer entzückt der Anblick einer schönen Gegend im höchsten Grade; sie verläßt in einem solchen Augenblicke ihre angeborene Schweigsamkeit und sie ergießen sich in Ausrufe, Vergleichungen, Bemerkungen, die oft schon andern beschaulichen Naturen lästig fielen, und Gelegenheit zu Beschwerden und Verspottungen abgaben. Und wahrlich den Engländern kann man doch nicht leicht Geschwätzigkeit vorwerfen!

Aber diese Sucht nach schönen Aussichten und deren Befriedigung verleitet sie manchmal zu gar spaßhaften Dingen. So weiß man von einem meiner Landsleute zu erzählen, der an jedem schönen Punkte der ihm gefiel, sich die Erlaubniß von dem Eigenthümer erkaufte, ein Stückchen Mauer mit einem Fenster dort aufführen zu dürfen. So konnte er sich doch Abends vergnügt in seinem Eigenthum zum Fenster hinaus legen, und in dem Anblick der Gegend schwelgen.

Mag dieſe Luſt an der Natur und dem Natürlichen daraus entſtehen, daß das ganze Leben in unſerer Heimath ein künſtliches, von der Natur gänzlich entferntes iſt? Ich will es nicht geradezu hier entſcheiden, aber erlaubt möge es mir ſeyn, hierin allerdings einigen Grund dafür zu entdecken.

Wer ſah nicht ſchon oft Spaziergänger im Schweiße ihres Angeſichts,

„den Boden mit ihrem Fette ſpickend,“

wie Falſtaff ſagt — hohe Berge erklimmen, um oben in einer erbärmlichen, räucherigen Hütte etwas Milch und ſchlechtes Brod zu genießen? Man erklettert hohe Gipfel um die Ebene zu haben, die man unten doch viel näher und ſchöner hat — und iſt es denn in der That nicht beſſer, mitten in dem Paradieſe zu ſtehen, als es von der Höhe vor ſich ausgebreitet zu erblicken, wie das Land der Verheißung, das dem Moſes auch nur vom Gipfel gezeigt wurde, das er aber nie zu betreten das Glück haben ſollte? — —

Dieſe und andere oberflächliche Betrachtungen enthielten die wenigen Aufzeichnungen, die ſich in den hinterlaſſenen Papieren meines Oheims vorfanden. Sie waren nicht geeignet mich bedeutend anzuſpornen oder von meinem Vorhaben abzuhalten. Will man dem täglichen Einerlei, der ſüßen Gewohnheit nicht entſagen, ſo bleibe man zu Hauſe; die Fremde hat ihre Genüſſe, das iſt nicht zu läugnen, aber ſie müſ-

ſen oft mit Entbehrungen erkauft werden. Wem zu wohl iſt, der geht auf's Eis, das iſt ein altes Sprichwort; auf dem Eiſe kommt man wohl mit Vogelſchnelligkeit weiter, allein man kann auch fallen, einbrechen, die Beine und ſogar den Hals brechen. Wie dem nun aber auch ſeyn mochte, ich hatte es bei mir beſchloſſen, ich wollte die Welt kennen lernen.

XII.

Sitte — Unsitte.

Ich war nicht seekrank; das Wetter war trefflich und das Dampfboot brachte mich wohlbehalten durch die Wogen der Nordsee, in die Gewässer jenes herrlichen Stromes, der schon so oft das Ziel der Reisenden aller Nationen war, und der Stolz Deutschlands genannt zu werden verdient.

So wie ich dieses Land betrat, glaubte ich eine neue Welt vor mir zu haben. Alles war noch wie zur Zeit meines Oheims von jener übertriebenen Höflichkeit erfüllt, so wie man den Fremden, namentlich den Engländer witterte; Aller Augen waren auf uns

gerichtet, alle Geſichter zogen ſich in die freundlichſten Falten, wenn ſie unſere Befehle entgegennahmen, Alles beeiferte ſich, auf das Schnellſte ſie auszuführen. Man ſcheint nur für uns dazuſeyn, und nimmt das Weſen eines Leibeigenen an, der ſich ſeinem, über Leben und Tod unbeſchränkt gebietenden Herrn gegenüber befindet. Neben uns hat man nur noch etwas Gefühl und Aufmerkſamkeit für die Ruſſen, bedeutend weniger ſchon für die Franzoſen, Spanier und Italiener werden wohl noch beachtet, am ſchlechteſten jedoch kommen die reiſenden Deutſchen bei ihren Landsleuten weg. Und doch habe ich bemerkt, daß ſie am meiſten Lebensmittel konſumirten, und zwar auſſer der Mahlzeit, wo ſie ſie weit theuerer bezahlen mußten, als an der Wirthstafel.

So fand ich denn Vieles von dem was mein Oheim verzeichnet hatte, nach einer ſo langen Zeit, noch vollkommen beſtätigt. Vor Allem war es jedoch die Wohlfeilheit, die mich in Erſtaunen ſetzte. Welch ein glückliches Land! rief ich aus, hier kann man mit dem Einkommen wie ein König ſchwelgen, das daheim kaum hinreichte, den Hunger zu ſtillen!

Die Engländer machen ſich dieſe Umſtände trefflich zu Nutze, doch mehr als einmal mußte ich darüber im Stillen mich ärgern. Zuerſt ſpielen die meiſten von ihnen eine Rolle, die ihnen nicht zukommt. Es ſind jüngere Söhne, die ſich die Titel ihrer ältern Brüder anmaßen und nicht allein die denſelben zukommenden Ehrenbezeugungen hinnehmen, ſondern ſie geradezu fordern. Sie ſind ſo excluſiv wie möglich und gerathen deßhalb oft in die lächerlichſte Verlegenheit, die ſie auf komiſche Weiſe zu heben bemüht ſeyn müſſen. Sorgfältig vermeiden ſie alle Berührung mit ihren Landsleuten, wo ſie denſelben begegnen. Theils iſt dies in der Beſorgniß zu ſuchen, daß man ihre Anmaßung entdecken könne und ſie dann auf das ihnen gebührende Niveau zurückführen würde; oder auch iſt es die Furcht, auf noch größere Anmaßungen zu ſtoßen und ſich dann ſogar von dem gebührenden Etwas noch einiges vergeben zu müſſen. Sie ſprechen daher nur ſelten unter ſich und vermeiden es mit einander bekannt zu werden. Man hat geſehen, daß ein Geſpräch zwiſchen Eheleuten plötzlich unterbrochen und ſchriftlich weiter geführt wurde, ſobald ſich ein Lands-

mann in die Nähe ſetzte. Deßhalb auch haben ſie an größern Vereinigungspunkten als Geſetz proklamirt, daß jeder neue Ankömmling ſo lange warten müſſe, bis die bereits vorhandene Geſellſchaft ihn beſucht habe, um dann erſt ſeine Beſuche abſtatten zu können, nicht wie es bei andern Nationen der Fall iſt, daß der zuletzt Angekommene den früher Anweſenden den Antrittsbeſuch zu machen für ſchuldig erachtet wird.

Der ſich im Innern wirklich einiger Vornehmheit bewußt iſt, hat im eigentlichen Sinne keine Augen für das, was neben ihm gleichſam auf dieſem Planeten kreucht und ſich im Staube bewegt. Dieſes lebloſe Anſtieren ſolcher in den Augen des ſtolzen Briten ſo geringfügigen Sterblichen, dieſes Hinüber- und Hinwegſehen, dieſes complete Liegenlaſſen, dieſes Nichtbeantworten einer zufälligen Frage, dieſes eigene Fragen, wenn die Nothwendigkeit dazu unumgänglich vorhanden iſt, und dieſes gleichgiltige Empfangen einer gewöhnlich zu höflichen Antwort, iſt unnachahmlich, iſt göttlich grob, um den Ausſpruch eines großen deutſchen Dichters zu gebrauchen.

Mit dieſem Benehmen gänzlich übereinſtimmend

iſt die Art und Weiſe ſich in größerer Geſellſchaft zu bewegen. Unhöflich gegen Damen, wenn ſie nicht zur nähern Bekanntſchaft gehören, iſt Niemand als ein Engländer; ein Franzoſe könnte deßhalb jeden Augenblick Händel bekommen und ein Italiener, die Muſter von Galanterie der neuern Zeit, darüber in gelinde Verzweiflung gerathen.

Kein Engländer wird einer von ihm nicht gekannten Dame ausweichen, ihr Platz machen oder ſich nach ihr umdrehen, wenn ſie vorbeigeht. Die fremde Dame muß in den Schmutz, während er das Trottoir behauptet, er geht vor ihr zur Thüre hinein, er weicht keinen Schritt und ſollte ſie gleich gar nicht vorbeikommen können. An den Wirthstafeln erkennt man die Engländer ſogleich daran, daß ſie zu allen Speiſen Kartoffeln eſſen, und wenn dieſe nicht da ſind, ſolche mit lauter Stimme fordern; daß ſie die Sauce, Senf, zerquetſchtes Gemüſe, mit dem Meſſer, wie der Maler mit dem Spachtel ſeine Farben, zuſammenkneten und es an den Biſſen gleichſam kleben, den ſie mit der linken Hand zum Munde führen; daß ſie gewöhnlich ſtärkern Wein als den Tiſchwein begeh-

ren, und dieſen dann ohne Waſſer trinken und daß ſelbſt Damen manchmal den Herren es nachthun, wenn dieſe um das Geld für Sherry (Xeres) oder Madeira zu ſparen, eine Miſchung von Rum und Waſſer trinken. Auch daran erkennt man meine Landsleute leicht, daß ſie bei den Tracht- oder Gangweiſe aufgetragenen Gerichten, das Entfernteſte herbeiziehen, was ihnen gut dünkt, und was noch lange nicht an die Reihe kommen ſollte; daß ſie mit ihrem Beſtecke in die Schüſſel fahren und die künſtlichſten Gebäude der Kochkunſt vor der Zeit verwüſten und ihren Genuß den andern Miteſſenden entziehen. Aber ſtrenge werden ſie darauf ſehen, daß eine kleine Schaufel im Salze ſtecke, und wenn dieſe fehlt, zu den weitläufigſten Auskunftmitteln greifen, wenn ſie ihr Salz auf den Teller thun wollen.

Ich ſah bald ein, daß ich allein wie ich war, unter dieſen hochmögenden Herren eine ſchlechte Figur ſpielen würde und ich beſchloß daher einen Bedienten zu dingen. Nach reiflichem Erwägen beſchloß ich einen Franzoſen zu wählen, weil mir in ihrer Natur das Lakaienhafte beſonders vorherrſchend erſchien, und ſie

gewiß vermöge ihrer Gewandtheit und äuſſerlichen Beweglichkeit, ihrer leichten Sprache und ſonſtigen Eigenſchaften, da die meiſten auch geſchickt im Barbieren und Friſiren ſind, wie keine andere Nation zu Bedienten taugen. Ich hatte bereits auf dem Rheindampfſchiffe mein Auge auf einen jungen Burſchen geworfen, der mir für mein Bedürfniß ganz geeignet ſchien.

Es war ein großgewachſener, ſchlanker Menſch, von ſchönem Haarwuchſe, der ſich zierlich zu kleiden verſtand und neben ſeiner Sprache auch die meines Landes gut ſprechen konnte. Ich fragte ihn, ob er in meine Dienſte treten wolle, und er geſtand mir, daß es lange ſein Wunſch geweſen ſei, dem Hauſe eines vornehmen Engländers anzugehören. Ich widerſprach ihm und ſagte, daß ich nichts weniger als vornehm ſei und daß dazu in meinem Lande ſehr viel gehöre, er aber belehrte mich eines Beſſern und erklärte: daß ich ſchon als Engländer, in Deutſchland zur höchſten Ariſtokratie zähle, hoffähig ſei und daß die vornehmſten Familien ſich eine Ehre daraus machen würden, ſich meines Umgangs zu erfreuen; daß ich im Uebrigen nur ihn ſorgen laſſen ſollte, er würde gewiß im

Stande seyn, meinen Rang vor allen denen aufrecht zu erhalten, die etwa einen Zweifel darein zu setzen sich berufen fühlen sollten. Hierauf kamen wir um einen Lohn überein, der mir sehr mäßig erschien, weil ich noch nicht in Erwägung zu ziehen im Stande war, wie viel die **Fonds secrets**, absorbiren würden, die Monsieur Armand gebrauchte, um einen Rang — wie er sich anheischig gemacht — vor aller Welt aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen.

Der Bursche hatte viel Einschmeichelndes und ich gewöhnte mich bald an ihn, so daß ich ihm mein ganzes Vertrauen bereits geschenkt hatte, als wir an einem schönen Morgen, nach einer frostigen Nacht, in Baden von der Imperiale des Eilwagens stiegen.

XIII.

Mein Freund Armand.

Baden machte den günſtigſten Eindruck auf mich. Die freundliche Umgebung lockte mich zu Spaziergängen und die Freuden des Converſationshauſes zogen nicht unbemerkt an mir vorüber. Anfänglich fand ich mich nur zu ſehr allein; die Zurückhaltung, die ich ſelbſt meinen Landsleuten vorzuwerfen geneigt

bin, beherrſchte mich in hohem Grade; es war mir nicht möglich, Bekanntſchaften zu knüpfen. Bald ſollte ſich jedoch dieſe Lage ändern. Auf der Promenade gewahrte ich Monſieur Armand, ſo ſchmuck angethan, daß es mich frappirte. Er grüßte mich mit ſolchem Anſtande und einiger Zurückhaltung, als ob wir uns entfernt, von einmal Sehen kannten. Ich wußte, mein Seel, nichts Beſſeres zu thun, als ihm eben ſo zu danken.

Nach einigen Tagen fand ich ihn in der Reunion; er tanzte mit einer jungen Dame von hübſchem Aeuſſern. Ich wollte ihm ein ernſtes Geſicht machen, er aber flüſterte mir geheimnißvoll zu, daß er mir daheim Alles aufklären wolle. Ich beruhigte mich dabei und ſah, daß er ganz nett tanzte, dann ſpielte ich noch ein wenig und als ich nach Hauſe kam, war Armand bereits da, und hatte Alles ſo hergerichtet, wie ich's beim Entkleiden und zu Bett gehen zu haben gewöhnt war und da nichts fehlte, ſo konnte ich ihm auch keinen Verweis geben und begnügte mich damit ihn mit einigem gemachten Ernſte nach den verſprochenen Aufſchlüſſen zu fragen.

Er gestand mir daß er eigentlich der Vicomte de** sei, und daß ich als geübter Menschenkenner ja wohl gleich würde gesehen haben, daß eine Bildung wie die Seinige keinem bloßen Lakay oder Jockey für's Leben mitgegeben seyn könne. Unglückliche Umstände, die er mir später einmal mittheilen würde, hätten ihn um sein Vermögen gebracht, und in dem Augenblicke, wo er mit der höchsten Verzweiflung kämpfte, sei ich ihm wie ein Rettungsengel erschienen. Er habe mich sogleich als einen edeln Mann erkannt, und was ihm bei jedem Andern als unmöglich erschienen sei, das hätte sich bei meinem Anblicke ihm als leicht dargestellt; er habe sich entschließen können, mir zu dienen. Mein Edelmuth und meine sanfte Behandlung hätten ihn mit hoher Ehrfurcht erfüllt, und seinen Muth so bedeutend gehoben, daß wieder eine neue, schöne Lebenshoffnung und Lebenslust in sein verödetes, ausgebranntes Herz den siegreichen Einzug gehalten habe. Dies sei nun der Grund geworden, daß ich ihn an den Freuden der Gesellschaft Theil nehmen sah; daß er die Promenaden, die Reunionen besuche, ja daß er sogar — jedoch: avec une grande reserve —

an der Bank ſein Glück verſuche. Dies habe ihm aber nicht gelächelt, vielmehr habe es ihm bei den Damen geblüht; denn: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! u. ſ. w.

Dieſe Geſtändniſſe überraſchten mich nicht wenig. Das erſte was mir einfiel, war, daß ich keinen Bedienten mehr hatte, denn den Herrn Vicomte de** konnte ich doch unmöglich ferner dafür anſehen. Als ich ihm dieſe Aeuſſerung machte, fand er das auch ſehr natürlich, allein er verſprach dafür zu ſorgen, daß es mir an einem guten, treuen Burſchen nicht fehlen ſollte, da er einen ſolchen von lange her kenne, der einſt bei einem ſeiner intimſten Freunde, dem Baronet S. gedient habe, und der deshalb ſchon mit den Sitten, Bedürfniſſen, Gewohnheiten und der dadurch nothwendigen Behandlungsweiſe eines Engländers hinlänglich vertraut ſei. Ich war damit zufrieden, und da ich mich an den Umgang des Menſchen gewöhnt hatte, bat ich ihn, mir während meines Aufenthaltes in Baden Geſellſchaft zu leiſten, und — weil er mich ja zum Vertrauten ſeiner finanziellen Lage gemacht hatte — es mir zu geſtatten, für ſeine Bedürfniſſe

einſtweilen zu ſorgen, bis daß ſich jene gebeſſert haben würden.

Er acceptirte und wir waren bald überall als die beiden Unzertrennlichen bekannt.

XIV.

Der Abenteuerer.

Dieſes angenehme Verhältniß ſollte jedoch nicht von langer Dauer ſeyn.

Einſt ging ich bei einer Schenke vorbei, als ich einen lauten Lärm darin vernahm und beſonders die Stimme meines von Armand empfohlenen Bedienten dazwiſchen zu unterſcheiden glaubte. Ich trat näher hinzu, um durch die geöffnete Thür zu gucken, und gewahrte wirklich meinen neuen Bedienten, der ſo gut ſich die engliſchen Sitten zuzueignen gewußt hatte,

daß er nach den Regeln der Kunſt, einem armen Teufel von Kellner in kurzer Jacke, handfeſt bearbeitete.

Ich verſuchte Anfangs ihn durch Rufen zur Beſinnung zu bringen, allein vergebens. Der Burſche war ſo ganz Zorn und Eifer, daß er die Stimme ſeines Herrn nicht erkannte, bis ich beſchwichtigend, mit aufgehobenem Stocke dazwiſchentrat und ihn beim Kragen von ſeinem unglücklichen Schlachtopfer wegzerrte und feſthielt.

Ich fragte nach der Urſache des Zankes, und nachdem ich eine Weile gewartet hatte, war Pierſon, — ſo hieß

mein Bedienter — im Stande, mir folgende Auskunft zu geben.

Mein Freund, der Vicomte, ſo erzählte nehmlich Pierſon, der ihn auch wie ſeinen Herrn und Gebieter zu betrachten vorgab, hatte eine artige Bekanntſchaft, die ſich vor Allem nach einem kleinen, engliſchen Wachtelhündchen mit langen Ohren ſehnte, wie es eine andere Dame hatte. Der Vicomte gab Pierſon den Befehl, ein ſolches Thier herbeizuſchaffen, es koſte was es wolle. Dieſer ließ ſich's geſagt ſeyn. Ich wußte um die Geſchichte; denn mein Freund war ſo aufrichtig mir Alles zu offenbaren, und ich machte mir ein Vergnügen daraus, ihm die zwanzig Napoleon zu leihen, die er für das Hündchen zahlen ſollte. Er ſchätzte ſich glücklich, wie er mir ſagte, den Handel ſo vortheilhaft abgeſchloſſen zu haben, da ein anderer Franzoſe ebenfalls darauf beſtand es zu haben und dem Eigenthümer, eben jenem Kellner, den mein Bedienter durchprügelte, jeden Preis dafür zahlen wollte.

Ich habe das Thierchen nie geſehen, allein es ſoll ſo zierlich und klein geweſen ſeyn, daß man ſeines

Gleichen nicht in der Welt mehr antreffen konnte; die Ohren ſchleppten ihm auf dem Boden nach, das Näschen reckte er wie eine Trompete in die Höhe — kurz, es war allerliebſt. Mein Freund übernahm das Hündchen von Pierſon, um es ſeiner Dame zu bringen. Was aber trug ſich nun weiter zu? Kein Menſch würde darauf kommen!

Die Dame freute ſich im erſten Augenblick wohl über das kleine Thier; doch bald äuſſerte es ſo ſeltſame Eigenſchaften, daß ſie es nicht um ſich dulden mochte. Es war von einer Wildheit, die ſich nicht beſchreiben läßt, und nachdem ſie es ein wenig geliebkost hatte, biß es ſie leicht in den Finger und entwiſchte wie toll unter das Bett. Man war dahinter, um es einzufangen, aber das kleine Thier rannte wie beſeſſen an den Wänden hin. „Das iſt kein Hund! unmöglich!“ ſchrie Alles. Endlich kommt ein handfeſter Burſche aus dem Hauſe dazu, der legt ſich auf den Bauch, ſtreckt den Arm aus, und nachdem die Andern das Thier in den Winkel gejagt haben, erhaſcht er es glücklich beim Schweif — aber o Wunder! der Hund fährt aus der Haut, im eigentlichen

Sinne des Wortes und während der Burſche dieſe in der Hand behält, ſpringt das Thier, das blos darin eingenäht geweſen war, zur Thüre hinaus — als Ratte.

Allgemeines Erſtaunen löste den Schrecken ab, und klar wurde es Allen, daß hier ein Betrug geherrſcht habe, und daß der Spitzbube von Verkäufer, die in eine Hundehaut genähte Ratte für ein Wachtelhündchen ausgegeben. Dies war nun der Grund, daß Pierſon an dem Kellner ſo thätliche Rache nahm, weil er ihn für den Betrüger hielt.

Der arme Menſch dauerte mich, denn er konnte kaum mehr ſprechen, als ich ihn aus den Klauen ſeines nervigen Angreifers befreite, doch ſo viel deutete er in abgeriſſenen Worten und Zeichen an, daß er unſchuldig ſei, und ſich den Fall nicht erklären konnte; der von ihm verkaufte Hund ſei wirklich ein Hund geweſen.

Die Geſchichte kam herum und gab Stoff zum Gelächter, in mir aber erzeugte ſie ganz ſonderbare Gedanken, ich konnte mich nicht überreden, daß der arme Kellner ſeine Schläge mit Recht bekommen ha-

den ſollte. Obgleich ich noch kein eigentliches Mißtrauen in meinen Freund und Begleiter ſetzte, ſo wurde ich doch, auf unbegreifliche Weiſe, zu größerer Aufmerkſamkeit auf ſein Thun und Treiben hingelenkt.

Eines Abends nun, als ich mich mit ihm in eine Reſtauration begeben hatte, bemerkte ich, daß ein Polizeiſoldat ſich ſtets an der Thüre hielt und einen ſcheuen Blick von Zeit zu Zeit in den Saal ſandte, gleich als wollte er ſich überzeugen, ob wir noch da ſeien. Die Mahlzeit war geendet und ich eben daran, dem Kellner die Rechnung zu bezahlen, als mein Freund aufſtand um der **Dame du bureau** wahrſcheinlich einige halbverſtohlene Artigkeiten zuzuflüſtern. Kaum aber ſah dies mein Polizeiſoldat, als er mit zwei bis drei langgezogenen Schritten, wie ein ächter „Halt ihn feſt“ zum Tiſche trat, an dem die Dame eben einen Salat zuſammenrührte und ſich ſo anmuthig theilnehmend anſtellte als ob er ſagen wollte:

„Ich ſei — gewährt mir die Bitte
In Euerm Bunde der Dritte —“

Bald wandte er jedoch die Blicke nicht mehr von meinem Vicomte, und mit dem Ausrufe: „Ich irre

mich nicht,“ hatte er ſich ihm auf vertrauensvolle Weiſe genähert und bat ihn: „ihm zu folgen.“ Die gereizte Antwort, die jener mit ſehr lauter Stimme, auf dieſe Einladung gab, lenkte meine Aufmerkſamkeit

hinüber, und da ich das stets zudringlicher werdende Wesen des Polizeisoldaten sah, trat ich dazwischen.

Dieser war so verständig, mich zu bitten, ruhig zu bleiben und nicht unnöthig die Gäste, die noch von dem Vorfall nichts gemerkt hatten, herbeizulocken. Wenn ich so großen Antheil an dem Menschen nähme, so möchte ich mich stillschweigend auf das Polizeizimmer bemühen, dort würde ich über Alles Aufschluß erhalten.

Ich sah meinen Freund an, der außer einiger Blässe, die ihn schnell überflogen hatte, sonst keine Spur von Veränderung in seinem Aeußern verrieth.

„Ein Mißverständniß" — sagte er — „gewiß ein Mißverständniß. Bleiben Sie nur immerhin hier, ich werde bald wieder bei Ihnen seyn!"

Allein meine Besorgniß um ihn ließ mich darauf nicht achten und ich begleitete ihn.

Da hörte ich dann folgende saubere Geschichte:

Der Herr Vicomte hatte im vorigen Jahre, mit noch einem seiner Spießgesellen, einen Wirth auf eine lustige Weise um eine ziemliche Summe geprellt. Sie

waren Beide übereingekommen, eine reichlich genoſſene Mahlzeit mit Champagner und andern feinen Weinen gegeneinander zu verwetten, wie ſie ſagten. »So wie wir hier im Garten ſitzen, iſt die Sache leicht im Klaren!« ſprach der Eine. »Wir ſtellen uns dort an jenen Wald auf, der Herr Wirth ſteht hier vor ſeiner Thüre. Auf ein gegebenes Zeichen von ſeiner Seite, laufen wir zu gleicher Zeit auf ihn zu, und wer der Erſte bei ihm iſt, hat gewonnen, der Andere muß bezahlen.«

Der Wirth war der Erſte, der über den Vorſchlag lachte, und er forderte ſeine jovialen Gäſte auf, ſogleich zu laufen, und beklagte ſie nur ſpöttiſch, daß es ihnen mit dem vollen Magen ſchwer werden dürfte. Die beiden luſtigen Geſellen tranken erſt noch in Ruhe ihren Caffee und erhoben ſich dann, um ſich an den Waldſaum aufzuſtellen, der ein Paar Büchſenſchuß weit vom Wirthshauſe entfernt war.

Kaum ſtanden ſie auf ihren Poſten, ſo klatſchte der Wirth nach der Verabredung in die Hand, aber nun — gleich, als wenn ſie ſich auch dazu verabredet

hätten, machten Beide rechtsum und wie der Sturm in den Wald, wo ſie im Augenblick den Blicken des Nachſchauenden entſchwunden waren, der ſich von ſeinem Erſtaunen nicht erholen konnte. Bis daß er ſich aber daraus erholt hatte und ſeine Leute herbeirief, hatten die andern einen ſolchen Vorſprung, daß an ihr Wiederfinden nicht zu denken war. Jetzt wollte er in dem Vicomte, den er zufällig zu Geſicht bekommen hatte, einen von jenen Spitzbuben bemerkt haben.

All mein Proteſtiren half nichts und am Ende wäre ich ſelbſt noch in Unterſuchung gerathen; denn mit deutſcher Polizei iſt nicht zu ſpaßen, ſo artig ſie mit dem Unſchuldigen umgeht, ſo ſehr verwandelt ſie ſich in's Gegentheil ſobald der leiſeſte Verdacht nur obwaltet und Grund zum Verdacht will ſie überall finden können. Der Vicomte ergab ſich darein und da von allen Seiten Klagen gegen ihn erhoben wurden und es ausgemacht ſchien, daß er ein und dieſelbe Perſon ſei, der ſeit manchem Jahre es ſich zum Geſchäft gemacht hatte, Neulinge, Frauen, Wirthe zu prellen und zu hintergehen, ſo wandte er ſich endlich

mit der Bitte an mich, daß ich mich ſeiner nicht weiter annehmen, ſondern ihn nur ſeinem Schickſale überlaſſen ſolle.

Abends auf der Promenade erregte dieſe Verhaftung und Alles was ſich daran knüpfte, das größte Aufſehen. Man beſtürmte mich mit Fragen; man behauptete, mein Vicomte, der eigentlich nur eine Art luſtigen Gauners, ein Bruder Liederlich war, wie ſie in den Bädern häufig angetroffen werden ſollen — ſei der Räuber Schobri, in eigener Perſon, von dem damals ſo viel gefabelt wurde; die Damenwelt intereſſirte ſich nicht wenig für den gar nicht übeln Verbrecher und einer meiner Landsleute ſchwur hoch und theuer, er hätte gewünſcht, an meiner Stelle in ſo naher Berührung mit dem Spitzbuben geſtanden zu haben, er würde mir dieſes Glück — falls es ſich erkaufen ließe — mit jeder geforderten Summe bezahlen.

Dieß war derſelbe Reiſende, der vor einiger Zeit Italien durchſtreifte und die gute Polizei — die doch wahrhaftig noch lange keine gute zu nennen iſt —

verfluchte, weil ſie alle Räubernester zerſtört hatte. Er ſehnte ſich Banditen zu begegnen; zeigte in allen Herbergen Gold die Menge, zog allein ſeines Weges, ſchloß ſich abenteuerlichem Geſindel an, — und o Civiliſation! wurde nicht ein einzigmal angefallen und ausgeplündert. —

Ein Glück, das Andern ungeſucht widerfährt. —

XV.

Diner.

Ich erhielt in den letzten Tagen die Einladung, an der Tafel eines vornehmen Herrn zu ſpeiſen, und zugleich die Aufforderung, an einem patriotiſchen Diner Theil zu nehmen, welches zur Feier eines hohen Geburtsfeſtes abgehalten wurde. Da es mir Zweck iſt, Menſchen und ihre Sitten kennen zu lernen, und ich mir auch vorgeſetzt hatte, — jetzt, da ich einmal im Zuge war, — ein gut Stück Welt zu durchſtreichen, ſo fand ich die Gelegenheit willkommen, und ſagte beiden Theilen zu.

Das Eſſen, im gewöhnlichen Sinne, hat bei Alltagsmenſchen nicht viel mehr zu bedeuten, als bei allen andern Thieren eben auch. Der ätzende Magenſaft frißt an den leeren Magenwänden herum und dadurch entſteht jener nagende Reiz, den wir Hunger nennen, und der dringend geſtillt zu werden mahnt. Nicht ſo aber iſt es bei höherbegabten Naturen. Hier iſt die Befriedigung des rohen Naturtriebes mit einer Menge von Reizungen verknüpft, welche auf die feinſten Sinne wirken, und dadurch eine Seelenſtimmung hervorrufen, die das ganze Weſen des Menſchen erhöht und ihn fähig macht: große Entſchlüſſe zu faſſen, ſchwere Entſcheidungen zu fällen, begeiſterte Thaten zu üben. Deshalb werden nicht nur wichtige Familienfeſte durch Eſſen und Trinken gefeiert, ſondern ſelbſt Weltereigniſſe erhalten durch ſplendide Mahlzeiten ihre eigentliche Befeſtigung, und eine innere Weihe, und bekannt iſt es, daß die Lenker der Weltenſchickſale, Diplomaten und ſonſtige hohe Staatsbeamte ohne den Kitt aus feinen Speiſen und koſtbaren Weinen, kein dauerndes, erſprießliches, ſegenreiches Bündniß zu bilden vermögen.

Die Schlüſſe, die ſich aus der Beobachtung der Mahlzeiten verſchiedenartiger Nationen, ſo wie gewiſſer Stände ziehen laſſen, ſind daher wohl zu erwägen, wenn man ſich über dieſe Dinge ein klares Urtheil bilden will.

Wie ſchon geſagt, zeigt ſich bei dem Menſchen, der auf einer niedrigen Stufe der Cultur ſteht, auch nur das Bedürfniß den Hunger auf rohe, rein materielle Weiſe zu ſtillen. Er macht wenig Umſtände. Die Subſtanz, die er gebraucht, um ſich zu ſättigen, iſt einfach; die Mittel, die er anwendet, ſich ihrer zu bemächtigen, ſind die natürlichſten. Jedoch auch dieſe Weſen fühlen das Bedürfniß der Erhebung und daher ordnen ſie jezuweilen Feſtivitäten an, um der höheren Weihe, welche die Freuden der Tafel bereiten, auch einmal theilhaft zu werden.

Dieß fand ich beſtätigt, als ich mich zu dem Feſtdiner der Patrioten begab, welches das hohe Geburtsfeſt zu feiern beſtimmt war.

An Allem erkannte ich das Ungewohnte; ein ſteifes allgemeines Ceremoniell ſchien ſich im ganzen Saale verbreiten zu wollen, gegen das jedoch jeder Einzelne

sich sträubte. Während des Essens war dieses die Hauptsache; das Gespräch wurde spärlich geführt und drehte sich nur um Alltäglichkeiten, von nächster Beziehung; die Kinnbacken wurden trefflich an einander gerieben, und das Knacken, Krachen und Knirschen, das die zahlreiche Versammlung hervorbrachte, glich dem Geräusch, das eine Heerde von Alligatoren hervorbringen mag, wenn sie sich in einem Flußbette, um ihren Fraß zu verschlingen, versammelt.

Was mir jedoch am meisten auffiel, war die Charakterlosigkeit, die sich im ganzen aussprach: ich meine hier vornehmlich die Anordnung, Zubereitung und besonders die Bestandtheile der verschiedenen Schüsseln und Getränke. Es gab sich auch hier jener Kosmopolitismus kund, der nicht mit Unrecht den Deutschen zum Vorwurf gemacht wird, und ihnen in der Politik schon so oft Querstriche durch die Rechnung zog.

Der Engländer, dem die fernsten Meere ihre Schildkröten, fremde Welttheile ihre Früchte senden müssen, hält auch bei den feierlichsten Vereinsmahlzeiten stets fest an den hergebrachten Nationalschüsseln. Hat man wohl je bemerkt, daß es daran fehlt? Prangt nicht

das Roaſtbeef, der Plumpudding ſo gut auf der Tafel der Königin, wie bei dem Feſtſchmauſe des Lordmayors, bei der Sonntagsmahlzeit des Citybewohners, wie bei dem vornehmſten Ariſtokraten?

Eben ſo kennt der Franzoſe nur ſein **Volauvent**, ſeine **Ragouts**, **Fricaſſees**, **civets**, **gibelottes** und entnimmt höchſtens der engliſchen Küche ein Beefſteak und den Pudding.

Der Deutſche aber vermengt Alles, deutſch, engliſch, italieniſch, ſpaniſch und was weiß ich — aber von deutſchen Nationalgerichten traf ich nichts, wenn ich das Sauerkraut mit Bratwürſten ausnehmen will, das einen unausſtehlichen Geruch verbreitete und mich nicht zum Genuſſe verlocken konnte. Aus dem Umſtande mag es denn wohl herzuleiten ſeyn, daß die Fremden, namentlich die Franzoſen, wegen der großen Vorliebe der Deutſchen zu dieſem Gerichte, ſie ſammt und ſonders mit dem Beinamen **Choûcroûte** benennen. Wie? möcht' ich aber fragen — hat dieſes Volk denn keine Andere ihm eigenthümlich angehörende Speiſe oder ſchämt es ſich, ſie in die feinere Geſellſchaft einzuführen?

Wie gesagt; die Tafel war reichlich mit Ragouts und Entremets der französischen Kochkunst besetzt und die unsrige hatte Roastbeef und Beefsteak, Pudding und mannigfaltige blutende, halbrohe Braten gesteuert; nur der Umstand war dabei, daß bei den erstern Versuchen das fehlte, was man la main de maitre, die letzte Hand nennt, und daß bei den letztern der Urstoff, die erste Bedingung, die Fleischarten nicht nur Vieles, sondern Alles zu wünschen übrig ließen.

Während der Mahlzeit dauerte die ehrbare Stille fast ununterbrochen fort und erst, als mit den Braten die versiegelten Flaschen an die Reihe kamen und auch hier und dort die Propfen knallend in die Luft flogen, erhoben sich die Stimmen zum lauten, allgemeiner werdenden Gespräche.

Doch auch dieß wurde alsbald wieder von einer Stille abgelöst, die einige Minuten währte, um die freudige Stimmung mit Sammlung und mit einem ceremoniösen Ernste, der an Salbung grenzte, einzuleiten. Es wurden Gesundheiten ausgebracht.

Zu beklagen war es allerdings, daß ich nur wenig zu verstehen im Stande war, aber wenn gleich, so

konnte ich doch abnehmen, daß die Redner in Verlegenheit geriethen ihre Worte zu ſetzen und daß das Einſtimmen der Andern, wie das Kriegsgeſchrei eines wilden Stammes tönte, ſtatt in Abſätzen und Cadenzen und im civiliſirten Tempo zu erſchallen.

Am andern Tage hatte ich die Einladung bei dem vornehmen Manne und konnte auch hier nur die Beſtätigung alles deſſen finden, was ich Tages vorher in meine Skizzenmappe als gemachte Erfahrung verzeichnete.

Dieſelbe Vermiſchung der verſchiedenartigſten, nationellen Beſtandtheile, vornehmlich aber mit einer franzöſiſchen, namentlich Pariſer Tünche übergoſſen, die ſich überall mit großer Oſtentation breit machte.

Die Dekoration der Zimmer, die Anordnung und Ausſchmückung der Tafel, die Livreen, die Art anzurichten, aufzutragen und zu bedienen, — Alles war jenem Zuſchnitte nachgebildet, der an den Ufern der Seine herrſcht, und den die altergraue, kokette Babel nicht müde wird, als Geſetz denjenigen zu proklamiren die ſo kleinlich denken, ſich ihr in Allem unterwürfig und zinspflichtig zu halten.

Ich war einer von den frühesten Gästen und trat in's Vorzimmer, als noch die Bedienten mit dem Auftragen der Cremen, Gelees, Blancmangers und andern kalten Speisen des Nachtisches beschäftigt waren und kostbare Dessertweine in silbernen Schaalen mit Eis, den Schenktisch zu zieren bestimmt, ebenfalls hereintrugen. In der Mitte des Saales hielt sich der Haushofmeister mit dem Anstande und Aplomb eines Feldherrn, seine Anordnungen treffend und seine Befehle ertheilend. Das Ganze war streng und genau nach dem Pariser Zuschnitte patronirt, wie ich schon Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen; es war das treueste Facsimile, das man sich nur denken kann, und dieses Blendwerk wurde noch dadurch erhöht, daß die Kommandoworte, die der Haushofmeister mit fester sonorer Stimme ausstieß, französisch waren. Schon glaubte ich fehlgegangen zu seyn, da meine Einladung auf eine Mahlzeit bei einem alten, deutschen Freiherrn lautete, als sich plötzlich der Hofmeister, ohne mich eines Blicks zu würdigen — welche Keckheit eines gemeinen Bedienten, mir offenbar wieder als englisch erscheinen mußte — zu einem im Winkel stehenden

Bäuerlein wandte, das Pfirſiche zum Verkaufe hatte, und Gott weiß wie, bis in dieſen Vorhof des Allerheiligſten gedrungen war — und ihn im derbſten Deutſch deſſen er ſich mit großer Sicherheit bediente, nach dem Preiſe derſelben fragte.

Nun erſt bemerkte er auch mich und erkundigte ſich — mein Anzug mochte ihn wohl dazu beſtimmen — zwar nicht höflich, aber doch auch nicht ſo barſch wie früher: »Was ich hier wolle und wer ich ſei?«

Ich ſagte ihm auf engliſch was er zu wiſſen wünſchte und er antwortete jetzt mit einiger Verbindlichkeit in franzöſiſcher Sprache.

Nun erfuhr ich, daß ich eine falſche Treppe gewählt hatte, die mich zwar in ein Vorzimmer brachte aber in das hinter dem Speiſeſaal gelegene, das mit der Küche in Verbindung ſtand, und der Herr Haushofmeiſter gab mir einen ſeiner Untergebenen mit, um mich zurechtzuweiſen.

Bei dem Diner ſelbſt fand ich aber meine vorgefaßte Meinung vollkommen beſtätigt.

XVI.

Zu leben wiſſen!

Nächſt dieſen feierlichen und ſplendiden Arten zu ſpeiſen, findet man aber auch wieder andere von größerer Einfachheit. Man hat mir junge Leute gezeigt, die nicht unbedeutende Namen tragen, wenn gleich ſie noch nichts gethan hatten, ihnen Bedeutung zu geben und ſich's zur Angelegenheit ihres Lebens machten, das Geld ihrer Ahnen zu verpraſſen. Dieſe Jünglinge kleiden ſich ganz nach engliſchem Schnitt, einfach und ſolid, lieben Pferde, die Jagd, üben ſich in den Waf-

ſen und affektiren eine große Derbheit in ihrem Aeuſ-
ſern. Dabei ſind ſie ſtolz auf ihre vermeintlich er-
erbte Größe und ſcheinen nicht zu ahnen, daß Geiſt,
Thatenluſt und innere Kraft dazu gehören, um alte,
vermorſchte Diplome mit jungem Leben zu durch-
dringen.

Wenn ſie auch nur für wenige Wochen einen
Badeort beſuchen, ſo umgeben ſie ſich mit allen
Emblemen ihres Standes und ihrer Neigung. An
den Wänden hängen Waffen zu ritterlicher Uebung
„in Schimpf und Ernſt,“ und nach allen Seiten
hin prangen die Hirſchgeweihe von väterlicher und
die Meerſchweinchen von mütterlicher Seite, oder was
es ſonſt für Thiere aus der heraldiſchen Menagerie
ſeyn mögen. An ungeheuern Hunden fehlt es auch
nicht und den hochedeln Hausrath vollenden Reitpeit-
ſchen, Stöcke von allem Kaliber und in kunſtvollen-
deten Lithographien, Pferdeportraits, Hundeköpfe oder
auch wohl ein obſcönes Bildlein, ein nacktes Knie ꝛc.

Ein Diner ſolcher hohen Herren endet erſt ſpät in
der Nacht und der milde Schlaf löst die laute

Freude ab; der Bediente trägt die Lichter davon, wenn's genug iſt und Schnarchen, Schnaufen und Röcheln tönt durch die ſtille Nacht.

XVII.

Myſterien.

Die belebteſte Stunde in Baden iſt die, welche unmittelbar dem Mittageſſen folgt und die vornehme und ſchöne, das iſt vorzugsweiſe die fremde Welt, in die Lichtenthaler Allee zuſammenführt, wo ſich Alles zu Pferde und zu Wagen, beſcheidenen Fußgängern als Schauſpiel bietet.

Hier iſt es wo man die ganze Badegeſellſchaft die Revue paſſiren läßt und wo irgend ein langjähriger Gaſt, einer der ſogenannten Habitués des Ortes uns mit der ſehr intereſſanten **Chronique scandaleuse** vertraut machen kann.

Eine Wagenreihe von ziemlich beträchtlicher Länge zieht in kurzem Trott, unter den herrlichen, alten Linden und Eichen, welche die Alleen bilden, an unſern Blicken vorüber. Die Lichtenthaler Allee iſt ein europäiſcher Punkt geworden und wird es allem Anſcheine nach von Jahr zu Jahr immer mehr werden. Einige Equipagen zeugten von Reichthum, andere wenige verriethen das alte Geſchlecht, aber bedeutend geringer war die Zahl derer, die guten Geſchmack bekundeten. Das Letztere war gewiß dort nicht der Fall, wo man zu einer ländlichen Spazierfahrt, den Kutſcher ſtets in weiß ſeidenen Strümpfen und gepuderter Perücke ſah und zwei Lakaien, die ſich in reich galonirten Röcken hinter der Herrſchaft hingeflegelt hatten und mit unterſchlagenen Armen zu ſchlafen ſchienen. Dieß Schauſpiel wurde gleichmäßig tagtäglich aufgeführt und ſollte wahrſcheinlich, ſo wie die langen Nägel der Vornehmen und Reichen: das Nichtarbeiten, auch hier andeuten, daß in dem Hauſe, zu dem ſie gehörte, ſelbſt die Dienerſchaft alle Tage von der Tafel ihren ebenbürtigen Rauſch davon trägt.

Und nun ſage man noch, daß unſere Sitten nicht täglich chineſiſcher werden!

Jener franzöſiſchen Herrſchaft ſtelle ich nun gern eine engliſche gegenüber, die vielleicht den größten Aufwand macht, der in jetziger Zeit auf dem Continente von Reiſenden gemacht wird — da er zwei bis dreihundert Reichsgulden täglich beträgt. Hier leben Herr und Diener auf gleichem Fuße, und jeder der Letzteren hat nicht nur ſein eigenes Zimmer, ſondern Mittags eine Flaſche Bordeaux und zum Nachtiſch eine halbe Flaſche Champagner. Dieß wird aber ganz im Stillen abgethan, und der Rauſch iſt gar nicht da und dürfte viel weniger noch zur Schau getragen werden.

Die ſchlechtern Equipagen gehören gewöhnlich Deutſchen; doch ſoll damit nicht geſagt ſeyn, daß auch hin und wieder ein deutſcher Baron oder Graf ſich mit ſchönen Pferden hervorthäte. Im Ganzen iſt der deutſche Adel arm, beſonders der an den kleinern deutſchen Höfen lebt. Man erzählte mir, daß eine Familie zu arm war, um den nöthigen Aufwand zu machen, zu dem ihr beſtändiger Aufenthalt in

der Reſidenz, da ſie zum alten Landadel gehörte, die Veranlaſſung gab. Sie konnte auſſer einer alten Magd keine Dienerſchaft halten und war doch gezwungen, bei Hofe zu erſcheinen. Was war da zu machen? Noth lehrt beten, ſagt ein altes Sprichwort, im eigentlichen Sinne ſo viel wie: Noth macht erfinderiſch. Was braucht's denn wohl viel, eine alte Magd in einen alten Lakaien zu metamorphoſiren? War irgend ein Feſt im Schloſſe, ſo rief das älteſte Fräulein Tochter: »Elsbeth, ſieh' ſie die Inexpreſſibles an, der Papa muß nach Hof!«

Und ſogleich gehorchte Elsbeth und verwandelte ſich pflichtſchuldigſt, um hinten auf zu ſtehen. Die Sache kam aber bald heraus und der dienende Ritter d'Eon hatte von dem Publikum des Veſtibules, den auf ihre Herrſchaften wartenden Domeſtiken, allerlei zu befahren, ſo daß die Sittlichkeit bedroht wurde, und die Traveſtirung aufhören mußte.

Zierliche Phaetons rollen mit iriſchen Fuhrwerken, elegante Kutſchen mit einfachen Droſchken um die Wette; Poney's laufen neben ſtolzen Mecklenburgern, zweiſpännig, zu dreien in einer Reihe, mit vieren vom

Bock kutſchirt! Vor Allem iſt es Sitte und gehört Diſtinguirteſten, ſelbſt zu kutſchiren. Der Bau und die Form der Fuhrwerke nähert ſich mehr und mehr der ältern und es iſt bei dem Schwunge, den die Mode des Rococo fort und fort nimmt, gar nicht abzuſehen, wie weit ſie uns zurückführen wird.

Pferderennen überhaupt, ſo wie Kirchthurmrennen insbeſondere haben ſich noch nicht bis hierher verloren. Die Reiter begnügen ſich mit dem Gewöhnlichſten und Vielen genügt ſelbſt eine Eſelparthie, die für Unterleib und Blutumlauf allerdings ihre Vorzüge hat. —

Die Jugend ſtürmt zu Pferde hinaus — von der

Straße ab, ſchweift man auf romantiſchen Pfaden. Alles wird ſtiller um uns her; ſäuſelnde, kühle Lüfte, ſchaukelnde Eichhörnchen im Gezweige, der zwitſchernde Vogel und — nun gar — pour comble du romantique! — das Rauſchen des Waſſers! Ward vorher ein flüchtiges Wort gewechſelt, ſo drängen ſie ſich jetzt gewichtiger in ſtürzender Haſt.

Sein Pferd jagt in geſtrecktem Galopp!

— Mein Himmel! was ſoll's — ich kann mein Pferd kaum mehr halten — es geht mit mir durch —

— Laſſen Sie ihm freien Willen — es geht mit dem Meinen —

— Was ſoll's? Eine Entführung?

— Eine Beute —

Im Fluge berühren ſich die Lippen! Lachend ſprengen ſie weiter; der anmuthige Scherz wird öfter wiederholt.

Aber das Schickſal roh und kalt iſt ihnen bereits auf den Ferſen; ſie vernehmen nicht das Schnauben des Roſſes, das hinter ihnen einherjagt. Die Eiferſucht auf einem Schimmel! — Kommt der Mann glücklich davon, das heißt: fällt er nicht herunter, ſo wird und muß ein Duell die unausbleibliche Folge ſeyn. — —

Dieſe Seite des Badelebens iſt von den wenigſten noch in's rechte Licht geſetzt worden. Was man hier ſchildern wollte wäre unvollſtändig oder erdichtet und immer müßte man dabei indiscret erſcheinen. Es genüge daher eine leiſe Andeutung deſſen zu geben, was den höchſten Reiz dieſer Geſellſchaft bildet. Doch iſt hierbei zu bemerken, daß jedes Jahr ſeinen eigenthümlichen Karakter trägt, daß in dem einen mehr das idylliſche Glück der kleinen, beſchränkten Cotterien, der Landparthien, der Diners auf alten Steinhaufen und

unter Bäumen ſeinen Scepter ſchwingt, wo die ſchöne Welt an bürgerlichen Sonntagsvergnügungen Gefallen findet; in dem Andern hingegen rauſchende Feſtlichkeiten, Orgien und Bacchanale die Nacht hindurch an der Ordnung ſind; und endlich auch wohl die ganze männliche Geſellſchaft ſich in Endymione verwandelt zu haben ſcheint, die allmählig der holden Luna gewärtig ſind, die nicht ausbleibt, den Geliebten zu beglücken.

Nichts iſt mehr wohl geeignet als ein Aufenthalt in Baden, dieſe bald ſanften, bald ſtürmiſchen Regungen zu begünſtigen. Seit lange ſchon ſteht es in dem Rufe daß es den Eheſtiftungen günſtig ſeyn ſoll und da Ehen im Himmel geſchloſſen werden, ſo iſt der Vergleich, der da beſagt: das ſchöne Thal ſei ein Stück Himmel, das auf die Erde gefallen — um ſo gerechtfertigter.

Die aufregende, elaſtiſche Luft, die Milde des Klimas, die lieblichen Formen der Berge und Baumgruppen, die ganze üppige Lage des Städtchens, das

überall von Blumen ſtrotzt, die vor den Thüren und Fenſtern, auf Balkonen und Dächern prangen; das Zuſammenſtrömen der ſchönſten Männer und Frauen aller Nationen, die Freiheit des Verkehrs, die größere Vertraulichkeit, die dadurch erzeugt wird und bei der Kürze des Aufenthalts ſcheinbar keinerlei Conſequenz nach ſich zieht — endlich die Abſicht, blos ſeinem Vergnügen zu leben und die vielen Veranſtaltungen, die uns auf jedem Schritte begegnen, dieſer Abſicht zu fröhnen — Alles dieß macht Baden zu dem, was es iſt — zu dem Revier, wo die Göttin der Liebe ihren roſenumdufteten Thron aufſchlug, um Jugend und Schönheit zu beglücken.

Tauſendfache Intriken ſpinnen ſich an, die aber wohl nur in den ſeltenſten Fällen hier auch ihr Ende erreichen. Nicht immer werden die ſtillen, verſchwiegenen Gebüſche durch jene höchſte Wonne geweiht, zu denen ſie die erſten Anknüpfungspunkte waren, und die Salons von Neapel oder Paris, ein ländlicher, ſtill verborgener Aufenthalt, die nächſte Saiſon in Baden, ſtellen oft nur das in Perſpective, was beide Theile ſo glühend erſehnen.

Glaubtet Ihr denn wohl wirklich dieſe blaſirte Welt finde Gefallen allein an der friſchen, heitern Natur — ſie, die herrliche Morgen verſchläft und ihre Nacht zum Tage zu machen gewohnt iſt? oder dieſe reiche Welt laſſe ſich allein von den Goldhaufen verlocken, die der Croupier vor ihren Augen ausbreitet? oder dieſe überreizte Welt ſei befriedigt von dem, was man ein »vernünftiges Wort zu ſeiner Zeit« nennt, wie es guten Philiſtern bei Pfeife und Trunk behagt? Täuſcht Euch darüber nicht; ſenkt Euere Blicke in dieſes myſtiſche Dunkel, wenn Ihr es vermögt, und Ihr werdet erſtaunen über die begehrlichen Weiber und Jungfrauen, über die lüſternen Männer und Junggeſellen, über Untreue, Verrath, Liſt und Betrug, vor Allem aber über die rüſtige Ausdauer, die beharrliche Thätigkeit die dieſe ſcheinbar ſonſt ſo ruhige und indifferente Kaſte der Geſellſchaft, in dieſen Angelegenheiten an den Tag legt und ihr werdet alsdann die Rückkehr zu den Moden des letzten Jahrhunderts einigermaßen dadurch erklärt finden. —

— — Und ſo rennen ſie fort und fort die

ſchmucken Reiter; nur gut im Sattel ſitzen müſſen ſie und den Abgrund ſehen, der vor den Hufen ihrer Roſſe ſich ausdehnt. —

XVIII.

Der Spieler.

Kanntet Ihr einſt jenen bleichen Mann oben an jenem Tiſche, wo jeder Augenblick eine getäuſchte Hoffnung hervorruft?

Die Mährchen, die von den Spielern erzählt wurden, die ihre Bruſt mit den Nägeln zerkratzen ſollen, ſind längſt erkannt worden, und wir wiſſen es, daß die meiſten dieſer Leute, die nüchternſten und ordinärſten Alltagsgeſchöpfe ſind, und daß ſie ſo wie die Croupiers keiner beſondern Beobachtung wohl werth ſind.

Mit jenem Manne war es anders.

Schon ſein Ausſehen deutete es an; die gehöhlten Wangen mit der Pergamenthaut überzogen, die zuſammengekniffenen Lippen, die hohe, als den Sitz ernſter Gedanken ſich verkündende Stirne, und vor Allem

die glühenden, tiefliegenden Augen, die eine innere Fieberaufregung verrathen. Nie hörte man ihn sprechen; unverwandt ruhte sein Blick auf den Feldern des Roulettes und wenn die Kugel lag, griff seine knöcherne Hand in die Geldhaufen, um dem Gewinner seinen Preis zuzuwerfen, oder er streckte den Stab aus um den Satz einzustreichen.

Der Mann war Croupier, oder wie sie sich selbst betiteln: **Employé de la banque.**

Er war einst reich und angesehen in seinem Wohnorte und pflegte jeden Sommer das Bad zu besuchen, um — zu spielen. Anfänglich erregte sein Spiel Erstaunen und Verwunderung; sein Satz war hoch und seine Verluste ausserordentlich. Man überschätzte noch seinen Reichthum als der Mann schon am Bettelstabe war; seine Familie verzweifelte schon längst, als er sich noch immer von der trügerischsten Hoffnung hinhalten ließ und den Augenblick nicht fern mehr wähnte, der ihm mindestens, das was er einst besessen, wieder zurückbringen würde. Er täuschte sich; vom jähen Sturze war kein Erholen mehr; das Glück, wenn es ihm auch lächeln wollte, konnte er nicht mehr bannen

und festhalten, weil ihm die Mittel fehlten; sein Blick fiel in einen schwarzen, bodenlosen Abgrund. Sein Hausstand war zerrüttet; Alles verpfändet und verkauft; Hunger und Elend regierten.

Kein Trost labte den Mann. Sonst pflegte er sich zu sagen: nicht schnöde Gewinnsucht treibt mich; es ist die Lust, das Vergnügen, das ich nie zu theuer erkaufen kann — ich fordere mein Glück in die Schranken, ich stehe dem Schicksale, es muß mir wieder stehen! —

Dieser Frevelmuth — wie ward er bestraft!

Mit stummem Grame erwachte er; mit finstern Gedanken sah ihn der scheidende Tag. Einen schweren Kampf hatte er zu bestehen: Leben oder Tod! Noch schwankte er, da nahete sich ihm die vom Tode errettende Hand.

„Willst Du mein Diener werden?“ fragte ihn eines Tages der reiche Spielpächter. „Sieh — ich will aus Rücksicht, daß Du dem Spiele Alles geopfert — für Dich und die Deinigen sorgen und Dich dem Elend entreissen, in den Dein Leichtsinn Dich gestürzt. Wer auch hieß Dich so wahnsinnig spielen?

Du ſitzeſt fortan als ruhiger, kalter Employé an dem Tiſche, an dem Du ſonſt durch eine zerrüttende Leidenſchaft gefeſſelt warſt; Du folgſt dem Spiel der Andern; lebſt dabei in Deinem Elemente, da Du alle Chancen des Glücks verfolgen kannſt und ich bezahle Dir den doppelten Lohn, den ich Andern für den Dienſt zu zahlen pflege — wie geſagt aus beſondern Rückſichten.“

Der Unglückliche ging den Pact ein. Er glaubte ſich dadurch gerettet; wenigſtens hatte er ſich von den Vorwürfen losgekauft, die ſein Herz zerfleiſchten. Er konnte ſeine Familie wieder ernähren und die Noth im Hauſe hörte auf.

So ſaß er nun allabendlich da; was in ihm vorging, wußte Niemand, aber ſein Ausſehen ſchien das Entſetzliche zu verrathen, und verſcheuchte die Spieler; die ſtets dem Aberglauben fröhnen und mit der geheimnißvollen Erſcheinung nichts zu thun haben wollten.

Der Pächter des Spiels ließ ihn vor ſich beſcheiden und eröffnete ihm, daß er ihn nicht mehr am Poſten laſſen könne.

„Ich wäre ſo nicht geblieben,“ erwiederte er dumpf,

„denn meine Qualen waren nicht auszuhalten. Wie einer der laufen will und dem die Füße gebunden, der ſich nun abzappelt und abhetzt in fruchtloſen Bemühungen — ſo ſaß ich da — dieſer Schmerz läßt ſich nicht beſchreiben. Ich ſpielte ſtets in Gedanken mit, und zu meiner fürchterlichſten Pein hatte ich nunmehr Glück. Ich gewann mit jedem Zuge und war nur Dein Croupier. Ich rieb mich auf in den gewagteſten Combinationen, die mir in jedem Augenblicke licht darſtellten, wie ſehr das Glück den Menſchen äfft und zum Beſten hält. Ich hätte meine Gedanken dem Ponteur zuflüſtern mögen, der ſo viel Unglück hatte“ — —

Der Pächter ließ ihn nicht weiter reden und bedauerte, ihn nicht brauchen zu können; für die Familie wolle er ſorgen; das hieß ja dem Manne den Paß für die Ewigkeit ausfertigen.

Er irrte jetzt im Badeorte umher wie ein Wahnſinniger; den Spielſaal beſuchte er noch täglich; mit einer Art von Wolluſt ſchwelgte er in ſeinen Schmerzen. Er wollte ſeine Combinationen dem Drucke übergeben und kündigte eine Broſchüre unter dem

Titel an: „Die Kunſt immer zu gewinnen und ein unfehlbares Mittel die Bank zu ſprengen.“ Man drohte ihm mit dem Tollhaus. Da legte er ſich auf's Betteln; glückliche Spieler ſind mitleidig; es fehlte ihm nicht an Geld; er vertrank es und ſank immer tiefer in den Augen der Leute, in der That hatte er früher ſchon die tiefſte Tiefe erreicht.

Noch einige Zeit ſah man ihn hier und dort; dann verſchwand er, ohne daß man darnach gefragt hätte, was aus ihm geworden..

So iſt die Hoffnung das böſe trügeriſche Weib!

XIX.

Die Sängerin.

Es hatte ſich verbreitet, daß die „gefeiertſte Sängerin der Epoche“ den Badeort beſuchen würde und alle Blätter brachten die Nachricht und verkündeten ſie der Welt. Gewöhnlich macht das keinerlei Effect. In dieſem Falle aber war es anders. Dieſe Dame hatte einſt auf der Bühne geſungen und war dann in Privatverhältniſſe getreten, die ſie in jenen glänzenden Kreis erhoben, den die Sommitäten der Geſellſchaft bilden. Noch dann und wann verließ ſie dieſe Sphäre und ſtieg hernieder in das Gebiet der Kunſt, dem ſie

ja doch allein nur ihre Eroberungen, ihre Siege verdankte.

Man lief zuſammen, man berieth: wie ſoll ſie empfangen werden, die Göttliche?

Die extravaganteſten Vorſchläge wurden vernommen; eine gewiſſe Klaſſe nunmehr ergrauter Männer, ſuchte ihre früheren Titel hervor und es ſchien ſich eine neue „alte Garde“ bilden zu wollen, deren frühere Bedeutung man mir erklärte, und der das Amt der Ehrenwache wieder ausſchließend zuſtehen ſollte. Eine alte, dicke Excellenzfrau machte ſogar ihren Willen kund, den Wagen der Gefeierten ziehen zu wollen, wenn die kleine, watſchlige Präſidentin von M. ſich mit ihr an die Deichſel ſpannen ließe. Der Plan ging natürlich nicht durch. Die fremden Nationalitäten nahmen keinen Theil und die Deutſchen allein brachten nichts zu Stande und konnten daher den Wagen allein nicht ziehen. Man erzeigte mir die Ehre mich zu den Sitzungen einzuladen; ich hatte durch Freunde ſchon allerlei darüber vernommen. Einmal entſchloß ich mich hinzugehen.

Ein wildes Durcheinander empfing mich: Frauen

und Männer ſprachen zugleich und Niemand kümmerte ſich um den Andern, alle Achtung, die man in geſitteter Geſellſchaft gegen einander ſtillſchweigend zu bezeigen hat, war hier aus den Augen geſetzt. Man ſprach von Allem und über Alles; es wurden alte Theaterrecenſionen verleſen; ein gelehrter Herr hielt eine Vorleſung über das Theater der Griechen und Römer; ein Anderer über das Coſtüm; ein Dritter über die Triumphzüge im Alterthum. Alles aber geſtört und umtost von dem Geſchwirre der Uebrigen; Niemand wollte oder konnte ſchweigen.

Und was ſie alles zu Markte brachten!

Sie erhitzten ſich über den Kaiſer Barbaroſſa, der in einem deutſchen Berge der Sage nach, eingefeit ſeyn ſoll und ob ſein Bart wirklich roth oder bloß hochblond geweſen ſei. Unterdeſſen dachte aber Keiner von ihnen daran, daß der Augenblick verſtrich und vier Poſtpferde den Wagen der vornehmen Sängerin in jeder Viertelſtunde Baden näher brachten.

Wie merkwürdig lügen doch die Leute, ſprach ich zu mir ſelbſt, welche dieſe Deutſchen als ſchweigſam, anſtändig, beſonnen und phlegmatiſch darſtellen, die

ſich ſchon bei ſolcher Lapaille ſo ungeberdig und vollkommen unüberlegt den unbefangenen Blicken des Fremden zeigen. Ich ſchauderte vor dieſem Tohubohu und ich öffnete nicht den Mund ſo lange ich zugegen war. Als wir aufbrachen wurde ich von Einigen meiner Bekanntſchaft um meine Meinung befragt, die ich — nach dem ſtillſchweigenden Antheil den ich an den Verhandlungen genommen — mir gebildet haben müßte.

Ich blickte zum Himmel empor und erwiederte mit unerſchütterlichem Gleichmuthe:

„Mais — nous aurons de la pluie“ —

Da verwunderte ſich Alles über die ſchroffe Einſylbigkeit des Engländers, der mit ſo wenigen Worten die wichtige Frage richtig zu löſen ſchien. „Es wird dieſen Abend regnen, und folglich iſt Alles umſonſt; laßt Euere Feierlichkeiten bei Seite; feſtlicher Empfang, Emeuten, kurz alle Arten von Volksbeluſtigungen erfordern ſchönes Wetter!“

Ich hatte daran nicht gedacht. Mittlerweile aber war die vornehme Primadonna eingerückt, während die Debatten zu ihrem Empfange noch nicht einmal

geſchloſſen waren. Sogleich nach ihrer Ankunft begab ſich ein junger Dandy zu ihr, den ſie hier zu finden gewußt hatte und den ſie ſogleich zu ihrem Cicisbeo annahm. Abends erſchien ſie an ſeinem Arme im Konverſationshauſe. Die Leute, die das Comité gebildet hatten, waren auseinander geſtoben und von der Ausführung einer gemeinſamen Idee war keine Rede mehr. Jeder verſuchte es vielmehr auf originelle Weiſe für ſich allein ſeine Huldigung darzubringen.

Da ſah man ſie ſich ſtrecken, recken, ſich beugen und verneigen; Alles lächelte den ſtolzen Blicken der Primadonna entgegen; Einer wollte den Saum ihres Kleides an die Lippen drücken; der Andere hob den Kopf und ſtieß eine hochtönende Dithyrambe in die Luft; hier, ein Dicker, war bemüht, wie eine wandernde Mauer, die Sängerin gegen den Andrang zu ſchützen; dort zerſchmolz ein dichtender Hofrath — wie denn faſt alle deutſchen Dichter Hofräthe ſind — und verſuchte es ein Sonnet in ſclaviſcher Unterwürfigkeit zu ſtammeln. Die Fremden aber näherten ſich eher vertaulich dem ſeltenen Geſtirne und ſprachen keck

von ihrem letzten Londoner Triumph, wo das Concert so und so viel Guineen gekostet hatte, und hofften hier wieder den Genuß zu haben, sie bewundern zu dürfen, zwar nicht für Geld, sondern in feinern Cirkeln von Auserwählten.

Wie benahm sich die Schöne?

Dem kühnen Ritter lächelte das Glück; noch diesen Abend, versicherte sie, wolle sie ihm etwas vorsingen! während den Andern sie immer die poetische, unnahbare Erscheinung aus dem fernen Thale blieb, von der es heißt:

„Und eine Würde, eine Hoheit
Entfernte die Vertraulichkeit!

Die Damen, die in dem Comité mitgestimmt hatten, die Excellenz, die an der Deichsel gehen wollte, diese Alle hielten sich aber in stummer Entfernung.

Der hocharistokratische Dilettantismus spielt heutzutage die größte Rolle; ob die Kunst dadurch an Vornehmheit gewonnen hat? Wir haben nunmehr glänzende, artistische Salons, wo das vornehmste Publikum sich hinzudrängt, um einen Künstler oder eine Künstlerin aus seiner Mitte zu bewundern. Mängel der

Stimme und falſche Noten, können die aber wohl durch den Beſitz großen Reichthums und eines alten Stammbaumes vergeſſen gemacht werden? So viel ſcheint ausgemacht daß für dieſen Stand edle, ritterliche Uebungen — wie z. B. Fahren und Reiten — beſſer taugen.

Zum Dilettantismus gehört nun aber auch vornehmlich die Kunſtkennerſchaft und dieſe iſt ein großes Aergerniß für verſtändige und gefühlvolle Menſchen. So lange die Jongleurs noch ſelten waren, erfreuten ſie eben durch die Seltenheit ihrer ſchwierigen Stückchen; wie ſehr verloren aber dieſelben, als jede umherziehende Truppe von Seiltänzern und Kunſtreitern, einen unter den ihrigen hatten, welcher das Kugel- und Meſſerſpiel zu zeigen wußte?

Jetzt, wo die ungeheuerſten Schwierigkeiten in der Behandlung des Klaviers und der Violine, von ſo Vielen überwunden worden ſind, daß man nicht wohl daran zweifelt, ob es denn überhaupt etwas Großes damit ſei, erſcheint die Vergötterung dieſer Virtuoſen von Seiten der Dilettanten abgeſchmackt und nachgerade veraltet. Aber da ſitzen ſie im Kreiſe, auf der Eſtrade,

ein verhimmelter Areopag und gucken dem Wundermann auf die Hände, wie einem Taſchenſpieler; denn eine traurige Wahrheit iſt es, daß das Auge dem Ohre dienen muß und daß dieſe Art von Muſik durch das Auge mitgenoſſen wird.

Ich kann meine Landsleute hier nicht in Schutz nehmen, denn ſie theilen den Schwindel der Andern vollkommen und vielleicht ſind ſie ihm in noch höherem Maße anheimgefallen, da ihnen eigentlich der Sinn für ächte Muſik, nicht in ſehr hohem Grade zu Theil geworden iſt.

XX.

Der Abbate.

Wahre Kunſtliebe für die Gebilde der Malerei kann man jedoch den Engländern nicht abſprechen. Wohl mag auch Oſtentation dabei mitunterlaufen, allein von dem gemeinen Dilettantismus machen ſie im Allgemeinen eine ehrenvolle Ausnahme.

Die meiſte Afterkunſt herrſcht unbedingt bei den Franzoſen; es iſt entſetzlich, welche Malereien ſie zu Tage fördern. Namentlich ſind ihre Croquiſten, Aquarellmaler, die eine ſogenannte geiſtreiche Kunſt treiben, geradezu unausſtehlich. Dieſes Nachläſſigthun, dieſes

launenhaft Abgeriſſene, was nicht einmal die Ausführung einer gefunden Skizze zeigt, auf der einen Seite, dann der kokette Ausdruck, der den Zeichnungen gegeben wird, und der für alles Fehlende Erſatz bieten ſoll, Alles dieſes muß dem ächten Kenner vollſtändig zuwider ſeyn. Von Tiefe der Auffaſſung, von Idee, von Charakter, von dieſen Grundbedingungen eines Kunſtwerkes iſt ſelten die Rede.

Bemerkenswerth machte ſich mir ein alter Kunſthändler, von Nation ein Italiener, der die ganze Welt durchreist hatte und ſich durch Glück, Kennerſchaft und reiche Mittel im Beſitze ungewöhnlicher Kunſtſchätze ſah. Er erfreute ſich weniger Freunde; man ſchalt ihn grob, plump, anmaßend, und was das Gefährlichſte für ihn war — er war ſo unerhört theuer, daß man nichts von ihm erſtehen konnte. Ich hatte ihn von Ferne geſehen, und er erregte durch ſein Aeußeres meine Neugierde. Er war ein hochgewachſener Mann, und zeigte etwas Satyrhaftes in ſeinem Geſichte, das hauptſächlich im Munde lag, allein noch bedeutend durch einen Kinnbart und weitabſtehende große Ohren verſtärkt wurde. Er trug ſich nach alt-

fränkiſcher Sitte und das ſeidene Mäntelchen, das ihm vom Rücken herabhing, gab ihm das Anſehen eines Abbate. Wenn man ihn beſuchte, ſo kam es auf den Eindruck an, den man auf ihn machte, ob man die ſchönſten Stücke ſeiner Sammlung, einen Correggio und einen Raphael zu ſehen bekam oder nicht. Oft traf man ihn malend an; wenigſtens mit der Palette am Daumen, und den Pinſeln in der Hand, allein von ſeinen Malereien bekam man nie etwas zu Geſicht.

Ich geizte darnach, den ſonderbaren Mann, der ſich von den gewöhnlichen Kunſthändlern ſo ſehr unterſchied, kennen zu lernen, und wartete nur darauf, mich in einer günſtigen Stimmung zu ſehen. Als ich dieſe endlich gewonnen glaubte — ich hatte nehmlich durch franzöſiſche und deutſche Naturcopiſten einen unſäglichen Widerwillen gegen alles Moderne dieſer Art bekommen — beſchloß ich mich in das Anſchauen alter Kunſtwerke zu verſenken.

Er hatte eine zahlreiche Verſammlung bei ſich, als ich zu ihm eintrat.

Dieſe ſogenannten Kenner ſind doch göttliche Kerle! Da ſaßen ſie mit bewaffneten Augen und hörten an-

dächtig zu, wie der Italiener, ihnen mit Emphaſe, eine Landſchaft von Claude lorrain, zu verſtehen gab, die ich auf den erſten Blick für unterſchoben hielt. Es lag eine unvergleichliche Laune in der Art und Weiſe, wie er die prächtigen Kunſtſchöpfe zum Beſten hielt, die Alles mit höflicher Geduld hinnahmen, und nur dann und wann ein Bischen vor Wonne zerfließen wollten. Nur ein Einziger unter den Anweſenden hielt ſich fern von dem Erklärer und dem aufgeſtellten Bilde. Er kehrte der Geſellſchaft den Rücken und bewunderte zwei Bildniſſe an der Wand, die ein Wiener Portraitmaler kunſtreich zuſammengeſtellt hatte, und die allen Deutſchen eine große Freude bereiteten, wovon ich mich bei einem ſpätern Beſuche überzeugte. Man erkannte ſie ſogleich unter großem Gelächter. Es waren ein komiſcher Schauſpieler und ein komiſcher Schriftſteller. Der Mann, der ſie betrachtete, war aber ein alter Schauſpieler, der durch beide heruntergekommen — durch des Einen ſchlechte Gage und des Andern Recenſionen nehmlich — jetzt hier in dieſem Kunſtſaale eine ſtumme Bedientenrolle übernommen hatte, und wenigſtens dabei nicht verhungerte.

Der Kunsthändler hielt seine Welt offenbar zum Besten. Er entließ sie, ohne ihnen seine ächten Kleinode gezeigt zu haben, und der stumme Bediente geleitete sie. Mir gelang es, ihn ernster zu stimmen, und ich lernte ihn kennen.

Von jener Verachtung erfüllt, welche der doppelt empfinden muß, der sein ganzes Leben hindurch, bloß dem Erforschen des Hohen und Göttlichen in der Kunst nachstrebt, war es meinem guten Abbate nicht möglich, die gewöhnlichen Besucher anders abzuspeisen, als wie er es that, das heißt: mit Spott und Lügen.

„Muß es Einen nicht empören," sagte er zu mir, als er warm geworden war, „Bilder auf dem Mist umherstehen zu sehen, oder sie zwischen Zahnbürste, Seife und Pomadebüchsen zum Verkauf ausgeboten zu werden?" Und welche Bilder das sind, kann jeder leicht einsehen, nur die Liebhaber nicht, die sie begucken und kaufen — weil sie zu billigen Preisen zu haben sind, und dann von diesen Preisen noch mehr als die Hälfte herunter gehandelt werden kann, wenn man ein volles Dutzend nimmt! Mein Gott! sehe ich die Welt so verkehrt, so kann ich sie nur verachten; ich wollte

dergleichen Leute lieber die Treppe hinunterwerfen, als ihnen meine Bilder zeigen, wenn ich's nur dürfte. Wären ſie aber keine Schaafsköpfe, ſo müßten ſie Alles verſtehen, was ich ihnen aufhefte; ſie müßten bei mir zwiſchen den Zeilen leſen können. Je wohlfeiler die Andern ſind, deſto theuerer werde ich. Iſt Schund ſchon einen Dukaten werth, ſo muß ein ächtes Bild tauſend werth ſein; das anerkannte Bild eines großen Meiſters aber zehntauſend. Können die Zwerge das nicht begreifen, immerhin! Ich weiche und wanke nicht von dem einmal Geforderten, und neulich ſagte ich einem reichen Ruſſen, der mir dreitauſend Dukaten auf ein Bild bot, für das ich viertauſend gefordert hatte, und ſich ſehr wunderte, daß ich's ihm nicht losſchlug: „Sehen ſie, mein Herr, entweder iſt's ein Bild von dem großen Meiſter Tiziano, und dann iſt's reichlich ſo viel werth, als ich fordere, und ich verdiene gewiß noch den Dank des Käufers obenein, oder es iſt nicht von ihm, dann ſind die gebotenen dreitauſend zu viel, und ich betrüge ſie, wenn ich ſie Ihnen abnehme. Aber ich bin kein Betrüger und

hege die feste Ueberzeugung; daß mein Bild ein Tizian und also den Preis werth ist!«

Der Mann stand mir in einer gewissen, nicht zu leugnenden Größe gegenüber, als er diese Worte sagte, und ich habe mich späterhin kräftig widersetzt, wenn ich ihn als Charlatan, Grobian u. s. w. verschreien hörte.

XXI.

Das Abenteuer auf dem Balle.

Nichts Lächerlicheres, als die ſogenannten **Bal parés**, die irgend ein Unternehmer ankündigt und dann für einige baare Münze den Janhagel einlädt, ſich wie die vornehme Welt zu ſchmücken und ſich ſteif, abgemeſſen

und höchst anständig zu benehmen. Wie es sich von selbst versteht, bleibt die vornehme Welt fort und überläßt es ihren Affen, den Raum zu füllen. Allein dieser Affen wird es von Jahr zu Jahr immer weniger, denn wozu sich einen solchen Zwang auferlegen, wenn man einmal tanzen und vergnügt seyn will? In der That sind diese Veranstaltungen die widersinnigsten, die man sich nur denken kann, aber dennoch wird man nicht müde, sie beizubehalten.

Für den Kleinstädter, der einmal im Jahre eine Wallfahrt nach dem berühmten Badeorte unternimmt, um einen Sonntag dort zu bleiben, und dem es nur darum zu thun ist, den ganzen Vergnügungsschatz auszubeuten, und unter dem Schweiß seines Angesichtes Alles aufzusuchen, was Natur, Kunst, Einsamkeit und Gesellschaft darbieten — hat indeß auch der **Bal paré** seine Reitze. Er zieht seinen altmodischen Frack hervor, läßt seine Schuhe mit neuen Bändern versehen, steckt ein wohlriechendes Schnupftuch in die Tasche, dessen heraushängender Zipfel aromatische Düfte hinter seinem Rücken verbreiten muß, und läßt sich von **Monsieur Pomadin** sein Haar frisiren und salben.

Dann läßt er die [illegible] Handſchuh über die knotigen Finger gleiten, die ſich [illegible]en Wochentagen für den Bedarf des erbärmlichen Lebens abmühen und ſchwärzen, und träumt ſich ein Gott an Freiheit, Rang, Reichthum und Lebensluſt.

„Bin ich denn nicht jetzt ſo gut, wie Einer?“ denkt er bei ſich. Und der Eine, den er meint, iſt gewiß der Höchſte, den ſeine Einbildungskraft erſchwingen kann — der Präſident ſeines Collegiums.

Der Weltmann hat's darin auch leichter; die Mode überhebt ihn aller Anſtände.

Die gewöhnlichen Tanzabende, in Baden **Réuniono** genannt, verlangen nicht die ſteife Convenienz, den Frack anzuziehen. Hier iſt wahre Ungezwungenheit, und wer gern tanzt, findet hier ſeine Rechnung, wenn er bekannt, das heißt: vorgeſtellt iſt.

Es gewährt einen nicht unintereſſanten Blick, hier die verſchiedenen Nationen tanzen zu ſehen; doch werden nur drei auch ihnen eigenthümliche Tänze repräſentirt: die Deutſchen, Franzoſen und Polen durch den Walzer, den Contretanz und die Mazurka. Der Bolero der Spanier, ſo wie die Ruſſiſchen, Ungar-

iſchen und Italieniſchen Tänze ſind leider durch jene allgemein gewordene Tanzformen aus den höheren Geſellſchaftskreiſen verbannt worden, und nur noch dem Volke überwieſen. Wie ſchade! Mit engliſchen Tänzen dürfen wir aber nicht ſtolziren.

Ich hatte auch das glückliche Unglück zu einem feſtlichen Balle in die Reſidenz eines kleinen Fürſten eingeladen zu werden. Ich war mit Allem verſehen, was der ſtregſten Etikette nach, zur Eleganz gehörte, und würde mit meinem Anzuge bei dem Lever der Königin der vereinigten Reiche haben erſcheinen können, als ich zu meinem Schrecken vernahm, daß mich alle dieſe Sorgfalt, alle dieſe baaren Auslagen nicht in den Stand ſetzten, auf dem Parket des fürſtlichen Tanzſaales zu erſcheinen. Es war nehmlich ein Maskenball und das Oberhofmarſchallamt hatte das Geſetz erlaſſen: entweder Uniform oder Masken-Anzug. Da ich armer Gutsbeſitzer nun aber nicht das Glück habe irgend einem Herrn zu dienen, und daher nicht das Recht habe einen zweifarbigen Rock mit reicher Stickerei tragen zu dürfen, ſo blieb mir nichts übrig, als eine Verkleidung zu wählen.

Der Fürſt, der im Bade geweſen war, hatte dort die Bekanntſchaft mehrer Fremden gemacht, unter denen ich eben auch mich befand, und dieſe zu ſeinem Feſte gebeten. Wahrſcheinlich hatte er die Abſicht, weniger uns eine Höflichkeit zu erweiſen, denn dazu war er zu übermüthig und ſtolz, als vielmehr uns durch die Pracht ſeines Hofhalts zu imponiren, die er an jenem Abende im vollſten Scheine leuchten zu laſſen, ſich vorgenommen.

Das Feſt hatte begonnen; die Kerzen brannten; die ſechs Mann Leibtrabanten waren in eine neue, phantaſtiſche Uniform geſteckt worden und ſtanden an den Wänden vertheilt, wie die Diener bei dem Mahle des alten Cedric von Rotherwood. Einige Bauernburſche, etwa zwanzig an der Zahl, die ſich von einem im benachbarten Städtchen aufhaltenden Schauſpieldirektor die Coſtüme dazu geliehen hatten, verſtärkten dieſe Nobelgarde und hielten ſich hinter den Trabanten. Unter Voranſchreitung des Obercerémonienmeiſters, einer an kleinen deutſchen Höfen unerläßlichen Charge, begaben ſich Ihre Durchlauchten, der Fürſt nebſt ſeiner Gemalin in den Saal, gefolgt von dem Hof-

marſchall und dem Chef des geheimen Kabinets. Neben dem Fürſten ging das ſatyriſch-humoriſtiſche Hoffräulein der Fürſtin, eine Dame, die nicht nur bei Hofe, ſondern auch in der Literatur ihre Stelle einnahm, die ſie durch Romane und Schauſpiele ſich errungen hatte, in der abenteuerlichen Tracht einer Odaliske, ganz dem Charakter getreu, wie es der ſinnige Hofmaler angegeben hatte. Da ſie nach europäiſchen Begriffen an einem mehr als reizenden Embonpoint keinen Mangel litt, und eben dieſe Eigenſchaft im Orient beliebt macht und zu den Vorzügen der höchſten weiblichen Schönheit gezählt wird, hatte ſie dieſe Maske gewählt, die in der That keiner Andern ſo geſtanden hätte.

Wo die hohen Herrſchaften vorüber kamen, verharrte Alles in hoher Achtung, ſie vorbeilaſſend und obgleich Jedermann die Odaliske erkannte und erkennen mußte, ſo verſprach ſich doch dieſe eine Menge unſchuldiger Scherze und boshafter Intriken, zu denen ſie ein ausgeführtes Programm im Kopfe trug.

Wie es das Alter dieſes Fürſtengeſchlechts erheiſchte, deſſen erlauchte Vorfahren, ſoweit man die Reihe ver-

folgen konnte, nie etwas Nützliches gethan, sondern stets nur geritten, gejagt und regiert hatten, war die strengste Kleiderordnung bei den Hoffesten eingeführt.

Man trug dort das habit habillé von allen Farben und überdieß von Seidenstoffen und Sammt, breite Bänder und Steine bedeckten die Brust und der Haarbeutel herrschte noch in vollster Kraft.

Mit mir war aber einer jener Inselbewohner angekommen, der Sr. Durchlaucht im Bade besonders gefallen hatte, und in seinen Schnurren und der höchst-excentrischen Laune, die ihn beseelte, vielen Stoff zum Lachen bot. Es war ein überaus großer, blondhaariger Mensch, der jeden andern Sterblichen fast um zwei Kopflängen überragte; das Bild eines Engländres, wie es gern als Typus angenommen wird, und von den ungeschlachten und unwitzigen Karikaturenzeichnern des Festlands so oft nachgebildet wurde.

Da er eben so frei im Leben zu seyn schien, als ich, und ihm daher, wie mir, das unbeneidete Vorrecht eine Uniform tragen zu dürfen, nicht zustand, so blieb uns wohl nichts Anderes übrig, als eine Maske zu wählen. Die Vermummung sagte uns

Beiden nicht zu; überdieß wäre es wohl unſerm alt-engliſchen Gemüthe unmöglich geweſen, den Kleider-vorrath des Theaterdirektors durchzumuſtern, um uns etwas Paſſendes zu ſuchen. Wer könnte etwas an-ziehen, was ſchon auf einem andern Leibe geſeſſen? Wir nahmen uns vor unſere weiten, modernen Schlaf-röcke anzulegen, ein rothes Tuch, als Turban um den Kopf zu ſchlingen, und mit geſtickten Babuſchen an den Füßen, weiten Morgenpantalons an den Beinen, im Charakter orientaliſcher Kaufleute den Ball zu be-ſuchen. Da wir uns nicht näher kannten, ſo machte ein jeder von uns ſeine Toilette auf ſeinem Zimmer und wir verabredeten uns, im Saale des Fürſten zu-ſammenzutreffen.

Ich trieb mich bereits einige Zeit in dem Feſtlocale umher, wo neben der Familie des Durchlauchtigſten, der höchſten Staatsbeamten und ihren Frauen, auch die reichſten Judenfamilien des Städtchens, die unter dem Namen von Hoffaktoren und Agenten, wichtigen Einfluß auf die Finanzen des Fürſtenthums übten, ſich eingeſtellt hatten; auch der Schauſpieldirektor und Einige von ſeinen Leuten hatten gewußt, ſich Eintritt

zu verſchaffen, weil manches von ihnen an Standesperſonen umſonſt hergeliehen war.

Mein Landsmann ließ ſich erwarten. Ich ſpähte ſorgfältig nach ihm umher und konnte ihn lange nicht entdecken. Plötzlich zieht ein lautes Geſchnatter meine Aufmerkſamkeit nach einer Seite des Saales. Hier gewahre ich die Odaliske im lauten Geſpräche mit einer Maske, die mich in Verwunderung ſetzt.

Auf den erſten Blick glaube ich meinen Engländer zu erkennen, bald aber verwirrt es mich ſo, daß ich meinen Irrthum mir geſtehe. Die ganze, unförmliche Maſſe iſt wohl ihm und ſeiner Länge gleichkommend; aber bei näherer Betrachtung glaube ich, daß der Menſch nur klein ſeyn muß, der in der Verkleidung ſteckt, und daß die Größe durch eine Art von Aufſatz erzielt wird, den er auf dem Kopfe trägt. Das Geſicht des Menſchen, das keine Larve verbirgt, das aber auf die ſeltſamſte Art bemalt und gleichſam tätowirt zu ſeyn ſcheint, erreicht ungefähr die Höhe des Meinigen.

Die Odaliske konnte hier ungeſtört ihren Sarkasmen freien Lauf laſſen, was ſie mit um ſo höherm

Vergnügen that, als die große Maske mit dem tätowirten Geſichte ihr keine Antwort gab. Wenn man die Beiden nebeinander ſich ſchwerfällig durch den Saal bewegen ſah, ſo erregte es allgemeines Aufſehen und Gelächter. Sie ſo dick, er ſo lang; ſie ſo beweglich, in einem fort ſchwatzend; er ſo ſteif und ſtumm wie ein Fiſch.

Dies Schauſpiel hatten ſie der Geſellſchaft eine Weile gegeben; der Ball war eröffnet; der Hof tanzte und es wurde wacker umhergeſprungen; die Odaliske mit der langen Maske hatten ſich in ein Nebenzimmer begeben, wo ſie ungeſtört waren. Ich folgte ihnen in einiger Entfernung, um die Entwickelung dieſes Dramas in der Nähe zu betrachten. Ich verſtand nichts von dem, was ſie ſagte; aber ſie ſprach unaufhörlich, je feſter er bei ſeinem Schweigen beharrte. Plötzlich tönt es aus der Höhe, wie aus Wolken tief und feierlich, im ächt engliſchen Accent:

„Aeh bien! baese moa, Mademoasell!“

Mit zärtlicher Inbrunſt will ſie ihm in die Arme ſinken, die ſchlaff und theilnahmlos an beiden Seiten herunterhingen, mit keinem Geſte Leben verrathend und auch jetzt nicht beweglich werden, um die erhal-

tene ſo ſeltſame Einladung zur Wahrheit zu machen, oder mindeſtens zu unterſtützen. Die ſchöne Odaliske fällt alſo geradezu auf den Gegenſtand ihrer Hinneigung, doch kaum berührt ſie das ſcheinbare Geſicht des Fremden, als ſie mit einem Schreckensrufe zurückfährt und beide Hände vor die Augenlöcher der Larve drückend, aus dem Zimmer läuft.

Der Schrei erregte die Aufmerkſamkeit der Anweſenden, und ſchon ſehe ich von allen Seiten Schritte nach dem einſamen Zimmer lenken, als ich meinen Mann mit feſtem Arm erfaſſe, und ihn ſchnell zur Thüre und zum Schloſſe hinaus in die freie Luft reiße. Hier entdecke ich erſt zu meinem Schrecken und Verdruß, welchen plumpen Scherz ſich der Menſch erlaubt hatte, als er die Hülle vom Kopfe herabreißt und ich nun zwei Geſichter über- und untereinander ſehe. Zugleich bedeckt er das Untere und ſchwört: „daß er ſich mit dem Spaße den Bauch erkältet habe.“

Ich laſſe im ſelben Augenblick ſeine Arme fahren, und indem ich ihm rathe, nach Hauſe zu gehen und alsbald den Ort zu verlaſſen, beſchließe ich, mich wieder auf den Ball zurückzubegeben, um mich in mei-

ner ganzen Unbefangenheit dort zu zeigen und die Muthmaßung näherer Bekanntſchaft mit der Maske gründlichſt von mir zurückzuweiſen. Zum Glücke beobachtete die Odaliske das tiefſte Stillſchweigen und fand es überaus romantiſch, daß man am Schluſſe des Abenteuers von ihr ſagen konnte:

„Aber ihr Mund wollte nie verrathen, was ihr Auge Schreckliches erſchaut“ —

wie ſo manche der neuern Novellen ſchließen. —

Den trivialen Burſchen der ſich den Spaß erlaubte, — wenn ein wohlerzogener Menſch hier überhaupt noch von Spaß ſprechen kann — ſah ich nicht wieder.

Man hätte ſich eigentlich zu ſchämen, wenn man dasjenige Alles in Betracht zieht, was als Engländer in der guten und beßten Geſellſchaft in Deutſchland anzutreffen iſt; allein es iſt faſt ſo weit damit gekommen, daß ein Gentleman bald dieſe ganze „gute und beßte Geſellſchaft“ ſehr gering ſchätzen wird, und ſich immer mehr und mehr in die Clauſur zurückzieht, welche die Sorgfalt ſtrenge Sitte und Anſtand zu bewahren, ihm vorzuſchreiben nicht unterlaſſen kann.

Man hat mir für gewiß erzählt, daß an einigen kleinen deutſchen Hofhaltungen der Name Engländer ſchon allein fähig macht, zugelaſſen zu werden — ein Vorzug, der oft von den beßten und in allemeinem Anſehen ſtehenden Landeskindern, vergebens in Anſpruch genommen würde. An einem andern Orte ſoll es ſogar eine eigene Art von Unterhändlern oder Maklern gegeben haben, die, ſobald ſie in Erfahrung brachten, daß ein Engländer angekommen war, auch ſogleich im Schloſſe Meldung davon machten, und ihm die Einladung für die nächſte Abendgeſellſchaft erwirkten. Wenn man nun bedenkt, was Alles aus den drei Königreichen nach dem Continente ſeine Schritte lenkt; wer ferner ein Auge hat die liebenswürdigen Eigenſchaften John Bulls in ihren grellſten Schattirungen zu würdigen; wer das linkiſche, plumpe, lächerliche, triviale, unſociale, proſaiſche Weſen der mannigfaltigen Travellers und Touriſten beobachtet: wer es ſchon dahin gebracht hat, ſich höchlich zu verwundern, wenn er einen Mann unter der Maſſe herausfindet, der die Literatur kennt, zuvorkommend in ſeinem Benehmen, anſprechend iſt und bereits den

reichen Nutzen zurückgelegter Reiſen für ſich erbeutet hat.— ein ſolcher Mann, er möge nun Deutſcher, Franzoſe oder gar Engländer ſelbſt ſeyn, wird auch die ungeheuere Beeinträchtigung ganz erfaſſen, und die Vorurtheile bemeſſen können, die aus einer lächerlichen, ohne Sinn und Verſtand geübten Zuvorkommenheit entſpringen müſſen.

XXII.

Charakterbilder.

Man kennt zur Genüge engliſche Originale; unſere trefflichen Schriftſteller wiſſen mit Worten alſo treu und ſprechend zu malen, daß dergleichen Schildereien unter allen Nationen bekannt, und ſogar berühmt werden. Die Deutſchen ſtehen darin zurück; ſie ſind eben keine genauen Charakteriſtiker, wie wir, und ſelten geben ſie an ſich ſelbſt ein in allen Theilen aufrichtiges Bild. Sie beſitzen nicht die ſchneidende Kälte des ſchonungsloſen Zergliederns, und eine angeborene, ihnen wohl anſtehende Gutmüthigkeit umſchleiert Feh-

ler und Mängel und gibt ſelbſt Schwächen eine Tinte, die ſie im verſchönernden Lichte erſcheinen läßt.

Mein Wunſch, mich zu unterrichten, trieb mich an, in ſo weit ich es, bei der Verſchiedenheit des Idioms, im Stande war, den Umgang der Eingeborenen zu ſuchen. Zum Glücke kam mir dabei die Kenntniß fremder Sprachen, die bei ihnen allgemein anzutreffen iſt, zu Hilfe.

Am Tage nach dem Balle, von dem ich eben ſprach, ergötzte mich eine Waſſerparthie, die ich auf dem großen Weiher machte, der ſich an der einen Seite des fürſtlichen Schloſſes über einen Theil des Parks ausbreitet, und der in dem üblichen Hofſtyle des Landes, mit dem ſtolzen Namen „Herrenſee“ benannt wird. Wir ſaßen zu fünf in dem kleinen Boote; zwei von der Geſellſchaft, vornehme Herren, „geheime Hofräthe“, mit dicken Bäuchen und kurzem Athem, verſorgten das Geſchäft des Ruderns, weil ſie ſich Bewegung machen wollten, auſſerdem waren der Kommandant der Truppen des Fürſtenthums und der Eigenthümer eines benachbarten Eiſenwerks mit uns. Dem Letztern hatten wir verſprochen, damit er den Weg ab-

ſchnitte, quer über den Teich zu fahren und ihn am gegenüberliegenden Ufer abzuſetzen, wo ihn ſein Einſpänner erwartete. Um ſich für dieſe Gefälligkeit bei der vornehmen Geſellſchaft zu bedanken, hatte er es übernommen, uns den Weg auf angenehme Weiſe zu verkürzen. Er erzählte launige Geſchichten, wie es ſchien, denn die Herren geheimen Hofräthe brüllten auf ihren Ruderbänken, während ſelbſt der ernſte Krieger die behaarte Oberlippe zum freundlichen Grinzen verzog, und dann ſo artig war, mir die komiſche Geſchichte in geläufigem Engliſch mitzutheilen.

Es war zum erſten Mal, daß ich mich in ſo rein deutſcher Geſellſchaft befand; zum erſten Mal, daß mir ein ächt deutſches Charakterbild enthüllt wurde,

und deßhalb machte es einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich im Stande war, ihn durch Aufzeichnung feſter und bleibender zu geſtalten.

Wenn ich mir das ganze Bild vergegenwärtige, den ſchaukelnden Kahn, die helle Flut, die anmuthige Gegend — alles dieß aber ohne Großheit — und dann dazu die Geſellſchaft: die beiden dicken Ruderer, lachend und keuchend, den feinen, ſtolzen Offizier, den dicken Eiſenhammerbeſitzer, in ſeinem breiten Idiom erzählend, und endlich — um die Gruppe zu vervollſtändigen — mich ſelbſt, mit einer Art von ängſtlicher Neugierde im Kreiſe umherſchauend — ſo kann ich mich wohl noch jetzt daran beluſtigen.

„Ich denke mir ſtets unter Vikar,“ ſagte der Krieger, „einen hungrigen, langen, etwas vorgebogenen, blonden jungen Mann, mit glattgeſcheitelten Haaren einer Brille auf der Spitznaſe, großen Vatermördern, geſteiften Zipfeln am weißen Halstuche, in einem langſchößigen, ſpitzzulaufenden, abgetragenen ſchwarzen Frack, ausgewaſchenen und zu kurzen Pantalons und etwas ſchiefgetretenen Stiefeln — und, indem ich dieſes Bild entwerfe und feſthalte, muß ich mir ſelbſt ge-

ſtehen, daß ich nicht recht weiß, woher mir dieſe vorgefaßte Idee kommt, und es Jedem willig überlaſſen, an ſeine Richtigkeit zu glauben oder ſie zubezweifeln.“

„Tritt der Vicar in eine Geſellſchaft, ſo zieht er die Schultern in die Höhe, ſtreckt den Kopf vor, läßt ihn auf die Bruſt ſinken und ſchnellt ihn dann wieder raſch in die Höhe; dieſe Bewegung des Kopfes, die mit dem Bocken der Pferde einige Aehnlichkeit hat, iſt ſein Gruß; nimmt er den Hut ab, ſo greift er den Rand am hintern Ende an; ſpricht er, ſo ſieht er gewöhnlich den, zu dem er ſpricht, nicht an, ſondern ſchlägt die Augen zu Boden. Das Gleichgiltigſte, was er zu ſagen hat, betont er ſtark, und er befleißt ſich eines gewiſſen Singſangs, der unangenehm auffällt, mit dem er aber zu kokettiren ſcheint.“

„Mir ſcheint,“ bemerkte ich hierauf, „daß dieſe Schilderung doch wohl nicht ſo ganz und gar auf Vorgefaßtem beruhen möge, ſondern, daß vielmehr ein lebendes Original, oder auch wohl mehre dazu geſeſſen haben. Erlauben ſie mir nun aber, Ihnen einige Züge aus dem Leben eines engliſchen Vicars mitzutheilen,

den ich erſt vor Kurzem, und zwar in Baden, wieder anzutreffen ſo glücklich war.«

»Ich hatte ihn lange aus dem Geſichte verloren. Einſt begegnete ich ihm in einer kleinen Stadt, die nahe an meinem Gute liegt, wohin mich Geſchäfte gerufen hatten. Ich kannte ihn ſchon lange, und da ich an ihm eine beſondere Aufregung bemerkte, ſo fragte ich ihn um die Urſache.«

»»Ich bin durch den Tod einer alten Tante,«« ſpricht er, »»in den Beſitz von tauſend Pfund gerathen, und war eben daran, ſie mir vom Banquier auszahlen zu laſſen, als ein vertrackter Burſche mit einem allerliebſten Pommerl mir vor die Augen kommt. Ich hatte mir lange ſchon ein ſolches Hündchen gewünſcht und mußte es haben, koſte es was es wolle: denn Geld hatte ich ja genug. Der Burſche fordert einen Sovereign und ich zahl's ihm, ohne weiter zu handeln. Damit machen wir uns auf den Weg: ich, mein Pommerl und die neunhundert neun und neunzig Pfund — denn ein Pfund hatte ich ja für das Thierchen ausgegeben.««

»So war er denn nun bis an das Thor gekom-

men, als plötzlich es dem Pommerl nicht mehr gefällt mitzugehen, und es, ohne ſich lange zu beſinnen, umkehrt und zu ſeinem alten Herrn hinläuft. Der neue Herr ſieht dieß kaum, als er, entſetzt über den Verluſt, ſeine erhobene Erbſchaft, die er noch in der Hand hält, ohne Säumen, in's Gras wirft, und dem Hunde nachläuft, um ihn zu fangen. Umſonſt! Der Hund, ſich ſcheu umblickend, bemerkt ſeinen Verfolger, und jagt nur immer ſtärker über Stock und Stein, die Kreuz und Quer und mein armer Freund muß endlich die Hoffnung aufgeben, den Flüchtigen zu ereilen. Da fällt es ihm erſt ein, daß er ſein Geld nicht mehr habe, er beſinnt ſich dunkel, daß er's weggeworfen, weil es ihn genirte, als er den Hund greifen wollte. Er kehrt beſtürzt an den Ort zurück; er hat ſich einen großen Nußbaum gemerkt, der die Stelle bezeichnet, doch vergebens ſucht er ſein Geld und traurig muß er ſich geſtehen, daß ſeine Leidenſchaft für die Pommerl ihn um die Erbſchaft gebracht, und daß die Weisheit erheiſche: fortan ſeine Leidenſchaften zu bezähmen. Das

Geld war fort, und alle Bemühungen es wieder zu erhalten blieben fruchtlos.«

»Er war eben nicht besonders schön zu nennen, Er hatte ein langes gelbbraunes Gesicht, das in dicken, schwarzen Haaren steckte; sein Körper war überaus hager, die langen Knochenfinger waren ebenfalls mit Haaren bewachsen, und die Augen schillerten grün. Dennoch bewarb er sich um die Hand eines schönen Mädchens, weil ihm noch einige andere Erbschaften bevorstanden und er der Meinung war, daß das Geld auf der einen Seite die Wagschaale wohl zum Einstehen bringen würde. Was ihm an äusserer Liebenswürdigkeit abgehe, hoffte er durch Toilettenkünste zu ersetzen. Nun schenkte er mir darin ein großes Vertrauen, und berieth sich mit mir, wie er sich kleiden müsse, um das Herz seiner Schönen zu erobern. Ich fröhnte seiner unschuldigen Manie und führte ihn zu einem Modeschneider, der ihn mit einem vollständigen Anzuge versah. Das war ihm aber noch nicht hinlänglich. Eines Morgens besucht er mich mit einem schönen Halstuche, prächtig gesteift, nach des großen Brummels Erfindung, der bekanntlich die Anwendung

des Kraftmehls auf Halsbekleidungen zuerſt erſonnen hatte. Seine Bitte geht dahin, daß ich ihm das Tuch umlege und ihm, den damals ſo beliebten Prinz-Regent-Knoten ſchlinge. Auch dieſe Bitte erfülle ich ihm, ſo gut ich es vermag, und er verläßt mich froh, wie ein König, nicht zweifelnd, daß er bald am Ziele ſeiner Wünſche ſtehen werde.“

„Es vergingen ungefähr vierzehn Tage bis ich ihn wiederſehe. Er ſah traurig und abgehärmt aus; die Augen lagen ihm tief im Kopfe, aber vor Allem war es ſeine ſchmutzige Wäſche und die gänzlich zerdrückte und zerknitterte Halsbinde, auf welche er doch ſo beſondern Werth gelegt hatte, die mir in die Augen fielen. Auf meine Frage geſteht er bald, daß er die ganze Zeit über nicht in's Bett gekommen ſei, da er, um den ſchönen Prinz-Regent-Knoten zu ſchonen, ſtets auf dem Stuhle geſchlafen habe. Nun ſei es ihm aber doch zu arg, und er freue ſich, mich endlich wieder gefunden zu haben, um mich zu bitten, daß ich ihm ein anderes Halstuch wieder eben ſo binde, denn er müſſe nothwendig friſche Wäſche anziehen. Er ſelbſt ſei aber nicht im Stande den Knoten zu machen.

Man kann denken, daß unter dieſen Umſtänden ſeine Aufmerkſamkeit nichts gefruchtet hatte, und daß die junge Dame ſich von dem ſchmutzigen Menſchen mit Abſcheu wegwandte, deſſen überwachtes und zerſtörtes Ausſehen ſie wohl noch auf andere unangenehme Vermuthungen führte.“

„Als er nun dieß inne geworden war, wollte er verzweifeln und ſann Tag und Nacht auf Mittel, ſich das Herz der Schönen wieder zu erringen, da er ſich feſt einbildete, es ſchon beſeſſen zu haben. Er machte die tollſten Schritte, bis er endlich auf den Wahnſinnigſten gerieth, und ſich an den Bruder des Mädchens wandte und dieſem eine Summe Geldes bot, wenn er ihm die Schweſter ſchaffen könne. Die Folge davon war, daß er die Treppe hinabgeworfen wurde und ſich hierauf mit ſeinem Schmerze und ſeinem geſteiften Halstuche in die Einſamkeit zurückziehen mußte.“

„Nach vielen vergeblichen Verſuchen, ſich eine Braut zu erringen, war er endlich wieder einmal ſo glücklich geweſen, einen reichen Vetter zu beerben, und in Folge dieſes Ereigniſſes erlangte er auch, was er ſo

ſehnlich wünſchte. Ein habſüchtiger Vater verſprach ihm die Hand ſeines Kindes, und obgleich dieß durchaus nicht einwilligen wollte, wurde der Tag zur Hochzeit dennoch feſtgeſetzt, und der ſonderbare Menſch, eine Art von Peter Schlemihl, führte das unglückliche Opfer zum Altare. Der Abend kam, und der wonnevolle Augenblick für den Neuvermählten war erſchienen. Aber ein neues Unglück zog auf, das Alles zerſtörte. Schon war er im tiefſten Negligé und ſchickte ſich an, das Brautbett zu beſteigen, als aus finſterem Gewölke ein jäher Blitz herabfährt, dem ein majeſtätiſch langhinrollender Donner folgt. Unſer armer Freund hatte aber vor einem Gewitter die entſetzlichſte Furcht; den Blitz konnte er nicht ſehen, den Donner nicht hören. So wie er daher daſtand, glaubte er nichts Beſſeres thun zu können, als mit dem Kopfe in die Polſter zu fahren, und ſich dort ſo hineinzuwühlen, daß ihm Sehen und Hören verging. Dennoch aber konnte er es nicht unterlaſſen, aus Angſt mit den nackten, dürren, über und über ſchwarzbehaarten Füßen, wie ein Trampelthier zu ſtampfen und zu ſtrampeln. Man kann denken, wie dieß den Eindruck, den

er ohnedieß auf die Braut ſchon früher gemacht hatte, noch verſtärkte. Ohne ſich lange zu beſinnen, machte ſie ſich, ehe er's merken konnte, aus dem Staube. Nun denke man den Schrecken des Bräutigams, als das Gewitter aufgehört hatte und er den Kopf erhob. Die Braut war fort und erklärte nie wieder zu dem Menſchen zurückkehren zu wollen, der ſicherlich von einem böſen Geiſte beſeſſen wäre.

„Trotz dieſer mehrfachen Unglücksfälle gab er das Freien doch nicht auf, und klopfte noch überall an, wo er ein heirathsfähiges Mädchen wußte; bis es ihm endlich gelungen war, eine Frau ſich zu erwerben, die zwar nicht mehr hübſch und jung, aber dafür deſto herriſcher war und ihn nahm, in der ſichern Ueberzeugung die Stärkere zu ſeyn. Eben in dieſer anmuthigen Verfaſſung traf ich ihn neulich wieder. Er war noch immer der Alte. „„Meine Frau,““ verſicherte er, „„iſt die liebenswürdigſte und beſte Perſon von der Welt, und ich lebte ganz glücklich mit ihr, wenn ſie mich nur beſſer kennen lernen wollte. Aber ſie nennt mich nur ſtets „Rindvieh,“ und auſſer der Kinderſtube darf ich mich kaum vor ihr blicken

laſſen. Sie hat mich jetzt auf den Kontinent mitgenommen, und da ich mich ſehr geſchickt anzuſtellen weiß, ſo hoffe ich, daß ſie nächſtens wohl ihre Meinung von mir ändern wird.““

„Er bat mich ihm ein gutes Wort einzulegen, und wollte mich mit ſeiner Liebſten bekannt machen, allein ich zeigte wenig Luſt dazu, und ging ihm aus dem Wege.“

XXIII.

Eins von den erheblichſten Originalen, die mir in meinem Leben vorgekommen, traf ich einſt in den Bädern von Cheltenham. Es war ein ſchwarzer Badegaſt, der Gott weiß wie, auf den Einfall gerathen war, nach Europa zu reiſen, um einem, bei ſeiner Nation ſehr ſeltenen Trieb, ſich zu bilden, nachzukommen. Wenn wir auch nicht dem Urtheil gewiſſer Nordamerikaner beiſtimmen wollen, die den Schwarzen nur einige Vorrechte vor den Affen einräumen, im Uebrigen aber, ihnen keine höhern menſchlichen Fähigkeiten zuſchreiben — ſo müſſen wir doch — bei aller Humanität — ſehr aufrichtig geſtehen, daß

unſer ſchwarzer Elegant, wie er ſich auf Promenaden und anderen Orten zeigte, nicht geeignet war, nordamerikaniſche Vorurtheile geradezu zu widerlegen.

Er war ſeiner Erſcheinung nach eine Art von Karikatur; übermäßig modern in der Kleidung, barock in ſeinen Geberden und Stellungen, wollte er mit einer gewiſſen Art von Bildung prunken, und da er franzöſiſch und engliſch verſtand, ſo pikirte er ſich recht viel Bücher der neueſten Literatur nach Hauſe zu ſchleppen. Ob er ſie las, würden wir natürlich nicht zu verbürgen übernehmen.

Er hattte eine wahre Wuth, ſich überall zu zeigen, und da konnte es denn nicht fehlen, daß bald allerlei

Geſchichtchen über ihn im Schwange waren. Es gibt nichts Kleinlicheres in Bezug darauf, als die ſogenannte höhere Geſellſchaft. Einige unterließen nicht, zu verbreiten, er ſei von Haus aus nichts Anderes, als ein gemeiner Neger, der mit ſeinem Herrn, einem Pflanzer aus Surinam nach Europa gekommen ſei, dann Kutſcher oder Kammerdiener bei einem vornehmen Herrn geworden wäre, und endlich durch Spiel, Spekulation oder Betrug ſich Geld erworben habe. Andere hingegen behaupteten, daß er ein leibhaftiger Neffe Sr. kaiſerlich-königlichen Majeſtät, Chriſtophs des Großen, ſchwarzen Andenkens, und eigentlich Prinz von Geblüt und Herzog von Orgeade ſei, was zu deutſch mit Gerſtenſchleim gleichbedeutend iſt, und nur fälſchlich mit Mandelmilch überſetzt wird, da Orge bekanntlich Gerſte und nicht Mandel heißt.

Wie dem nun auch ſei; unſer Schwarzer wußte, was ſeiner Farbe an Schönheit, und ſeinem Stammbaum an Alter abging, durch eine große Sicherheit und Zudringlichkeit zu erſetzen. Seine Abkunft war jedoch kein größeres Räthſel, wie ſeine ganze Exiſtenz; aber dergleichen Räthſel gibt es Viele in einem beſuchten Badeorte;

man läßt ſie am Wege liegen, begnügt ſich damit, ſie aufzugeben, und iſt mit halber Löſung zufrieden. Dieſe iſt am generellſten damit gefunden, wenn man ſagt: der Menſch ſpielt — ſobald man ihn ſpielen ſieht — oder: er muß wohl ſpielen oder geſpielt haben — wenn man ihn nicht am grünen Tiſche wahrnimmt.

Daß man den Herzog von Orgeade bemerkte, darf wohl nicht erſt verſichert werden, dafür bürgte ſeine Farbe, die Art ſich zu führen, ſein vermeinter Titel und vieles Andere noch. Was man mit dem Worte „Bemerken“ in der Badegeſellſchaft zu bezeichnen pflegt, bedarf aber wohl auch keiner weitläufigen Erklärung. Man traf ihn überall; er verſäumte kein Concert, keine Reunion und keine ſich darbietende Gelegenheit, um ſich vorſtellen zu laſſen. Sobald ein Fremder von Bedeutung die Badeliſte vermehrte, ſo war er auch gleich bei der Hand, um ſich einen geeigneten Mann zu ſuchen, der ihn einführte. Manchmal wandte er ſich in ſeinem Eifer an Leute, denen er ſelbſt kaum bekannt war. So traf es ſich einſt, daß er mit einem ſolchen Geſuche einem vornehmen Herrn überläſtig wurde, den er ſchon oft in dergleichen Fällen in An-

ſpruch genommen hatte. Dieſer ſtellte ihn daher einem ruſſiſchen Fürſten mit den Worten vor: „Je vous présente un homme très présenté et très peu présentable.“

Das Epigramm kam herum, und hatte zur Folge, daß der Herzog von Orgeade förmlich Mode wurde, und daß die ennuyirte Welt ſich dazu drängte, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Dieſer günſtige Umſtand war Schuld, daß er den Scherz nicht übel nahm.

Ein ſeltſamer Zufall wollte, daß zu eben jener Zeit ein anderer Schwarzer nach Cheltenham gekommen war, von dem man ſagte, daß er ein moderner Crö-ſus ſei. Er ſoll lange Zeit ſelbſt Sclavenhändler geweſen ſeyn; ein Handel, der den Weißen mit Schande brandmarkt, den Schwarzen jedoch wo möglich noch mehr entehrt. Welch ein Herz gehört dazu, gegen ſeine eigenen Landsleute ſo unmenſchlich zu verfahren. Doch wollen wir dem Gerüchte nicht geradezu Glauben beimeſſen, und annehmen, daß unſer Schwarzer nicht wirklich ſo ſchwarz war, wie ihn das Gerücht darſtellte.

Häßlich war er in hohem Grade, und darin ſtand er dem vermeinten Herzoge von Orgeade bedeutend

nach, der als Neger ſchön genannt werden konnte. Unſer ſogenannter Sclavenhändler war von kleiner Geſtalt, faſt bucklich und hatte ſchiefe Beine. Sein Geſicht war einer alten Meerkatze nicht unähnlich. Obgleich das Geld die europäiſchen Schönen manchmal über körperliche oder geiſtige Mängel hinwegſehen läßt, und eine oder die andere ſich vielleicht entſchloſſen haben könnte, dem goldbeſchlagenen Popanz ihre Hand zu reichen, ſo war doch dieſer von ſeinem pfiffigen Negertriebe ſo durchdrungen, daß er allen Lockungen zu entgehen wußte und ſich, um den ewigen Anforderungen ein Ende zu machen, und ſeinem eigenen Wunſche nachzukommen, ſich eine Negerin von ächter Race ausſuchte, und ſie zu ſeiner glücklichen Gattin erkor. Nie paßten zwei Menſchen herrlicher zuſammen, ſo ſchien es; aber wie oft und bitter der Schein trügt, ſollte ſich auch hier deutlich zeigen. Es war das intereſſanteſte Paar, das man ſich nur denken kann.

Als ſie am erſten Abende auf der Promenade erſchienen, erregten ſie, wie man ſich leicht denken kann, das größte Aufſehen. Bald aber legte es ſich, und an die Stelle trat die größte Zuvorkommenheit, wo-

mit man das ſchwarze Paar behandelte, denn es öffnete ein Haus der Geſellſchaft, deſſen Luxus noch Jahrelang das Sprüchwort blieb. Beſonders fanden die Diners den größten Anklang bei den ſogenannten **Viveurs**. Obgleich der Spott nicht ruhte, und man ſich darin gefiel, zu behaupten, der Sclavenhändler ſchlachte junge Negerſclaven, um ſie mit weſtindiſchen Gewürzen als Ragout ſeinen Gäſten vorzuſetzen, ſo war ſeine Tafel doch nicht weniger beſucht.

Wie ich zum erſten Male die zweifelhafte Ehre genoß, mit ihm zu Frühſtücken, befanden wir uns allein. Die Lady war unpaß, und blieb auf ihrem Zimmer. Deſto vertraulicher war der Ton, den der

reiche Amphytrio anſchlug. Er ließ mich einen Blick in ſeine Neigungen werfen; er war Antiquar, Numismatiker, Gemäldeſammler, kurz — er hatte alle modiſchen Liebhabereien weg, ohne die man heute keine vornehme und reiche Rolle zu ſpielen glauben darf. Ich mußte Alles ſchauen, Alles bewundern, was er hatte. Ich hatte ſeine Einladung angenommen, und ich ſah nunmehr kein Mittel, den Kelch abzuweiſen — ich mußte ihn leeren bis auf den Grund.

Nachdem ich fertig zu ſeyn glaubte; wir hatten einen langen Weg durch einen Haufen Plunders zurückgelegt, ſtieg ſeine Vertraulichkeit, die einige Flaſchen frappirter Champagner bedeutend erhöht hatte, auf den höchſten Grad. Er öffnete eine alterthümliche Kaſſette von Metall, von überaus ſchöner, getriebener Arbeit, die mit großen Wappen verziert war, und zog daraus eine koſtbar gearbeitete Mappe hervor, welche Banknoten, Kaſſenanweiſungen und Wechſel enthielt; eine ungeheuere Summe! Ich konnte mich eines leichten Schauders nicht erwehren, als ich an die armen Schwarzen dachte, und ich war ſentimental genug,

den reichen Burſchen haſſen zu können in jenem Augenblicke.

„Hier ſind, ſagte er ſchmunzelnd, und ſein weißgezahnter Hayfiſchrachen ſchlitzte ſich nach und nach von einem Ohr zum andern, keine Stammbäume und Pergamente, jedoch Adelsbriefe anderer Art, die von jenen nicht verdunkelt werden. Gediegenes Gold gewährt die reinſte Ariſtokratie; die ſtolzeſte und glänzendſte. Finden Sie eine, die es mit dieſer hier aufnimmt, ſo will ich ihr meine Huldigung darbringen.“

Und damit ergriff er ein ſolches Büchlein zuſammengelegter Wechſel und blätterte es mir unter der Naſe auseinander, um mir zu zeigen, welche große Summen es enthielt, und mir ſeinen Adel „zum Verfall“ und ſeine Wappen „An Vorzeiger“ zu beweiſen. Ich hatte genug an dem Frühſtück und an dem ganzen Menſchen, und wollte ich nicht unhöflich werden, ſo war's das Beſte mich zu entfernen.

Seitdem hatte ich ihn lange nicht wiedergeſehen; ich vermied es ſogar ihm zu begegnen, um ſeinem läſtigen Einladen aus dem Wege zu gehen. Indeſſen fuhr er fort ein großes Haus zu machen, und ich

hörte von seinem Aufwande. „Ein Beobachter muß Alles sehen, Alles kennen lernen,“ sagte ein Freund zu mir. Und ich gesteh' es gern, daß der Wunsch, eine Skizze für mein Tagebuch zu erhalten, mich bestimmte, den Sclavenhändler noch einmal zu besuchen.

Er hatte seit jenem Frühstücke, daß ich bald nach seiner Ankunft bei ihm einnahm, seine Wohnung verändert und residirte jetzt in dem schönsten Hotel, das den Fremden offen stand. Wie ich ihn schon früher kennen gelernt hatte, so sprach er wieder von nichts Anderem, als von seiner Einrichtung, von seinen Pferden, von seinen Domestiken, seinen Diners und dergleichen. Dabei nannte er alle Hoheiten, Durchlauchten, Herrlichkeiten und gewöhnliche Berühmtheiten, die er bewirthet hatte, dann ging er — wie ich das vorausgesehen — auf meine Einladung über.

— Wenn Sie mir eine ganz vertrauliche Einladung zu Gute halten wollten, so würde ich Sie ersuchen, mir die Ehre zu erweisen, heute bei mir zu essen mit einigen russischen Prinzen, einem deutschen Herzoge, zwei französischen Vicomtes und etwelchen Lords von ihrer Nation. Auch etliche Gesandte und andere Per-

ſonen von Diſtinction werden ſie bei mir ſehen, die ſie wahrſcheinlich ſchon kennen werden. Ich mache nicht viel Umſtände, und man wird ſich amüſiren.

Man kann denken, daß ich dieſe originelle Einladung acceptirte.

Um halb ſieben Uhr wurde ich in ein herrliches Gemach eingeführt, wo ſich die Gäſte verſammelten, und in Gruppen unterhielten. Etwa eine Stunde ſpäter meldete man, daß aufgetragen ſei. Die Tafel befand ſich in einer Art von Gallerie, an deren oberem Ende ſich, nach engliſcher Sitte, ein auf Stufen erhöhter Schenktiſch befand, der mit Silber, Gold und Criſtall verſchwenderiſch beſtellt war. Ueberall zeigte ſich wohl Reichthum, doch ſuchte man den Geſchmack vergebens. Der Schwarze ſtrahlte oder glänzte vielmehr vor Wonne, als er die Hoheiten, Durchlauchten und Excellenzen Platz nehmen ſah, und ſich ſelbſt in die Mitte zweier alten Damen ſetzte, während ſeine liebliche Gattin den deutſchen Herzog und einen der ruſſiſchen Fürſten zur Faſſung erhielt.

Es würde der reichſten Phantaſie nicht möglich ſeyn eine üppigere Mahlzeit zu denken. Allein trotz des

großen Ueberflusses und der Ausgesuchtheit der Speisen und Weine, herrschte die tödtlichste Langeweile an dieser Tafel und die Gäste sehnten sich, daß Alles nur ein baldiges Ende nehmen möchte; dieß konnte man in ihren Minen lesen. Keiner wollte es übernehmen die Unterhaltung zu beleben oder allgemein zu machen. Die Gesellschaft, die theils wider Willen, durch das ewige Einladen des Wirths, oder aus einem bloßen Trieb der Neugier, gleich mir, hier vereinigt war, fühlte sich gezwängt, als der Spaß zu lange dauerte. Nur der Schwarze allein schien davon nichts zu empfinden, er war vielmehr davon überzeugt, daß eine so eminente Gesellschaft nothwendig auch sich gut amüsiren müsse.

Nachdem das Essen vorbei war, verfügte man sich in einen Salon, der ganz das Ansehen hatte, als ob darin eine Versteigerung gehalten werden sollte; denn es waren hier auf allen Tischen eine Menge Juwelen, geschnittene Steine und allerhand kostbare Seltenheiten ausgebreitet. Was jedoch den peinlichen Eindruck, den alles dieß hervorbrachte, bedeutend vermehrte, war, daß eine Anzahl von vertrauten Bedienten, gleichsam wie Wächter um-

herſtanden, um den Schatz mit den Augen zu hüten, und zugleich den Gäſten auf die Finger zu ſehen. In den Nebenzimmern waren Whiſttiſche hergerichtet, die ſogleich mehre von der Geſellſchaft occupirten, um ihrer drückenden Verlegenheit ein Ende zu machen.

So waren die Feſte dieſes reichen Mannes beſchaffen. —

Dieſes glückliche Paar — der Sclavenhändler nehmlich und ſeine Dame, wurde jedoch nur zu bald aus ſeinem Himmel geriſſen.

Der Herzog von Orgeade, trotz ſeiner anhaltendſten Beſtrebungen, konnte bei dem Sclavenhändler nicht vorgeſtellt werden. Der Emporkömmling erkannte den Adel Chriſtophs I nicht an, und deſſen Großneffe war daher nicht zulaſſungsfähig in ſeinen Salons. Orgeade ſchnob Rache.

„Sollte des Cröſus Weib unempfindlich ſeyn?“ fragte er ſich, und ein Blick in den Spiegel geworfen, ſagte ihm, daß er den Verſuch wagen dürfe.

Negerinnen haben heißes Blut; Orgeade wußte das

und baute darauf ſeinen Plan. Sah er ſie allein, das heißt, begegnete er ihr zufällig, ſo konnte es nicht ausbleiben, das er ihre Blicke auf ſich lenkte. Die Sache mußte gefährlich werden, da die gleiche Farbe die Frucht einer geheimen Verbindung nicht zu verrathen drohte, und des Gatten Sorgloſigkeit nicht daran dachte, dieſen Schatz zu bewachen.

O hätte er ihm nur halb jene Sorgfalt gewidmet, die er ſeinen Antiquitäten angedeihen ließ!

Einſt, es war ein ſchöner Abend — die Dame war im einſamen Boskett und harrte ihres Gatten, um ſich mit ihm auf die Promenade zu begeben. Sie mochte wohl des ſüßen Afrikaners gedenken, der ihr ſchon mehrmals aufgefallen war, und deſſen holdes Bild ihr Herz beunruhigte und ſie ſchon in Gedanken treulos werden ließ. Sie war jedoch weit entfernt, ſich darüber Vorwürfe zu machen. Solche ſchwarze Damen wiſſen nicht, was Vorwürfe ſind, die man ſich ſelbſt macht.

Wie ſie ſo daſaß, hörte ſie Schritte kniſtern; ſie horcht auf: das iſt ihr Gatte nicht — ſie blickt hin

— und ach! er iſt es! da ſteht er unfern von dem Gebüſche, das ſie ſeinen Blicken noch entzieht — ſie ſchwankt keinen Augenblick über das, was ſie zu ergreifen habe — ſie ſpringt auf, wie die Gazelle in ihrer glühenden Heimath und tritt aus dem bergenden Schatten hervor mit unendlicher Grazie, dem Geliebten entgegen. Dieſer bleibt wie verſteinert vor ihr ſtehen, mit dem vollſtändigen Aplomb eines karikirten Stutzers. Er zieht ſeinen ungeheuern Hemdkragen noch höher an der ſchwarzglänzenden Wange hinauf, und dieſer prächtige Kontraſt vollendet die Verwirrung aller Sinne bei ſeiner Geliebten. Beide ſagen ſich nichts — ſie ſind ganz Gefühl.

Was dieſem erſten, unbelauſchten Beiſammenſeyn folgte — wer wollte es beſchreiben? Es bleibt nichts übrig, als den altmodiſchen Romanſchreibern zu folgen und die Worte herzuſetzen:

„Hier falle ein Schleier darüber!“

XXIV.

Dieſem erſten Zuſammenſeyn folgte bald das zweite — das dritte — das vierte — und ſo mit Grazie in infinitum. Wer möchte hier zählen?

Der arme Millionär ſchien nicht zu ahnen, wie ſehr er hintergangen ward, wie ſeine eigene Farbe in ſeinem Glücke wühlte. Er war noch ganz dieſelbe Aufmerkſamkeit gegen ſeine ſchwarze Hälfte; allein dieſe hatte ſich und ihr Betragen verändert. Sie behandelte ihren Gatten auf empörende Weiſe; er mußte den grellſten Widerſpruch ertragen, ſeine Liebkoſungen wurden nicht erwiedert, ſie ſuchte die Einſamkeit, ſie geſtand ihm, daß ihr ſeine Geſellſchaft anwidre.

Dies öffnete ihm nach und nach die Augen; ſelbſt ſein plumper Negerverſtand durchdrang dieſes Myſterium. „Sie muß einen andern auf dem Korn haben,“ dachte er ungefähr in ſeiner gemeinen Landesſprache, und er nahm ſich vor, auf der Hut zu ſeyn.

Von jetzt an ſpionirte er, und zahlte Spione. Die Frau war von Argusaugen umlauert; die Entdeckung konnte nicht ausbleiben.

Bald war's heraus, daß der Herzog von Orgeade jeden Abend, und wann es geſchehen konnte, ſeine geheimen Unterredungen mit der Lady hatte. Der Sclavenhändler wollte aus der Haut fahren; ſein ſchwarzes Blut kochte, er tobte im erſten Augenblicke wie ein wildes Thier, und konnte ſich nur nach und nach bezähmen.

Wer ihn aber bezähmte, war einer ſeiner gewöhnlichen Tiſchfreunde, der ihm mit ſchlauer Klugheit eine ernſtere Genugthuung zu nehmen rieth. Dieſer Menſch war ſein Jago; er Othello.

Der Zufall wollte, daß der Sclavenhändler am Leſekabinet vorüber ging; ſein Jago mit ihm.

— Siehſt Du dort hinter den halbverhangenen Scheiben? flüſterte der.

Er blickte hin. O Ihr Schlangen Dongola's! Ihr Löwen Sahara's! Da ſah er ſie ſitzen — mit der Mine der Unſchuld — einige Keepſakes durchblättern und neben ihr der ſchwarze Herzog, glänzender ſchwarz als je, geputzter als je, Kopf an Kopf, Bilder beſehend, ſüße Worte tauſchend, leiſer wie der Verrath, den ſie übten — aber leiſe nahte auch die Rache, leiſe die Gerechtigkeit. Der gekränkte Gatte nur ſcheinbar zurückgehalten von ſeinem Jago, trat ein.

Der Sclavenhändler wollte ſich vergeſſen; er bot dem Verführer ſeiner Gattin eine Vorparthie an und belegte ihn mit den herausforderndſten Namen. Die Leſer in dem Kabinete wurden aufmerkſam, und nahmen den Auftritt für ein beluſtigendes Schauſpiel. Schon wurden Wetten gemacht, ob der oder jener der beiden Schwarzen als Sieger beſtehen würde.

Plötzlich jedoch nahm das Ganze eine Wendung des Ernſtes, ja des Tragiſchen, die Niemand ſich wohl verſehen haben würde.

Mit edlem Stolze trat der vermeinte Herzog dem vermeinten Sclavenhändler entgegen, der noch, die Fäuſte geballt in drohender Stellung vor ihm ſtand.

— Kennſt Du mich? fragte ihn der Herzog mit einer Donnerſtimme.

Der Andere ließ die Fäuſte ſinken, riß die Augen und das Maul weit auf, und ſtarrte vor ſich hin, als ob er eine Erſcheinung hätte. Könnte ein Neger ſich entfärben, ich glaube er wäre weiß wie Kreide geworden, ſo ſehr ſchien er erſchreckt.

— Ich bin nicht der, für den ich hier gehalten werde — ſagte der vermeintliche Herzog, nie hat es einen Herzog von Orgeade gegeben, mit welchem Titel

man mich hier zu beehren ſo gütig iſt. Einen Herzog von Limonade gab es, der war Statthalter vom Cap Henri, einen Grafen von der Gewürznelke gab es auch, der war geheimer Kabinetsſecretär des Kaiſers, Du kannteſt ſie Beide, aber auch den Fürſten de l'Eventail kannteſt Du —

Den Andern überfiel ein heftiges Zittern; ſeine weiten Kiefer ſchlotterten hörbar aneinander.

— Und dieſer Prince de l'Eventail bin ich! —

Wer in dieſem Augenblicke die ſchwarze Gruppe ſah, hätte ein bedeutender Menſchenkenner ſein müſſen, das Geheimniß zu erforſchen, das in dieſen Worten lag. Es handelte ſich um eine Hofintrike, die ſich einſt an dem Hofe des Kaiſers Chriſtoph des Großen von Hayti abgeſponnen hatte; allein mehr errieth man nicht.

Und mehr ſollte ſich auch nicht enthüllen; wenigſtens nicht mit dem Willen und Wiſſen der nächſten Theilnehmenden.

Der Prince de l'Eventail blieb in ſeiner ſtolzen Haltung; die Dame behielt ihre unvergleichliche Unbefangenheit; Jago machte ein ſpöttiſches Teufelsge-

ſicht; aber der Ehemann näherte ſich mit Zeichen der Verſöhnung in Minen und Gebehrden demjenigen, der ihn in ſeinen Rechten gekränkt hatte und ſagte ihm wenige, aber wie es ſchien, gewichtige Worte, darauf ſprachen ſie leiſe und verließen miteinander den Saal, zum großen Verdruſſe aller Anweſenden, die von Jago allein noch die Befriedigung ihrer Neugierde erhofften.

Allein nichts verlautete, was an der Quelle geſchöpft war, und nur trübe und heimlich verbreiteten ſich Gerüchte über die Perſönlichkeiten beider Neger und jenen Vorfall, bis andere Begebenheiten das Intereſſe daran verſchlangen und nicht weiter danach gefragt wurde; wie es denn immer zu gehen pflegt.

Man erzählte ſich aber — um meinen gütigen Leſern nichts vorzuenthalten — Folgendes:

Am Hofe des Kaiſers Chriſtoph von Haity äffte man altfranzöſiſche Sitte nach; beſonders war die Kaiſerin Maria Thereſia, eine Schwarze und Chriſtophs Gemalin, dieſer Mode ergeben. Die ſchwarzen Hofämter, Großwürdenträger und Kavaliere erſchienen mit gepuderten Perücken, mit Schminkpflaſterchen, die natür-

lich nicht ſchwarz ſeyn durften, um von den Geſichtern abzuſtechen, und mit beflitterten Kleidern angethan.

Unter den Vornehmſten ſtrahlte der junge Prinz **de l'Eventail.** Er hatte dieſen Titel einer, nach dortigen Begriffen, ritterlichen That zu verdanken. Ein junger Fant bei Hofe, der Marquis de Cannelle, der allen Schönen nachſtellte, und ſogar ſein Auge zur Kaiſerin zu erheben wagte, hatte einen wunderſchönen Rococofächer aus Paris erhalten, und zeigte ihn in den Salons der Kaiſerin. Dieſe ſah das allerliebſte Kunſtwerk und wünſchte ſehnlichſt es zu beſitzen. Mit kalter Ironie vernahm Cannelle dieſes Begehren, und als die Kaiſerin ſich herabließ, ihm mit höchſteigenem Munde einen großen Preis dafür zu bieten, ertheilte er ihr die ſchnöde Antwort: Wie ſollte ich daran wohl denken, heute dasjenige zu verkaufen, was ich morgen verſchenken werde. Dabei ſchoß er einen frechen Blick auf die ehrfurchtgebietende Geſtalt der Herrſcherin.

De l'Eventail, der damals noch nicht ſo hieß, war zugegen. Das Benehmen Cannelle's empörte ihn.

Raſch ſprang er auf ihn zu, entriß ihm den Fächer, und zerbrach ihn am Boden zu den Füßen der Kaiſerin. Am andern Tage fand ein Zweikampf ſtatt; Cannelle verwundete ſeinen Gegner, dieſer aber wurde auf Verwendung der Kaiſerin von ihrem Gemale, zum Andenken an ſeine ſchöne That, zum Fürſten de l'Eventail ernannt.

Cannelle mied zur Stunde den Hof. Er durchzog das Land und verſammelte die Mißvergnügten um ſich und die Folge war die Empörung gegen Chriſtoph und ſein Tod.

Allein einer ſeiner Helfershelfer, der mit den Empörern in den kaiſerlichen Palaſt gedrungen war, raubte eine der Prinzeſſinnen, die noch im zarten Alter ſtand, und führte ſie fort zu Schiffe. Nach vielen Abenteuern kam ſie in die Hände des Sclavenhändlers, der ſich in ſie verliebte und es über ſeinen Geiz vermochte, zweitauſend Piaſter, die für das junge und ſchöne Geſchöpf ihm geboten worden waren, auszuſchlagen, und ſie zu ſeiner Gattin zu machen.

Der Prinz de l'Eventail hatte kaum ihre Bekanntſchaft gemacht, als er auch — ein eingefleiſch-

ter Legitimiſt des Kaiſerſtaates — ſogleich ihr jene Huldigung darbrachte, die er einer Prinzeſſin von Geblüt zu widmen für ſchuldig hielt.

Er ging in ſeinem edlen Eifer ſo weit, an eine Wiedereinſetzung der kaiſerlichen Familie zu denken, er wollte die hohen Sprößlinge ſeines Herrn in der ganzen Welt aufſuchen; er gelobte das Undenkbarſte. Solcher Art waren die Zuſammenkünfte geweſen, was auch die böſe Welt davon denken mochte, was auch Jago dem Sclavenhändler darüber ſagte, was auch dieſer davon glaubte.

Die Sache hatte jetzt eine andere Seite gewonnen. Der Prinz de l'Eventail, als ſolcher ward er jetzt anerkannt und wie jedes unverdiente Unglück bedauert, erregte allgemeines Intereſſe. Der Cröſus ſah ihn in ſeinem Hauſe; die Prinzeſſin ließ ſich von dem ehemaligen Hofcavalier ihrer Mutter begleiten, und die ſcandalüſterne Welt war zufrieden.

XXV.

Beim Whistspiele, im Salon des schwarzen Millionärs, bemerkte ich später einen Greis, hochgewachsen und von strengem Aussehen. Er hatte ein starkgefärbtes Gesicht, in dem kleine, dunkle Augen leuchteten, eine bedeutende Nase von röthlichem Scheine und einen weißen Zwickelbart, der vom Kinn etwas abstand, und ihm das Ansehen eines Karakters der Pantomime verlieh, der gewöhnlich als Geizhals geschildert wird, und den Namen Pantalone di Bisognosi, eines venetianischen Kaufmanns führt. Dieser auffallende Mann war einst der berühmteste Spieler seiner Zeit und wohl der Nestor aller derer, die Göttin Fortuna auf dem grünen Teppich einzuholen streb-

ten. Das Spiel war das Geschäft seines Lebens; er betrachtete es als sein Handwerk. Er war noch aus jenen Tagen, wo die Aufrichtigkeit größer in der Welt war, als jetzt, und wo der Ritter sich seiner Wegelagerung eben so wenig schämte, wie der Spieler seiner Handtierung. Jetzt ist es freilich anders, und jeder strebt zu bemänteln und zu umhüllen, was er treibt, und macht er sein Glück im Spiel, so möchte er der Welt gern verkünden, daß er durch eine vornehme große Erbschaft reich und vornehm geworden sei.

Unser Spieler war nicht von dem Schlage; er steckte die Fahne auf, der er geschworen, und war er guter Laune, so ergötzte er seine Umgebung wohl auch mit Erzählungen von interessanten Begebnissen, die ihm in seinem bunten Leben häufig aufgestoßen waren.

„Eines Abends," so erzählte er uns einst, „befand ich mich mit dem Herzoge von H. in einer Gesellschaft. Ich wußte, daß er es lange gewünscht hatte, sich mit mir zu messen, und nur die erste günstige Gelegenheit dazu erwartete. Seine Aufforderung befremdete mich daher nicht und wurde von mir bereit-

willig angenommen. Ich überließ ihm die Wahl, und er beſtimmte ſich für ein Piket. So ſetzten wir uns denn nach dem Eſſen, um neun Uhr Abends, an unſern Tiſch, und als andern Morgens die Sonne ihre erſten Strahlen durch's Fenſter ſandte, hatte ich Seiner Herrlichkeit bereits mehr Gold abgewonnen, als ſein Herr Vater, während er Generalſtatthalter von Indien war, zuſammengeſcharrt hatte. Nach dem letzten Coup, der mich abermals eine ungeheuere Summe gewinnen ließ, ſagte der Herzog: „Ich glaube kaum, daß ich mit meinem ganzen Vermögen meinen Verluſt werde decken können. Ich will meinen Intendanten zu Ihnen ſchicken, um abzurechnen, und Ihnen meine Beſitzungen zu übergeben.“ — Sehr wohl, Mylord! erwiederte ich, dies ſind Worte eines Ehrenmannes, trauen ſie mir jedoch nicht zu, daß ich geſonnen bin, einen der ſchönſten Namen des Oberhauſes an den Bettelſtab zu bringen. Allein eben ſo wenig wollte ich meine Nacht ohne Ergebniß hingebracht haben. Wenigſtens habe ich es nicht in der Art ſo. Erlauben ſie mir daher, daß ich einen Geiſtlichen und einen Notar kommen laſſe. Vor dem

Prieſter ſchwören Sie mir, nie wieder eine Karte anzurühren, und vor dem Notar laſſen Sie ein Document anfertigen, das mir eine Leibrente von Tauſend Pfund zuſichert. — der Vorſchlag wurde angenommen und ſtreng befolgt. Der Herzog ſpielte nicht wieder und meine Penſion beziehe ich noch.“

Ein andermal erzählte mir der alte Spieler folgendes:

„Kurz vor dem Ausbruch der Revolution war ich nach Paris gekommen. Ich wohnte in dem damals berühmten Hotel d'Angleterre, wo man ziemlich hoch ſpielte. Am Abende meiner Ankunft ſetzte ich mich im Salon an einen der Tiſche, wo zwei Herren Piket ſpielten. Mir gegenüber ſaß der Herzog von Grammont, den ich ſchon von London her kannte, und der damals der König der Mode war. Er faßte mich in's Auge und ſprach dann, ob mit oder ohne Abſicht, weiß ich nicht: „Man erzählt uns immer, daß die Engländer ſo ungeheuere Summen im Spiel oder im Wetten wagen — aber hier bekommen wir niemals Engländer von dieſer Sorte zu ſehen.“ — Ich antwortete nicht auf dieſe Ausforderung; doch als ſich einige Minuten danach ein zweifelhafter Coup

zeigt, und der Herzog wieder das Wort nimmt und äuſſert: „Ich wettete gern für dieſen Herrn,“ indem er auf einen der Spielenden zeigt — entgegne ich raſch, auf den andern deutend: und ich wette für den Herrn da 4000 Pfund Sterling.

— Wie viel ſagten Sie, **Monsieur**?

— Ich ſagte 4000 Pfund Sterling.

Der Herzog konnte nunmehr nicht zurück.

— **C'est tenu, Monsieur**, verſetzte er darauf.

Es wird geſpielt und der Herzog hat verloren.

— Milord, ſagte er, indem er aufſteht und zu mir kommt —

— Ich bin nicht Milord, ich bin nur Herr ſo und ſo — ich nannte ihm meinen Namen — was wünſchen Sie?

— Ich werde vielleicht nicht im Stande ſeyn, Ihnen auf der Stelle eine ſo beträchtliche Summe zu entrichten —

— Das gilt mir gleich; ich laſſe Ihnen ſo lange Zeit, als Sie wünſchen. Doch aber merken Sie ſich: wenn ich ſpiele, ſo habe ich ſtets das nöthige Geld in meinem Koffer.

Der alte Spieler freute ſich nach ſo vielen Jahren noch darüber, „dieſem kleinen Herzog von Grammont,“ wie er ihn nannte, eine ſolche Lection gegeben zu haben, der fortan hoffentlich nicht mehr ſo ſchnell über die Engländer geurtheilt haben wird.

Das waren die Spieler der alten guten Zeit, von denen nur noch einige wenige Reſte, in ſehr abgelebten hinfälligen Exemplaren, exiſtiren. Man zeigte mir ſelbſt in Deutſchland noch Einige. Die meiſten verloren Alles wieder, was ſie gewonnen hatten, und nur bei Einzelnen ſoll das Gegentheil ſtatt gefunden haben, doch ſind mir ſolche nie vorgekommen.

Man fand dieſe Leute beim Spiele in beſter Geſellſchaft, in engſter Berührung mit Staatsmännern und Großwürden; aber auſſer den Spielſälen würde man ſie kaum zu grüßen gewagt haben. Es iſt daher eine weiſe Lehre, die ich jedem Neuling hiemit gegeben haben will, daß er ſich ſeine Spielbekanntſchaften, wenn ſie nichts als ſolche ſind, ſonſt ſehr weit vom Leibe hält. Selbſt Namen mögen ihn hierin nichts zu ändern beſtimmen. Oft ſind vornehme Na-

men und heruntergekommene Menſchen ſehr eng verbunden.

Wenn unſere engliſchen Spieler ihre jährliche Rundreiſe in ihrem Vaterlande gemacht haben, nehmen Sie gewöhnlich ihren Lauf nach dem Kontinente. Hier ſind es im Vorbeigehen auch die öffentlichen Banken in Städten, die ſie mit ihrer Gegenwart beehren, doch viel mehr iſt ihr Blick auf das Spiel in Privatzirkeln gerichtet.

Ich traf erſt kürzlich einen alten Bekannten dieſer Art, einen Herrn R. aus Bath. Er hatte in ſeiner Geburtsſtadt Gelegenheit gehabt, das Spiel kennen zu lernen, durchzog die vornehmſten Städte der drei Königreiche und ging dann zu den andern. Alle hatte er mit großem Glücke auszubeuten gewußt. Wie ich ihn wieder ſah, kam er gerade aus Rußland. Er brachte große Haufen Silber und Gold mit, in gemünzter und ſonſt verarbeiteter Geſtalt, herrliche Gefäße, Brillanten in Ringen, Nadeln und Doſen, man hätte ihn für einen Juwelier halten ſollen. Allein das Beſte war, daß er einen Creditbrief von einer Million Gulden auf zwei der erſten Banquiers bei ſich führte. Er machte einen ſo überſchwenglichen

Aufwand, daß er Alles um ſich verdunkelte, und gleichſam vergeſſen machen wollte, woher er ſeine Schätze beſaß. Es gränzte an's Fabelhafte, und mehr als einmal fiel mir das bekannte engliſche Sprüchwort ein: der in einem Monate ſein Glück machen will, wird gewöhnlich ſchon in der erſten Woche gehenkt.

Ach, nur zu ſehr hatte ſich meine Ahnung bewährt, kurze Zeit verging, und der Schimmer war verſchwunden; der glänzendſten Illuſion folgte die trübſte Wirklichkeit.

Eines Tages beſuchte er mich. Es war nicht mehr die Sicherheit, welche ſtets der Reichthum verleiht, vielmehr bemerkte ich die Demuth, die den Bittſteller begleitet, beſonders wenn er noch nichts Warmes im Leibe hat. Auf meine erſte Frage: wie es ihm gehe, erwiederte er ohne Umſchweife, mit Verzweiflung im Auge:

„Ich habe nichts mehr: Das verfluchte Spiel hat Alles wieder verſchlungen.“ —

Hierauf wollte er mir alle Launen und Sprünge des Glücks aufzählen, wie er um das Seinige ge-

kommen war, wie er aber noch bedeutend hätte dazu gewinnen können, wenn er die Gelegenheit recht wahrgenommen, wenn er anders gespielt, anders gesetzt, anders stehen gelassen haben würde. Ich unterbrach ihn nicht, denn er schien seinen Trost darin zu finden, obgleich ich diese Dinge schon oft gehört hatte, da sie sich in dem Leben aller Spieler nur wiederholen.

— Jetzt bin ich mit Allem fertig, schloß er, indem er mir ein Armband aus Haaren zeigte, dies sind die Haare meiner verstorbenen Frau — die ich sehr liebte — auch dies Andenken wäre den Uebrigen nachgefolgt, wenn ein Pfandleiher mir ein Fünffrankenstück darauf hätte reichen wollen.

Wir machten ihm — größtentheils Fremde oder doch minder Bekannte von ihm — ein Sümmchen zusammen, womit er hätte weiter reisen können. Allein der Wahnsinn ergriff ihn auf's Neue; er verspielte das Geld in der einzigen Nacht, die er noch zu leben hatte; die aufgehende Sonne beschien sein zerschmettertes Hirn, das einen der schönsten Felsenpunkte der Gegend bespritzt hatte.

Ein Zettel lag neben seiner Leiche:

„Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, zu verhungern.“

Der Unglückliche! Und dieſe Unglücklichen alle, die in einem kurzen Traume von Glück ſchwelgen, die einen Genuß darin zu finden wähnen, was ihnen doch nur eigentlich die gräulichſte Qual gebiert — ſind ſie nicht in einem verderblichen Rauſche befangen, der ſie von Klippe zu Klippe treibt? ſie ſehen nicht, daß ſich ein Abgrund zu ihren Füßen öffnet, in den ſie unverweilt ſtürzen müſſen.

Allein bevor ſie hineinſtürzen, trifft ſie das Erwachen — und welches Erwachen iſt das? Alle Geier der Reue ſchlagen ihre eiſernen Krallen dem Spieler in's Herz — hin die Jugend, hin die Hoffnung, hin das Glück! Alles wie ein Traum verſchwunden.

Ein einziger Angſtſchrei und die Tiefe ſchlägt ihre geheimnißvollen Wellen über ihnen zuſammen. Ein ſpurlos verſchwundenes Daſeyn! — — —

XXVI.

Italien.

— — Und ſo verlaſſen wir denn das ſchöne, herrliche Baden, mit ſeinen Freuden und Reizen, mit ſeinen italieniſchen Lüften! Es bietet uns den ächten Vorgeſchmack jenes Landes, von dem der Deutſchen größter Dichter ſingt:

Dahin, dahin,
Möcht' ich mit Dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Wenn die Blätter fallen; wenn die Höhen ſich mit Nebeln umziehen; dann ſchließen ſich die Butiken, dann wird es einſamer auf den Plätzen und Spazier-

gängen; Alles deutet auf den herannahenden Winter. Eine Zugvogelnatur ſucht Sonne, Wärme, Leben. Man rüſtet ſich zur Abreiſe. Hochaufgepackte Reiſewagen rollen nach allen Richtungen aus dem ſchönen Thale; der einſame Touriſt beſteigt die Imperiale des Eilwagens, um von hohem Throne dem lieblichen Aufenthalte ein letztes, wehmüthiges Lebewohl zu ſagen. —

Bald ſind die Alpen erreicht und auf herrlicher Kunſtſtraße überſchritten. Wir laſſen Schnee und Sturzbäche, die Schauer der Abgründe, die Schrecken der Lawine zurück, wir ſehen das Land der Verheißung vor uns: den blauen Spiegel des Mittelmeeres, die rothen, kahlen Zacken des Appenins, die Kuppeln und Dome der prächtigen Städte, die ewigen Kunſtwerke des menſchlichen Geiſtes! Wir grüßen fremde Sitte, ein lebendiges Volk voll raſchem, ſüdlichen Leben empfängt uns; wir vernehmen den ſanften, ſchwirrenden Klang der Zithern und Mandolinen, das Klappern der welſchen Trommeln, den ſüßen Geſang, die melodiſche Sprache; wir ſehen die hüpfenden Gruppen der Tanzenden, die der Saltarello, die Tarantella im Freien ergötzt.

Wir ſtürzen uns in Gedanken ſchon in dieß romantiſche Gewühl; uns umfängt der holde Traum — da treten wir in die ſchmutzige Oſteria, werden gepreßt und geſchnürt, und ſtrecken unſere Füße unter den Tiſch der kellerartigen Küche, um — o Wonne! ein Gericht zäher, ſchwarzer Maccaroni hinunter zu würgen. — — —

Liebliches Baden! Bei dir weilt unſere wonnige und zugleich ſchmerzliche Erinnerung!

Anhang.

Baden.

Wer wollte Baden wohl jetzt noch den Vorzug ſtreitig machen, vor allen Vereinigungspunkten, welche die genußſüchtigſte Geſellſchaft des neunzehnten Jahrhunderts, ſich erwählte? Hier findet jeder ſeine Rechnung. Der vornehme Müßiggänger, ſo wie der ſentimentale Naturfreund, der Gutſchmecker, wie der Landſchaftsmaler.

Vor Allem aber iſt es das Thal Badens mit ſeinen Nebenthälern, das immer neu, immer ſchön, den Wiederkehrenden mit ſeinen unvergänglichen Reizen empfängt, und ihn beim Abſchiede freundlich zur er-

neuten Rückkehr ladet. Es iſt ein Fleck, der irgend einem ſüdlichern Lande anzugehören ſcheint als Deuſchland; darin ſtimmen Alle überein. Kahle Felſen in großartigen Partien ſchmücken die Höhe, dunkelgrüne, rieſenhohe Fichten und Tannen ziehen ſich in breiten duftigen Gürteln darum her, während ſich Nüſſe, Kaſtanien, Akazien, zwiſchen ſtämmigen Eichen, Linden und Buchen, mit Weingeländen und Ackerland vermiſcht, hinab bis zur Thalſohle ſenken. Dieſes glückliche Beiſammen mit ſeinem Farbenreichthum, mit ſeinen herrlichen Schattirungen und den abwechſelnden Gebilden findet ſich wohl nur ſelten ſo wie hier.

Wenn man bei dem Dörfchen Oos in das Thal von Baden einlenkt und die mäßig anſteigenden Hügel von beiden Seiten den Weg einſchließen, ſo überraſcht alsbald das Einſame, Stille, die an den Abhängen ſtehenden Hütten und Häuschen, das Karakteriſtiſche des Gebirgs, das man in der reichen verkehrtreibenden Ebene nicht findet. Nichts deutet darauf hin, daß man ſich dem glänzenden Badeorte nähert; der Weg zieht ſich ſchlängelnd etwas bergan; das Thal verengt ſich; an der Straße herrſcht Frömmigkeit; Kreuze, kleine Marien-

bilder, Kapellen; ſtillbetende Landleute knien darin; auf den hellgrünen, ſaftigen Matten weiden Heerden; Alles trägt ein ländliches, ſtilles Gepräge. Eine ſtattliche Pappelallee zieht rechts einer Anhöhe zu; ſie führt zum maleriſch gelegenen Jagdhauſe. So erblickt man denn plötzlich eine Stadt, deren Gebäude ſich in langen Zeilen und Linien, teraſſenförmig erheben, gleichwie ſich die Städte in den Appeninen dem Blicke darbieten.

Die hier und da noch zerſtreuten Wohnungen, nehmen jetzt einen elegantern Charakter an und rücken näher zuſammen, als wollten ſie ſich zur Straße gefügen und ſo — ohne daß wir's eigentlich recht merken — ſind wir wirklich in Baden eingerückt und befinden uns in dem eleganten Gürtel von Gaſthöfen, Promenaden und ſtattlichen Wohnhäuſern, der ſich um das alte Bergſtädtchen wie ein Bollwerk zieht und daher nicht unpaſſend, von den Fremden mit dem Pariſer Boulevard verglichen, und von dieſem auch den Namen erhalten hat; wenn gleich hier immer mehr der Duft der Landſchaft, des Gebirgs, des Improviſirten, dort mehr die große Hauptſtadt, das Dauernde

im Wechſel, der bleibende Reichthum und das reichere Bedürfniß ſich geltend machen werden. Wollte man ſolche Vergleiche daher ſtreng nach dem Buchſtaben nehmen, ſo würden ſie immerdar hinkend befunden werden; ſie ſind nur als ein Anhaltspunkt zu betrachten, von dem man ausgeht, um ſeine Beobachtungen anzuſtellen. Genug, wenn der Vergleich auf den erſten Blick einleuchtet, wenn er wie ein Blitz den Weg zur Verſtändniß eröffnet, ehe man ſich die unfruchtbare Mühe gibt, in das Umſtändliche, in das vergleichende Zerwühlen und Zergliedern einzugehen.

Gleich am Anfange der Stadt, in die wir ſo ganz unvorbereitet uns verſetzt ſehen, ragen mehre große Gaſthöfe hervor. Zuerſt das weitläufige Karavanſerai „Badiſcher Hof“ genannt, das an zweihundert Zimmer zählt, einen großen, durch zwei Stockwerke reichenden Hauptſaal und einen ſchönen Garten, Badezimmer u. ſ. w. enthält. Das Gebäude war früher eine Abtei und zeigt in ſeiner innern Bauart noch viele Spuren dieſer Abſtammung. Der unternehmende Herr von Cotta in Stuttgart, jener berühmte Buchhändler, der den Ruhm und das Glück ſeines Hau-

ses gründete, der keinem aufkeimenden Industriezweige seine Unterstützung gern versagte, war auch der Gründer dieses großartigen Gasthofes.

Vorzugsweise sind es Engländer, die den Badischen Hof zu ihrem Aufenthalte wählen, dessen Einrichtung sich ganz ihren Anforderungen bequemt hat. Besonders spricht sich dies an der um vier Uhr stattfindenden allgemeinen Tafel aus, wo sich dem englischen Gaumen die beliebten Würzen von Cayenne und Madeira, das saftigrothe Fleisch, die Fische nach der Suppe, das einfach zubereitete Gemüse, der Plummpudding und dergleichen nicht vorenthalten.

Einige Schritte weiter prangt in goldenen Buchstaben die Inschrift „Zähringer Hof," der es an Größe und Weitläufigkeit mit dem Badischen Hofe aufnimmt, und ein Conglommerat der verschiedensten Baulichkeiten ist, die nach und nach bei stets wachsendem Bedürfniß angekauft und zu einem Ganzen, durch Gänge, Gallerien, vielen Treppen und Treppchen verbunden wurden. Das Haus genießt eines langjährigen, wohlverdienten Rufes als Gasthaus und Badehaus, und wird vornehmlich von deutschen Herrschaf-

ten vorgezogen. Eine beſondere Annehmlichkeit bietet der terraſſirte Garten, der bequem bis zur Höhe des neuen Schloſſes hinanführt.

Auf der andern Seite der Straße liegt ein neuerer Gaſthof: »Ruſſiſcher Hof« benannt, der, hie und da wohl ſeines Schildes zu Ehren, von den Ruſſen bezogen wird, ohne gerade ſonſt wie, ſich ruſſiſcher Sitte und Eigenthümlichkeit beſonders hinzuneigen. Den Vorzug neuer Gebäude, die nach einem feſten Plane angelegt ſind: eine fortlaufende Reihe hoher, heller und gehörig großer Räume bietet dieſes Haus dar.

Indem man ſich jetzt der ſchattigen Promenade zuwendet, kommt man zu zwei neuen herrlich gelegenen, und von Innen wie Auſſen gleich eleganten Gaſthöfen: dem franzöſiſchen und europäiſchen Hofe, deren fenſterreiche Fronten, beſonders in den obern Stockwerken, angenehme Blicke auf die Promenade und die zunächſt liegenden Höhen bieten.

Am andern Ende der Promenade, dort wo die Brücke in die Stadt führt, und die Lichtenthaler Allee ihren Anfang nimmt, iſt der eigentliche Knoten, wo

alle Straßen und Wege, die der Fremde vorzugsweise gern betritt, ſich vereinigen und durchkreuzen. Hier geht's zum Converſationshaus, zu den Kaufleuten, zu den beliebteſten Spaziergängen, zur Poſt, zu den Dampfſchifffahrtsagenten, zu den Pariſer Modehändlerinnen des Grabens und wieder den Schloßberg hinan, zur eigentlichen alten Stadt. An dieſer Brücke begegnet man oft ſeinen Bekannten, hier ſtrömen Abends die Spaziergänger in langen Schwärmen, hier halten die Jokeys die Pferde ihrer Herren und Damen, die Kutſcher mit den Wagen, die Fiaker, die Jungen mit den Eſeln. Hier iſt es immer belebt, zu allen Tageszeiten; dieſen Weg nehmen die zahlreichen Eilwagen, die von und zu den Köliniſchen und Oberrheiniſchen Dampfböten die Reiſenden führen, ſo wie die Großherzoglichen Eilwagen nach Karlsruhe und Straßburg und die andern Gelegenheiten, die zu verſchiedenen Tageszeiten mit lebendiger Fracht ab- und zufahren. Bedenkt man, daß die Bewegung der Badebevölkerung im Sommer und zwar hauptſächlich nur in den Monaten Juni, Juli und Auguſt zwiſchen zwanzig bis dreißig Tauſend ſchwankt, und daß das

Städtchen Baden noch vor wenigen Jahren ſechstauſend Einwohner hatte, und deren zehntauſend jetzt zählt, ſo wird man leicht einſehen, daß der Lebenspuls des Ortes, der hier im vollen Wogen begriffen iſt, in der That etwas Großartiges hat. Hiezu kommt nun noch, daß man ſich von allen Idiomen der Erde umrauſcht hört, und daß franzöſiſch, engliſch, ruſſiſch, ſpaniſch, polniſch, italieniſch, deutſch ſich fortwährend durcheinander kreuzt.

Es war ein glücklicher Gedanke an dieſem Platze einen Gaſthof im großartigen Style zu errichten, der ſich durch ſeine Einrichtung auszeichnet, und in jeder Beziehung trefflich gehalten wird; dieß iſt der „Engliſche Hof,“ der des Vorzugs genießt, gleich dem Zähringer Hofe auch im Winter ſtark beſucht zu werden und dieſerhalb das ganze Jahr hindurch eine Wirthstafel hält, während die übrigen Gaſthöfe mit dem Schluſſe der eigentlichen Beſuchszeit (Ende October) bis zu deren Anfang (ungefähr Hälfte des Mai) auch ihre Locale ſchließen. Im engliſchen Hofe zieht ſich eine lange Reihe von Zimmern mit Balconen nach

der Seite der Lichtenthaler Allee hin und gewährt eine Aussicht, wie wohl kein anderer Gasthof Badens.

Von hier aus erstreckt sich der elegante Graben mit Bäumen besetzt, den eine Reihe der größten und elegantesten Privatwohnungen ziert, und wo sich gewöhnlich die fashionabelsten Couturieren, Lingeren, Marchandes de Modes, Corsettfabrikanten, deren Zahl Legion ist, einnisten.

Am Anfange dieser Straße liegen noch die beiden schönen Gasthöfe „Rheinischer Hof“ und „Holländischer Hof,“ von denen, besoders der Erstere, prächtige Zimmer enthält, mit kleinen italienischen Altanen vor den Fenstern, die mit Blumen ausgeschmückt werden.

Um den Ueberblick der Gasthöfe zu vollenden, müssen wir uns jetzt zum Zähringer Hofe zurückbegeben, und eine zweite Linie verfolgen, die sich in kleiner Erhöhung hinter den eben genannten Höfen hinzieht, welche unmittelbar die Promenaden einschließen. Hier stoßen wir zuvörderst auf den „Hirsch“, ein altes starkbesuchtes Haus mit Bädern, besonders russischen Dampfbädern, das vorzugsweise bei deutschen Reisen-

den, namentlich inländiſchen und aus dem nachbarlichen Württemberg ſehr beliebt iſt; ferner kommt „der Stern“ an die Reihe, dann der „Darmſtädter Hof“, „der Ritter“, „die Sonne.“ Dieſe bieten große Räume, gute Küche, und werden auch in jedem Betracht gut gehalten. Vielen Deutſchen, denen die größere Eleganz, die Nachbarſchaft hoher und fremder Herrſchaften, das Gewirre bunt zuſammengefloſſener fremder Nationalitäten, manches Ungewohnte in der Bereitung der Speiſen, babyloniſches Sprachgemengſel, auch wohl etwas höhere Preiſe, nicht anſtehen, iſt die Unterkunft in dieſer zweiten Region lieber, die den zuerſt genannten übrigens in Solidität und Reinlichkeit durchaus nicht nachſteht.

Steigt man nun weiter bergan, und nähert man ſich der Stiftskirche und dem Marktplatz des urſprünglich nur kleinen Städtchens, ſo kommt man zu den „Kränzen“, „Engeln“, „Roſen“, „Laternen“, „zur Stadt Paris“, „zur Stadt Baden“, „zum Einhorn“, zur Blume“, „zum Fuchs“ bis „zum Baldreit“, dem Gaſt- und Badehaus für die Armen, das einſt das erſte und ſtolzeſte unter allen Gaſthäuſern war, indem Kaiſer

und Fürſten hier mit ihren Hofhaltungen einkehrten, wollten ſie der Kraft der heilbringenden Quelle vertrauend, ihre in ernſten Kämpfen und Fehden erhaltenen Wunden, oder die bei üppigen Gelagen erbeuteten Mängel, Gicht und Zipperlein, loswerden und ſich von irdiſchen Gebrechen überhaupt reinwaſchen.

Man ſieht aus dem Geſagten, daß man hier nicht nothleidet, und wenn auch die nächſte Umgegend nicht im Stande wäre, alle Bedürfniſſe zu befriedigen und bei den vielfältigen und wahrhaft in's Ungeheuere ſteigenden Anforderungen, einer Hungersnoth vorzubeugen, ſo darf man ſich dabei beruhigen, daß der herrliche fiſchreiche Bodenſee nicht weit entfernt iſt, daß der Rhein in ſeinem langen Laufe viele Fiſche vorüberführt, daß das Holz des Schwarzwaldes viel Wild, ſeine Bäche viele Forellen, das nahe Württemberg gemäſtetes Geflügel enthalten, und das Oberland und Straßburg endlich mit herrlichem Gemüſe aushelfen, und auch die Seefiſche, Auſtern, Hummer und dergleichen durch die Dampfſchiffe vermittelt werden. Alles, nah und fern, iſt dem kleinen Baden in dieſer Beziehung zinsbar, und da uns bis jetzt

noch eine eigentliche Conſumtionsſtatiſtik fehlt, möge hier nur oberflächlich angeführt werden, das ein Gaſthof erſten Rangs in Baden, täglich hundert Hühner, wöchentlich zehn bis elf Rehböcke und monatlich dreihundert Pfund Forellen, während der Badezeit nöthig hat, um alle Hungrigen zu ſpeiſen, die bei ihm Einkehr ſuchen.

Conversationshaus.

Die ersten Schritte lenkt der Neuangekommene wohl zu dem grünen Viereck, dessen eine Seite die der Gesellschaft zunächst zu ihren allgemeinen Vereinen bestimmten öffentlichen Gebäuden, die andere eine Fronte der Trinkhalle, die dritte schattige Alleen, die vierte endlich eine doppelte Budenreihe, umgeben. Das Gesellschaftsgebäude, „Conversationshaus" genannt, enthält die Spiel-, Tanz- und Konzertsäle, welche im elegantesten neuen Pariser Rococostyle ausgeschmückt und möblirt sind; was wohl an keinem öffentlichen Orte in Deutschland so glänzend ange-

troffen werden mag. Daneben liegt das Leſekabinet und die Buchhandlung von Marx, das Theater, das Caffeehaus und die Reſtauration, die vorzugsweiſe von den Vornehmen beſucht wird, und beſonders zu kleinern und größern feſtlichen Veranſtaltungen der Gattung die willkommenſte Gelegenheit bietet.

Einen eigenen Reiz gewähren die Buden, die nicht eben elegant genannt werden können, und in dieſer Hinſicht ſo manche Erwartung auf den erſten Blick nicht befriedigen, die aber bei genauerer Bekanntſchaft dennoch allen Glanz ſtolzer Auslagen in prächtigen Glaskaſten, hoher ſäulengetragener Portiken und ſo weiter genügend aufwiegen. Es iſt eine Art von ländlichem Jahrmarkt, der ſich hier während des ganzen Sommers alltäglich erneut. Vor den Buden, unter dem Schatten alter Kaſtanien und Buchen ſtehen Tiſche und Stühle gaſtfreundlich da, und faſt zu jeder Stunde thronen hier elegante Leute, Flaneurs, Schachſpieler. Damen arbeiten mit der Nadel, Andere plaudern, nehmen hier ihren Hof an — kurz der Platz bietet tauſend Annehmlichkeiten.

Abends wogt hier in langem Zuge die Welt des Bades. Es gewährt einen merkwürdigen Anblick, dieſe Vermiſchung zu überblicken. Hier ein regierender Fürſt, ein König, dort Prinzen, ausgezeichnete Männer, berühmte Künſtler und Gelehrte, Schönheiten aller Länder unſeres Planeten, ſtolze Damen der höchſten Ariſtokratie, Griſetten und noch etwas Tieferes auf der geſellſchaftlichen Scala, dann ehrſame Kleinſtädter, wackere Handwerker, Burſchen und Geſellen, Dienſtboten, Alles bunt durcheinander, Arm an Arm ſtoßend; es iſt ein Treiben, wie es wohl nirgends mehr ſo angetroffen wird. Es iſt eine Gleichheit wie im Paradieſe.

Aber etwas vom Paradieſe hat dieſer Spaziergang allerdings, während eines lauen Sommerabends, bei Mondſchein, wenn die Baumwipfel ſäuſeln, die Lichter in den Häuſern den Berg hinauf blinken, und oben die Ruine des alten Schloſſes Alles überragt. Ein würdiger Schlußſtein.

Dieſer einzige Platz, dieſer Spaziergang wird Badens Ruf erhalten; er iſt ſchön; er iſt zauberiſch.

Neben den Luſtwandelnden ſitzen plaudernde Gruppen; im Kiosk ſchallt Muſik; im Theater wird geſungen; im Tanzſaal tönt Galopp und Mazurka; im Konzertſaal ſpielt irgend ein kleiner Modegott.

Das neue Schloß.

Das ſtattliche, graue Gebäude, das die Stadt beherrſcht, iſt das neue Schloß. Das alte, welches Duras, den das Volk durch den Hundenamen „Tyras“ verewigt hat, einäſchern ließ, ſoll ſchöner als das Heidelberger geweſen ſeyn. Das ſogenannte Dagobert-Thürmchen, einige Thürſimſe und hie und da eingemauerte Steinfragmente mit Bildhauerarbeit zeugen für dieſe Annahme. Ein ſchöner neuer Fahrweg führt dahin, der ſich über dem ſaftiggrünen, parkähnlichen Thale erhebt, durch welches ſich die alte Straße nach dem Städtchen Gernsbach im Murgthale hinzieht. Der hohe Stauffen mit ſeinen Schluchten, eine Pap-

pelgruppe an der Brücke, unten und drüben die zerſtreuten Häuſer; im Vordergrunde die Kloſtergebäude der Nonnen vom heiligen Grabe, die hier eine Erziehungs-Anſtalt haben; drüber hinaus Baden im Keſſel und die jenſeits liegenden Höhen.

Der grüne Schloßzwinger mit ſeinen uralten Baumſtämmen gewährt dieſen ſchönen Blick nach den eben genannten Gegenſtänden. Von hier geht man zur rückwärts gelegenen Pforte hinaus, über den ſogenannten Türkenweg, der von gefangenen Türken, die der Held Ludwig mitbrachte, angelegt wurde, am jenſeitigen Abhange hin und fordert, wenn man der Hauptmaſſe des neuen Schloſſes gegenüber ſteht, das Echo heraus. Bei jedem Schritte entwickelt ſich die Fernſicht ins Rheinthal immer weiter und herrlicher, die Vogeſen treten hervor, der Stromſpiegel wird ſichtbar, von der untergehenden Sonne beleuchtet, aufſteigender Rauch bezeichnet die Fahrt der Dampfſchiffe, mitten aus der Ebene ragt der Thurm von Iffezheim empor. Wir umkreiſen jetzt die herrliche Beſitzung des Kapitän Maſter, eines Engländers, der ſich hier vor Kurzem mit allem ſeiner Nation eigenthümlichen

Comforts niederließ, und auf einem kurzen Waldpfade steigen wir zum Schießhause hinab, von wo wir bald den Promenadengürtel und mit ihm unser abendliches Ziel, das Converſationshaus, erreicht haben.

Nach der vornehmen oder vielmehr fremdländiſchen Tafelſtunde, etwa um ſechs Uhr, ſtrömt Alles der Lichtenthaler Allee zu, die nicht aus gerad hingepflanzten Pappeln, ſondern aus vielhundertjährigen Eichen und Linden beſteht, die ſich krumm durch's Thal nach dem Kloſter der Ciſtercienſernonnen in Lichtenthal hinzieht. Bei jeder Biegung des Weges bietet ſich eine andere Ausſicht, und noch hat man kaum die Hälfte des Weges durchſchritten, ſo entſchwindet Baden, auf ſeinem Berge, den Blicken, und wir ſehen Lichtenthal und das Dorf Beuern im Grunde, die Selach auf

der Höhe, das Thal mit den zerſtreuten Häuſern von Guntzenbach und den weinreichen Schaafberg vor uns.

Wagen und Reiter in der Mitte hin und her, immer wiederkehrend; Fußgänger an den Seiten; der ländliche Corſo von Baden.

Durch Beuern hindurch zieht ſich ein herrlicher Fahrweg, künſtlich untermauert, auf kühnen Bogen die Höhe hinan, auf deren äußerſter, dem Murgthale zugekehrter Spitze, das Schloß Eberſtein, eine der Sommerreſidenzen des Großherzogs, ſich erhebt. Eine überraſchende Ausſicht; tief unten die rauſchende Murg, das gewerbfleißige Städtchen Gernsbach, das ihre Ufer einſäumt, viele Ortſchaften maleriſch thalauf und ein; ein ſaftiges Grün, wie es von nichts überboten werden kann; das alte, ſauber ausgebaute und im mittelalterlichen Geſchmacke wohnlich eingerichtete Schloß.

Durch den Kloſterhof der Lichtenthaler Nonnen, wo man im Vorbeikommen die gothiſche Kapelle und die Gräber der Zähringer beſuchen kann, geht's durch die Mühle, über den Steg, eine angenehme Höhe durch Laubgehölze zum Cäcilienberg hinan, von wo

man das Badener, Beuerner und Geroldsauer Thal übersieht, bis sich die Aussicht mit dem Rhein und den Vogesen nach einer Seite endet. Dieses Geroldsauer Thal hat seinen ganz eigenthümlichen Karakter und erinnert zumeist an die Vorderschweiz, an Entlibuch und Emmenthal.

Schreitet man thalauf in demselben fort, so erfreut man sich fortwährend der herrlichsten Ansichten, die dem Landschafter sämmtlich zu Studien dienen können; man erreicht ein Gehölz, der Weg geht über Steine weiter zu einem zwar kleinen, aber dennoch sehr malerischen Wasserfall, den die Oos bildet. Bis zum Gehölz führt ein gut unterhaltener Fahrweg.

Von hier aus lassen sich auch über die Herrenwiese die hohen Hornißgründe ersteigen, wo der räthselhafte schwarze Mummelsee in seinem tiefen Felsenkessel brodelt. Da hausen die Mümmeln, Mühmchen, Seefräulein, die sich in den Spinnstuben sehen lassen, artige Geschichten erzählen und die Bauersleute beschenken; überhaupt sehr zuthunlich sich erweisen.

Am Waldhange hin, das Thal umkreisend, führt ein schöner Weg vom Cäcilienberg in gleicher Höhe

fort; von hier aus erblickt, zeigt ſich Baden, die Stadt, beſonders italieniſch. Die Landſchaft iſt eine der wechſelndſten und reizendſten, und ein Blick in's wildere Gunzenbacher Thal mehrt die Luſt Beſes angenehmen Rückwegs bei untergehender Sonne oder einbrechender Dämmerung.

Altes Schloß.

Vom neuen Schloſſe führt ein anmuthiger Pfad, der den Fahrweg bedeutend abkürzt, durch den duftigſten Wald zur Ruine des alten Badener Schloſſes hinan. Ernſt begrüßen uns dieſe ſtarken Mauern, von Epheu und üppigen Gebüſchen umrankt und umzogen. Sinnig iſt die Reſtauration, im alten Gemäuer, im gothiſchen Geſchmacke angelegt; beſonders geſchmackvoll iſt der getäfelte Saal mit den bunten Scheiben und den alten Möbeln, den die Engländer ſehr in Affektion genommen haben, und hier gern ihre Mahlzeiten halten.

Bequeme Treppen führen in die verſchiedenen Räume

der Trümmer; der Rittersaal ist vor allen noch kenntlich und aus seinen hohen Fensterhöhlen wirft man zuerst den Blick auf die entzückende Landschaft. Noch reicher und vollständiger entfaltet sie sich aber, wenn man zu den höchsten Zinnen emporsteigt, und von den luftigen Gängen, die überall mit sichern Geländern versehen sind, das ganze Thal von Baden und die Rheinebene beherrscht, über die niedern Spitzen und Kuppen hinwegsieht und so einen Anblick hat, der immer und immer wieder zur Bewunderung hinreißt.

Welch' ein reiches üppiges Thal! wie weich liegt die Stadt in dieser grünen Wiege! Wie ist Alles so schön, so fleißig angebaut! und drüben das gesegnete Rheinland, der glitzernde Strom, die umbüschten Inseln; Städte, Flecken, Dörfer! Die dämmernden Berge des Wasgau's in der Ferne. Diese Aussicht, bei schönem Sonnenuntergang genossen, wird einen Freudenstrom in die Brust des grämlichsten Hypochonders leiten, und nur recht oft hieher zurückgekehrt, und er wird und muß genesen!

Fremersberg.

Gleich hinter dem Converſationshauſe führt der Weg ziemlich ſteil den Beutig hinan, dann eben fort, Ausſicht in zwei Seitenthäler gewährend. Man tritt in den Wald, und ein Blick zurück — zeigt uns nur das neue Schloß und die Ruine des alten, während die ganze Stadt gleichſam verſunken iſt und keine Spur von derſelben entdeckt werden kann. Vor uns erblicken wir bald ein ſchwarzes hohes Gemäuer: die Yburg. Jetzt noch um die Waldecke gebogen, und wir bleiben erſtaunt ſtehen, denn das Straßburger Münſter zeigt ſich unſerm Blicke.

Aus der ehemaligen Abtei, die hier war, iſt ein

ſtattliches Wirthshaus geworden, in den hübſchen Anlagen rings umher, bezeichnet ein hohes Kruzifix den Platz, wo einſt der Hochaltar geſtanden. Jetzt wölbt ſich der Himmelsdom darüber, und mancher ſinnige Menſch wird noch jetzt ein frohes Dankgebet an dieſer Stelle zum Schöpfer ſenden.

Die Waldſchlucht hinab geht's auf Steinbach, dann nach Bühl; oder nach Neuweiher, am Rande des Berges hin, auf dem die Yburg ſich erhebt. Von dieſer öffnet ſich die Ausſicht in's Bühler Thal, und ſteigt man dort hinab, ſo kann man leicht und ſchnell das Hubbad und das Erlenbad beſuchen; die beide romantiſch gelegen und mit ihrer Badegeſellſchaft zu dem geräuſchvollen Baden einen willkommenen Gegenſatz bilden.

Den anmuthigſten Spaziergang gewährt jedoch der Waldweg, der ſich vom Fremersberge nach dem Jagdhauſe hinzieht. Ueberall gewähren hier die Bäume ſchöne Durchſichten auf den Rhein, der ſich nirgends prächtiger darſtellt, als von dieſer Höhe in Augenſchein genommen. Das in Form eines Maltheſerkreuzes erbaute Jagdſchlößchen hat eine herrliche Aus-

ſicht in's Rheinthal; Straßburg's Münſter iſt auch hier noch ſichtbar; dann aber verliert man ſich im Hinabſteigen in dichtere Waldungen und erreicht am einſam gelegenen Jeſuitenſchlößchen, jetzt ein Bauerhof, vorbei, die Straße in das Badener Thal.

Wolfsſchlucht. Eberſteinburg. Felſen.

Vom Wege, der zum neuen Schloſſe führt, warfen wir ſchon neugierige Blicke auf die alte Gernsbacher Straße, die ſich in dem parkähnlich bepflanzten Thale mählig hinanwindet, jetzt ziehen wir ihr nach. Wir ſtehen an den Pappeln der Brücke, wo der Pfad etwas ſteiler wird; vor uns erhebt ſich die maleriſche Felspartie, die man Teufelskanzel nennt, und von der einſt der Feind erbarmungslos auf unſer ſchönes Baden feuerte.

Noch wenige Schritte und uns iſt ein Blick in's herrliche Murgthal vergönnt, deſſen Bergformationen

überall großartiger erscheinen, als die des Badener Thals. Wir vermögen uns kaum von der schönen Aussicht zu trennen, aber eine Tafel ladet uns ein, unsere Schritte links in eine Schlucht zu lenken, mit Felstrümmern und Bäumen dicht besät, die man jetzt mit dem beliebten Namen „Wolfsschlucht“ belegt ha.

Auf Steinstufen uns emporarbeitend, erreichen wir wieder die Höhe und das freie Feld, und gehen nun den Ruinen der Ebersteinburg zu, deren Gemäuer aus großen, fast unbehauenen Felsstücken besteht, gleichsam wie ein cyclopischer Bau der Urzeit. Das Wenige, was noch von dieser Burg erhalten ist, deutet auf kolossale Verhältnisse; man besteigt den Thurm und läßt das Auge auf der Ebene nach Karlsruhe verweilen, sieht Rastadt, Haueneberstein und noch viele Orte unter sich, und freut sich des gesegneten Landstrichs, in dem Wald und Feld, Fluß und Hügel malerisch abwechseln.

Von Ebersteinburg, das, wie nicht erst hinzugefügt werden darf, mit Schloß Eberstein nicht gleichbedeutend ist, wenden wir uns den Felsen zu, deren starrer, zerklüfteter Kamm uns schon vom Thale aus

verlockte. Noch vor wenig Jahren war dieſe Partie ſehr beſchwerlich und nur geübten Klettern anzurathen, jetzt kann man ſowohl auf dem Felſengrathe, als zu deſſen Fuße, mit aller Gemächlichkeit luſtwandeln. Die grauen Steine hängen zwar über unſern Köpfen und rieſige Trümmer ruhen zu unſern Füßen, zwiſchen hindurch leitet aber der ebene, breite Weg, und die Erdrevolution iſt wohl noch fern, die hier einmal das alte Chaos wieder erneuert.

Ein Freund der ſchönen Natur hat den Badener Gäſten das Vergnügen dieſes Spaziergangs durch ſeinen unermüdlichen Eifer verſchafft und eine Inſchrift, in einem Felſen, ungefähr auf der Hälfte des Weges, nennt uns ſeinen Namen: Alexander Graf von Brouſſel; und zeigt, daß ſein Verdienſt bei ſinnigen Menſchen dankbaren Anklang gefunden hat.

Auf dieſem Felſenwege kommt man nach dem alten Schloſſe, von wo der bekannte Weg in kurzer Zeit nach Baden hinabführt.

Eine Fahrt nach Favorite ist belohnend. Der Weg dahin führt zwar nur in der Ebene fort, und die Straße ist nicht eben gut unterhalten zu nennen, aber die schönen Baumgruppen des Gartens, das altfränkische Schlößchen mit seinen vergoldeten Zierrathen, Miniaturen, Spiegelkabineten, Japanischen Vasen und chinesischen Puppen, vor Allem aber die Erinnerung an die Markgräfin Sybilla machen den Platz interessant.

Nachdem man in den langen Seitenhallen gelustwandelt, und bei dem Kastellan guten Kaffee getrunken, tritt man die Wanderung in das Schloß an und

ergötzt ſich an dem wahrhaft guten Geſchmack, der das Bequeme und Nützliche mit dem Glänzenden und Würdevollen ſo ſchön zu vereinen wußte, und den nur die Abgeſchmacktheit einer gewaltſam heraufdrängenden Zeit, die Althergebrachtes haßte, und Wohlerworbenes mit neidiſchen Augen anſah, verdammen konnte.

Die breiten Prachtbetten, die kunſtvollen Webereien und Stickereien von ſchönen Damenhänden, die Arbeiten aus Schmelz, die traulichen Winkel an den hochaufgeſchmückten Kaminen, deren Simſe eine bunte Bevölkerung zartgeformter Porzellanpüppchen tragen, die in Spiegelglas gefaßten, fein ausgeführten Bilder berühmter und hochgeſtellter Männer und Frauen damaliger Zeit — Alles dieß vermag uns mehr als vorübergehend zu feſſeln. Ja, ſelbſt der Küche ſchenken wir mit Vergnügen einen Beſuch, und überſchauen mit recht innerlichem Behagen dieſes maleriſche Stillleben von Saukköpfen, Karpfen, Gemüſen, Hühnern, Putern — Alles aus feinem Steingut, getreulich der Natur nachgebildet, womit man ſonſt bei feſtlichen Gelegenheiten die fürſtliche Tafel beſtellte, um ſtatt der unſerer, Alles

nivellirenden Zeit angehörenden flachen Schüſſel, die, wenn ſie zugedeckt iſt, nichts verräth, ſchon nach der äußern Geſtalt auf den ſchmackhaften Inhalt rathen zu laſſen.

Auch die ſchönen venetianiſchen und böhmiſchen Gläſer verdienen einige Aufmerkſamkeit.

Hinter dem Schlößchen iſt es aber die ſogenannte Einſiedelei, die von der heiligen und entſagenden Wandel der Markgräfin Cunigoilla Zeugniß ablegt. Eine künſtliche Beleuchtung, durch farbiges Glas im Dache hervorgebracht, verklärt gleichſam den innern Raum und läßt ihn ſtets im Schimmer eines goldenen Sonnenuntergangs prangen. An einer Tafel ſehen wir hier die heilige Familie ſitzen, bereit das Mahl zu empfangen. Und wirklich wurden Speiſen, von der Hand der Markgräfin ſelbſt bereitet, täglich von ihr den hölzernen Figuren vorgeſetzt, und nach dieſer ſymboliſchen Cerimonie den Armen gegeben. Altar, Betſchemel, Geißel, Stachelgürtel bewahrt das Nebenzimmer; hier vollendete die Büßerin ihr Beſſerungswerk an ſich ſelbſt; eine Strohmatte diente ihr als Lager. Jedes Jahr, während der Faſten, wurde die Einſiedelei bezogen, und dieſelbe Uebung befolgt. Spindler hat,

von der Poeſie des Ortes angeregt, hieher den Schauplatz ſeines Schwärmers verlegt.

Von Favorite ſind wir bald in Raſtadt, wo uns das Schloß eines Beſuchs würdig erſcheint, und wärs es auch nur, um das kleine Kabinet zu ſehen, wo der Friede geſchloſſen wurde, der dem ſpaniſchen Erbfolgekrieg ein Ende machte, oder den Ort, wo jener Kongreß gehalten wurde, den die ſchmähliche Ermordung der franzöſiſchen Geſandten beendigte. Noch jetzt leben Leute, die den zerhauenen, mit Blut bedeckten Jean de Bry, der glücklicher als ſeine beiden Gefährten, ſich retten konnte, am ſpäten Abend zurücklaufen ſahen, um in einem Wirthshauſe Hilfe zu ſuchen. Von der Plattform des Schloſſes, wo der Blitze ſchleudernde Jupiter ſteht, zeigt man die Stelle an der Waldecke, wo dieſe verbrecheriſche Handlung verübt wurde.

Eine andere geſchichtliche Erinnerung, die das Raſtadter Schloß in uns wieder erweckt, ſind die Trophäen aus dem Türkenkriege, die Markgraf Ludwig, der Sybilla Gemal, mitbrachte, und die hier wohl aufgehoben werden. Es ſind größtentheils die Gegen-

ſtände, die er im Zelte des Großveziers erbeutete. Man erſtaunt über die Pracht, die ein ſolcher barbariſcher Befehlshaber mit ſich führt. Waffen, Sättel, Pfeifen, Decken, Teppiche, Gewänder, Alles iſt vorhanden. Beſonders ſind die Waffen von außerordentlicher Pracht, und Damascener Klingen von unübertrefflicher Arbeit.

Unter den Bildniſſen iſt beſonders das von Paul I, wegen ſeiner großen Aehnlichkeit mit dem Großfürſten Konſtantin merkwürdig. Es iſt in ganzer Figur, wie auch das von Joſeph II, dabei gut gemalt. Außerdem ſind viele Gemälde vorhanden, die es wohl verdienten, in Karlsruhe aufgeſtellt zu werden, da man dort eben keinen Ueberfluß an dergleichen hat. Einige Werke von Lukas Cranach, von vorzüglicher Schönheit, ſind hervorzuheben.

Wildbad.

Sowohl von Raſtadt kann man über Gaggenau und Kuppenheim in das reizende Murgthal lenken, als auch von dem Schloſſe Eberſtein nach Gernsbach, dem Hauptort deſſelben, hinabfahren. Durchſchneidet man es von hier die Quere, ſo kommt man nach dem Württemberg'ſchen Orte Loffenau, und von hier nach Herrenalb, im maleriſchen Albthale, wo eine berühmte Waſſerheilanſtalt iſt, über den ſteilen Dobel, durch Waldwege ziemlich eben fort in's Wildbad, das durch den Doktor Granville, ſeinen Landsleuten mit Recht empfohlen wurde. Die Kraft des Wildbades gränzt an's Wunderbare, und zwar um ſo mehr, da

man ſich verwundert fragt, wodurch ſie denn eigentlich bewirkt werde? Die chemiſche Analyſe findet nichts heraus, was für jene Uebel, gegen die es angewendet wird, ſich als beſonders heilſam erweiſen könnte, und man glaubt daher, daß die natürliche Wärme der Quelle, die ſich immer gleichbleibende, allein die Heilungen alle bewirke, die ſich alljährlich dort zutragen.

Der Dr. Granville hatte mit der Empfehlung Wildbad's wirklich Gutes bewirkt, und viele Hundert ſeiner leidenden Landsleute werden es ihm danken. Damit aber nicht zufrieden, ging der gute Mann offenbar zu weit, und eilte zurück auf den Kontinent, um hier förmlich auf die Entdeckung noch unbekannter Bäder Jagd zu machen.

Wer die damit reichlich geſegneten Württemberg'ſchen und Badiſchen Städte nur oberflächlich kennt, wird wiſſen, daß ein ſolches Beginnen nicht anders, als mit dem ſchönſten Erfolge gekrönt werden muß.

Hat das kleinſte Städtchen einen etwas übelriechenden oder übelſchmeckenden Brunnen, gleich iſt ein gefälliger Doktor auch bei der Hand, der die Krankheiten weiß, wofür die Quelle gut ſeyn ſoll. Es iſt ein

edler Wettſtreit eingeriſſen, und bald wird Jeder ſtolz auf ſeine Quelle in Gebrechen und Gebreſten, nur eigenes Waſſer trinken!

Doctor Granville reiste wie ein Sieger durch's Land. Man baute ihm Ehrenpforten; man überreichte ihm ſilberne Becher; man hielt Reden; man ſtopfte ihn mit Speiſen voll; man wünſchte, daß er Bücher über alle Bäder ſchreibe, wie er eines über Wildbad geſchrieben hatte; man ſehnte ſich nach Engländern, weil man ſich einbildete, durch einige dieſer Inſulaner auch ohne Spiel zu Glanz und Reichthum kommen zu können. Wenigſtens wäre dieſer Weg harmloſer, das iſt nicht zu läugnen. Es war äußerſt betrübend anzuſehen, was Alles der arme Doctor Granville zu leiden hatte; nie iſt wohl ein gutes Werk ſchlechter vergolten worden. In einem Württemberg'ſchen Bade wurde er gleichſam gezwungen, in einem einzigen Tage ſechsmal öffentlich zu ſpeiſen — man gab ihm zwar das Beſte und Fetteſte, was nur aufzutreiben war, und verſüßte es ihm durch allerhand Reden und Geſundheiten, wie man vermeinte — aber es war denn doch zu hart für den armen Mann.

Es hat auch nichts geholfen; denn, wie wir wiſſen, hat er von dieſer jüngſten Entdeckungsreiſe noch nicht wieder öffentlich geſprochen.

Dem Wildbade bleibt bis jetzt unbeſtritten der Vorzug.

Murgthal und der Schwarzwald.

Zieht man das Murgthal hinauf, bis zu den Quellen der Murg, ſo wird man der entzückenden und überraſchenden Ausſichten viele haben. Es iſt ein gar herrliches Thal, das bis Forbach eine Kette maleriſcher Schönheiten in ſich ſchließt. Die Lage dieſes Marktes ſelbſt, mit dem ſchönen Thurme, iſt oft ſchon von Malern gewählt worden, und verdient es auch.

Hinter Forbach wird das Thal wilder; der Anbau wird ſpärlicher, bis er endlich ganz aufhört, und Glashütten, Schmelzwerke, Weiler, Sägemühlen, die Einſamkeit des Waldgebirgs andeuten und den Verkehr mit den tiefern Gegenden und dem mächtigen Flußgebiete des Rheins vermitteln.

Um vom Murgthal zu Wagen auf den Kniebis, den Hauptpaß in's Rheinthal und nach dem Elsaß, von besonderer militärischer Wichtigkeit, gelangen zu können, muß man aus Baden in's Württemberg'sche hinübergreifen und nach Freudenstadt gehen. Dieß ist ein sonderbar gebauter Ort, der etwas von einer nordamerikanischen Kolonistenstadt an sich haben mag. Die Häuser hegen einen überaus großen Platz ein, auf dem sich, rings um die Kirche geschaart, kleine Fruchtfelder und Ackergärten befinden, die alle besonders umzäunt sind. Die Häuser sind von eigener, größtentheils niederer Bauart, und fast keines, selbst in den Seitenstraßen, ist ohne Gärtchen, das es vollkommen von den Nachbarhäusern sondert und abscheidet.

Der Kniebis bietet oben eine Fläche, die wenig Aussicht bietet; es sey denn, daß man bei sehr klarem Himmel so glücklich ist, die lange Kette der Schweizer Alpen bis zum ferndämmernden Jura zu erblicken. Ein Anblick, der indeß eher Sehnsucht als Befriedigung erweckt.

Der Weg von dieser Höhe in's Schappachthal zieht sich in großen Windungen durch schöne Gehölze hin-

durch, bis man endlich tief im Grunde einige Häuſer entdeckt. Dieß iſt das in neuerer Zeit ſtark in Aufnahme gekommene Bad Rippoldsau. Es liegt vereinſamt tief im Thaleinſchnitte und iſt gänzlich als die Schöpfung des jetzigen Beſitzers, des Herrn Göhringer zu betrachten.

Das Thal der Schappach iſt nur eng; die Höhen ſind ziemlich rauh; die Gartenanlagen ſind ſpärlich, doch freundlich und gut gepflegt. Ein kurzer Spaziergang bringt uns zum Klöſterle, in maleriſcher Lage, und bald begrüßen wir das erſte Schwarzwälder Bauernhaus im Kinzigthale.

Die Schwarzwälder Bauernhäuſer ſind gewöhnlich aus Holz und nur der untere Stock iſt gemauert und weiß getüncht, während das Uebrige ſchwarz iſt und grell davon abſticht. Alles iſt für die Bequemlichkeit auf's Beſte eingerichtet, doch freut man ſich, wie hier ein ſchlichter, natürlicher Sinn, auch die Anforderungen der Schönheit und Zierlichkeit befriedigen konnte, ohne jenen Erforderniſſen dadurch Eintrag zu thun. Da ſieht man Vorſprünge und Erker, feſteingerahmte Guck- und Schiebfenſter, ſchöne, breite Austritte, vor

den Thüren mit Bänken verſehen, und von der weiten Haube, in die das mächtige Dach ausläuft, überſchattet und gegen Regen geſchützt. Zierliches Schnitzwerk und mancherlei Inſchrift iſt angebracht und erhöht den maleriſchen Karakter des Ganzen. Die Gebäude ſind weitläuftig; ein und daſſelbe Dach ſchützt die Wohnung des Bauern, die Tenne, den Heuboden, die Scheuer und die Ställe. Alles friedlich nebeneinander, reinlich, wohlerhalten. Gewöhnlich auf einer Erhöhung liegt das Gebäude ſtolz da, umfriedet von den Feldern, Gärten und Wieſen — ein lachender Anblick.

Solch' ein Bauer inmitten ſeines Eigenthums hat etwas Achtung Einflößendes; es erſcheint uns wie ein patriarchaliſches Verhältniß der Urzeit; der Mann iſt Herr ſeines Bodens, Haupt der Familie; er hat, was er braucht, iſt frei und unabhängig. Ein ſchönes Loos, das in andern Gegenden des Vaterlandes noch vergeblich geſucht wird.

Das Kinzigthal mündet in die Rheinebene; wer aber im Schwarzwald bleiben will, überſteigt die Höhen des Guttachthals, und gelangt in die Uhrmacher-

dörfer, wo jene wunderbare Induſtrie herrſcht, wo jedes Kind den mechaniſchen Inſtinkt mit auf die Welt bringt. Auch dieß Thal iſt reich an den mannigfachſten Schönheiten. Tryberg mit ſeinem Waſſerfall liegt wunderſchön da; dann geht's nach Furtwangen und Neuſtadt, von wo man ſich in das Höllenthal verſenkt, ein von großartigen Felsmaſſen eingeſchloſſenes Thal, an deſſen Ende die paradieſiſche Ebene ſich ausbreitet, die von den Bewohnern, im Gegenſatze zum Thale: das Himmelreich genannt wird, und aus welcher die prachtvolle Nadel des Freiburger Domes zum Himmel emporragt.

Von hier ſind Ausflüge nach Badenweiler, Baſel, in's Wieſenthal zu machen; einer intereſſanter als der Andere und, von unſerem Ausgangspunkte Baden in wenigen Tagen mit aller Muße zu unternehmen.

Renchthal.

Das Renchthal ist ein tiefer Einschnitt, der vom Kniebis abwärts, von den Ausläufern des Schwarzwaldes gebildet wird, und in die Rheinebene mündet. Es ist unbedingt das Schönste, was man von Baden aus in wenigen Stunden erreichen kann. Am Besten genießt man diese Schönheiten, wenn man von Oberkirch an das Thal aufwärts fährt und mit dem Kniebis endet. Dann schieben sich die Gebirgsconturen immer enger und enger zusammen, gleichwie die Coulissen eines Theaters.

Das Renchthal ist eng, überall angebaut und zeigt eine vollkommen südliche Vegetation. Da wachsen

Wein, Mais, Kastanien, Nüsse, Flachs, Obst, aller Ecken und Enden. Die Häuser sind freundlich, von der eigentlich schwarzwälder Bauart, von der früherhin die Rede war, verschieden. Eine besondere Eigenthümlichkeit gewähren dem Renchthale vier Gesundbrunnen, denen es nur an Gästen fehlt. Es sind Peterösthal, Griesbach, Antogast, Freiersbach. Sie liegen sämmtlich sehr anmuthig und bieten in den schönen, dazu gehörigen Gebäuden bequeme und gute Unterkunft.

Kloster Allerheiligen ist der Hauptpunkt dieses Thales; es liegt in tiefen, einsamen Waldungen versteckt, und wird von stattlichen Wasserfällen umbraust. Eine Wallfahrt dahin ist sehr belohnend.

Die Städtchen Oppenau und Oberkirch, die am Eingange des Thales liegen, sind, wie alle in dieser Gegend, freundlich, und Wohlhabenheit spiegelt sich überall in den blanken Fenstern. Man lebt hier wohlfeil und vortrefflich, und jeder, aus fernern Gegenden Herzureisende, wird gewiß von den Wirthstafeln überrascht werden, die hier täglich mit Allem prangen, was in den Hauptstädten des Nordens nur zum verfeinertsten

Luxus gezählt wird. Rheinfiſche, Forellen, Salm, Rebhühner, Haſel- und Birkhühner, Faſanen, Dammhirſch und Reh, feine Gemüſe und im Hochſommer und Herbſt das herrlichſte Obſt wird allwärts dem Reiſenden aufgetiſcht. Die Weine dieſer Gegend, wie Klingelberger, Durbacher, Affenthaler, die im Handel ſelten rein und unverfälſcht vorkommen, verdienen als die beſten, wohlſchmeckendſten und geſundeſten Tiſchweine genannt zu werden. Von dem Markgräfler, der in der Gegend von Freiburg wächst, iſt dieß ſchon längſt bekannt.

Von Baden hat man in sechs Stunden Straßburg erreicht, von wo die Eisenbahn in vier Stunden nach Basel führt. Mit dem Dampfschiffe kommt man in einem einzigen Tage von Baden nach Mainz. Ist die Eisenbahn von Kehl nach Heidelberg fertig, so wird ein Karlsruher Bürger sich Sonntags das Vergnügen machen können, auf dem Heidelberger Schlosse zu frühstücken und in Baden zu Mittag zu essen. Die Baseler werden Abends Haitzinger in der Karlsruher Oper hören können, und ein Badener wird sich auf der Rheinlust in Mannheim erlustiren, nachdem er in Baden gehörig zu Mittag gespeist hat. Diese

ſchöne, an intereſſanten Punkten ſo reiche Gegend, wird dann dem Publikum ſo viel Ergötzlichkeit bieten, wie keine andere, von Eiſenbahnen durchzogene. Es iſt anzunehmen, daß bis zum Frühjahr Karlsruhe und Heidelberg ſo verbunden ſeyn werden, und ein Jahr ſpäter auch Karlsruhe und Baden.

Für Baden ſelbſt, als dem Hauptziele aller Unterhaltungsſüchtigen, wird daraus ein unendlicher Vortheil erwachſen. Der Zuſammenfluß an Sonn- und Feſttagen aus der reichen übervölkerten Gegend am Rheine, ſowohl von hüben als von drüben, iſt unberechenbar. Unſere großen Karavanſerais werden nicht ausreichen, und es werden neue, noch weitläuftigere erbaut werden müſſen. Beſonders wird an große Speiſeanſtalten zu denken ſeyn, da wohl nur die geringſte Zahl dieſer flüchtigen Gäſte übernachten, Alle aber der Freuden des Leibes pflegen werden.

Von allen Bädern iſt gewiß Baden das wohlfeilſte. Wer durch ſeine Verhältniſſe genöthigt iſt, Sparſamkeit walten zu laſſen, kann ſich hier mit ſehr geringen Koſten bequem und ſogar angenehm einrichten. Ein Zimmer in der Vorſtadt von Lichtenthal, mit

reizender Aussicht und allen erforderlichen Möbeln, kann für zehn Gulden monatlich gemiethet werden; in einiger Entfernung, von der eigentlichen Stadt, noch billiger. Mithet man für mehre Monate, so kommt man noch besser weg, und ob man einen oder zwei Monate länger bleiben will, ist gleichviel, wenn die Wohnung nicht anderswie vergeben ist. Man hat Speisehäuser, die für vier und zwanzig Kreuzer das Essen außer dem Hause geben; an einigen Tischen kostet das Abonnement nur achtzehn Kreuzer.

An einem Orte, wie Baden, muß Alles für alle Nationen eingerichtet seyn. Die geschickten Wirthe haben daher Sorge getragen, die Neigungen, Gewohnheiten, Liebhabereien der fremden Gäste zu studiren, um Jeden zufrieden zu stellen. Es ist nun aber thörigt, wenn man behaupten will: der deutsche Typus sei hier verwischt; das Französische sei hier vorherrschend; man esse nicht wie zu Hause; man esse zu sehr verschiedenen Stunden; dieß Letztere störe die Geselligkeit, die gemeinsamen Veranstaltungen, die anderwärts das Badeleben für Viele angenehm machen u. s. w.

Daß das Französische vorherrschend sei, kann nur

in so fern zugegeben werden, als man viel Französisch sprechen hört. Im Uebrigen aber wird man eben so gut behaupten können, Baden sei russisch oder englisch. Mit einem Worte: dieser Badeort zeigt manches Abweichende, von dem im übrigen Deutschland Üblichen, dennoch aber bleibt der Grundton gut deutsch. Was die französische Sprache betrifft, so ist ihre große Verbreitung nicht die Schuld der jetzigen Generation, und von dem kleinen Baden, dessen Einwohner ja nur von den Fremden leben, ist überdieß keine Abänderung zu hoffen.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts, kurz vor Ausbruch der Revolution, suchte man in einer sogenannten französischen Bildung allein das, was den Weltmann, den Mann von feinem Tone ausmacht; dann kamen die französischen Kriege, die Einquartirungen, die Besitznahme deutscher Provinzen durch die Franzosen, und es schien die Pflicht mancher vorsorglichen Hausväter, ihre Söhne und Töchter französisch lernen zu lassen, theils zur Bequemlichkeit im Verkehr, theils, um in der Zukunft ein Auskommen zu finden. Daher mag es zunächst herrühren, daß die ältern Leute

unter uns ſich die franzöſiſche Sprache geläufig gemacht haben.

Was die Ruſſen betrifft, ſo wiſſen ſie, daß ſie mit ihrem Idiom außer Rußland nicht verſtanden werden und ſie lernen daher Franzöſiſch, was ſie auf ihren Reiſen in Deutſchland, Frankreich und einen Theil von Italien gebrauchen können. Die vornehmen Engländer, die im Auslande viel in der Geſellſchaft zu leben beabſichtigen, müſſen ſich auch dazu bequemen, die am meiſten in jene verbreitete Sprache zu erlernen. Da iſt denn das Franzöſiſche eigentlich allein das allgemeine Verſtändigungsmittel geworden, und da ſich dieſe Sprache durch ihre Gefügigkeit und Präziſion für den Umgang beſonders bequem erzeigt, ſo wird es ſchwer halten, ſie aus ihrer jetzigen Stellung zu verdrängen.

Jene Thorheit jedoch, daß Franzöſiſch von Nichtfranzoſen unter ſich geſprochen wird, hat ſich nunmehr in letzter Zeit ſeltener gemacht. Wie die Ruſſen unter ſich ruſſiſch, ſo ſprechen Engländer unter ſich engliſch und auch die Deutſchen, ſelbſt die vornehmern Klaſſen, haben Gottlob das Franzöſiſchparliren abgelegt. Noch vor

wenigen Jahren war es anders, und der Deutſche, wenn er in einen deutſchen Gaſthof in dem deutſchen Baden trat, ſprach mit Wirth und Kellner franzöſiſch, obgleich doch alle gut deutſch verſtanden. Eine Lächerkeit, einzig in ihrer Art und für eine ſpätere Zeit gewiß unglaublich.

Daß die Mittagstafeln zu verſchiedenen Stunden der allgemeinen Geſelligkeit Abbruch thun, iſt eine Annahme, die des Halts entbehrt. Und wenn die zur ſelben Zeit anweſende Badegeſellſchaft an einem einzigen Tiſche jeden Tag gleichſam abgefüttert würde — man verzeihe mir den Ausdruck! — ſo würden ſich die Unterhaltungen und Partien, nicht wie in den kleinern Städten geſtalten können, weil die Elemente zu verſchieden ſind. Dem Ausländer, wie dem Norddeutſchen iſt die nachmittägige Eßſtunde gewohnt und bequem, und für den Süddeutſchen, den Einheimiſchen, hat man die Einuhrtafeln beſtehen laſſen. Will man ſeine Geſellſchaft haben, ſeine Partien haben, ſo fehlt es dazu nicht an Gelegenheit; die Gleichgeſtimmten, Gleichgeſinnten finden ſich bald heraus; nationale Bande, dieſelbe Gegend des Vaterlandes, eine gleiche

Beſchäftigung im Leben, dieß Alles nähert, gewinnt, gebiert flüchtige, oft dauernde Bekanntſchaften.

Ein Mittel hiezu bietet jetzt die neue Trinkhalle, wo Alle, die eine Morgenkur gebrauchen, ſich zuſammenfinden. Man weiß, daß nichts ſo leicht bekannt werden läßt, wie das Begegnen am Brunnen. Die älteſten Geſchichten und Sagen ſprechen davon, und nicht ſelten wurden dort die ſüßeſten und ſtärkſten Bande für's Leben geſchlungen.

Die Geſpräche am Kurbrunnen aber nehmen durch eigene Beziehungen auf den Zuſtand des Leibes, auf die Wirkungen der Arzeneien, auf ſpecielles Befinden und Behagen, eine ſo eigenthümlich vertrauliche Färbung an, daß wenige Tage genügen, um ſich durch und durch kennen zu lernen, mindeſtens gewiſſen Symptomen nach.

Was nun aber die Geſelligkeit in Bezug auf das Allgemeine betrifft, ſo nimmt ſie, wie Alles hier, einen großartigen Karakter an. Baden gewährt hierin alle Vortheile einer großen Stadt. Man kann hier eben ſo ungezwungen und unbemerkt, wie in Paris und

Neapel seinen Neigungen leben und nachhängen. Den Ort, wo sich die ganze Gesellschaft zu einem gemeinsamen Genusse vereinigt, bietet die Promenade vor dem Conversationshause. Hier sieht und spricht sich Alles; hier lustwandelt man; hier sieht man und wird gesehen. Die Tanzreunionen bilden eine Abschließung; die größern Bälle sind wieder allgemeiner, doch schließen sich die Theilnehmer der Reunionen in neuester Zeit auch davon aus.

In Bezug auf Putz und Toilette herrscht, wie in allem Uebrigen in Baden keinerlei Zwang. Den Morgen, den Tag über, wird das ländlichste und bequemste Negligé getragen. Alles ist erlaubt und gestattet, was mit dem Anstande nur einigermaßen verträglich ist. Der Abendtisch in Gesellschaft von Damen, die Reunion, die Abendpromenade erfordern einen vollständigen Anzug. Ueberladungen werden nicht gesehen; Alles bleibt in den Grenzen der Einfachheit; Orden, Schmuck und Kostbarkeiten lassen die Vornehmsten und Reichsten zu Hause. Die Lächerlichkeit des drei-, viermal Umkleidens, wie in kleinern Bädern, ist hier verbannt. Man kommt des angenehmen Lebensgenusses wegen her, und denkt nicht

daran, ihn durch tyranniſche Geſetze über nichtsbedeutende Gegenſtände ſich zu verkümmern.

Wer übrigens von der Einförmigkeit der geſellſchaftlichen Formen dieſer blaſirten Welt gelangweilt wird; wer ſich vom öffentlichen Spiel verletzt fühlt; wer keinen Sinn für das Fremde mitbringt, wer die moderne Kunſtliebe zu alten Bildern und neueſter Muſik verſpottet — kurz, den nichts von allem Dem anzieht, was Baden in ſich vereinigt und ſeinem Beſucher in hübſchen Gegenſätzen zur Beobachtung darbietet — der erinnere ſich daran, daß ein kurzer Weg, den Hügel hinan, ihn dieſem ganzen Treiben entzieht, und ihn ſich im ſtillen Waldrevier wiederfinden läßt, allein mit der herrlichſten Natur, die willig dem neuen Weltkinde, wie dem ruhigen Denker, dem Mittheilſamen, wie dem Verſchloſſenen, doch jedem ſinnigen und gefühlvollen Menſchen zu ihren ewig reinen Genüſſen ladet. Er folge ihr, und er wird Baden dennoch liebgewinnen und ihm den Preis zuerkennen.

Mein geehrter Skizzist möge mir aber verzeihen, daß ich seine Bemerkungen mit diesen wenigen aus meiner Feder vermehrt habe. Es schien mir nicht unpassend, sie hier zu veröffentlichen.

A. V.